

mia.winchester

Drei Schwestern



Veröffentlicht auf Harry Potter Xperts
www.harrypotter-xperts.de

Inhaltsangabe

Macht, Ehre und reines Blut: Bellatrix, Andromeda und Narzissa Black könnten unterschiedlicher nicht sein. Dennoch verbindet sie eine Liebe, so innig und stärker als jeder Zauber, welche zwischen den Schwestern ein untrennbares Band gewebt hat. Doch dieses beginnt zu zerreißen, als Bellatrix sich einem noch unbekanntem schwarzen Magier anschließt, der im Untergrund Anhänger um sich scharft: Lord Voldemort. Zusammen mit anderen Todessern ebnet Bellatrix den Weg für seinen Aufstieg und wird bald die engste Vertraute des Dunklen Lords. Die schüchterne Narzissa freundet sich indessen mit Lucius Malfoy an, der ebenfalls ein Anhänger Voldemorts ist. Und auch Andromeda soll sich ihm anschließen, doch diese hütet ein erschütterndes Geheimnis: Sie liebt den muggelstämmigen Ted Tonks. Die Schwestern müssen sich der Wahrheit stellen und es wird sich zeigen, ob ihre Verbindung stark genug ist um die harte Probe und den Kampf um Andromedas verbotene Liebe zu bestehen.

Vorwort

Ich hatte schon lange die Idee, meine Faszination für die Geschichte der Familie Black und insbesondere die der drei Schwestern, in eine Fanfiction umzuwandeln.

Ich schreibe schon länger, aber dies ist meine erste richtige Fanfiction. Ich hoffe, sie wird meinen und euren Vorstellung zumindest ansatzweise gerecht.

Die FF spielt im Jahre 1969/1970, in Bellatrix' siebtem Jahr. Molly Prewett ist eigentlich älter als sie, aber im Kontext der Geschichte nahm ich mir die Freiheit, sie etwas jünger zu machen.

ACHTUNG! Um die Charakterwandlung von Bellatrix besser darzulegen, war ich so frei, die Geschichte um ihren Onkel Alphard Black ein wenig zu ändern. Laut JKR wurde er aus dem Stammbaum gebrannt, weil er Sirius Geld gab. In meiner FF allerdings hat er sich eines weitaus schlimmeren Vergehens schuldig erwiesen. Oder es wurde ihm zumindest unterstellt... Lest selbst nach! Ansonsten hält sich die FF chronologisch und faktisch an die von JKR vorgegebenen Wahrheiten und allein die Handlung entspringt meiner Fantasie.

Über Kritik und Anregungen freue ich mich sehr!
Viel Spaß beim Lesen!

Inhaltsverzeichnis

1. Eiswind
2. Das Mädchen aus Glas
3. Ein verhängnisvolles Duell
4. Vollmond
5. Der Herr der Schlangen
6. Die Todesser
7. Briefgeheimnis
8. Wie gemalt
9. Ein unausstehlicher Junge
10. Die unverzeihlichen Flüche
11. Verwundet
12. Anapneo
13. Bande
14. Silberne Nacht
15. Im Verbotenen Wald
16. Die schönste Erinnerung
17. Verbindung und Verrat
18. Toujours pur
19. Im fürnehmen und gar alten Haus der Blacks
20. Scherbenschnitt
21. Salz, Fleisch und Blut
22. Familienfeuer
23. Ausgebrannt
24. Zurück zu Hause
25. Der unbrechbare Schwur
26. Freundschaft
27. Hagrids Hütte
28. Grausamer Frühling
29. Das dunkle Mal
30. Zwei Brüder und eine Einladung
31. Eine waschechte Potter
32. Erkenntnisse und Geständnisse
33. Bei den Malfoys
34. Pläne
35. Die Ruhe vor dem Sturm
36. Sonnenlicht und Feuer
37. Wichtige Worte
38. Der Frühlingsball
39. Küsse
40. Abschied
41. Der Portschlüssel
42. Avada Kedavra
43. Eine furchtbare Nacht
44. Niemals
45. Zeit heilt keine Wunden
46. Ewige Bindung
47. Epilog- Drei Schwestern

Eiswind

Seit Tagen schon hingen dichte, graue Wolken über den Türmen von Hogwarts, und die Luft schmeckte nach Nebel und Eis. Es wurde Winter. Während die Ländereien von einem silbrigen Mantel der Kälte überzogen dalagen, wurde im Schloss alles daran gelegt, in jeder Ecke ein wärmendes Feuer zu entzünden, um dass man, nachdem man sich draußen die Nasenspitzen rot gefroren hatte, sich innerhalb von Hogwarts gleich wieder mollig warm fühlte.

Der Schulleiter, Professor Dumbledore, hatte außerdem veranlasst, dass alle Schüler zwei Kaminfeuerkugeln für die Taschen ihrer Roben bekamen. Diese kleinen, runden Bälle waren Dumbledores neueste Erfindung: Gläsern schimmernde Kugeln, in deren Inneren ein warmes, magisches Feuer loderte.

Bellatrix hatte ihre Kaminfeuerkugel gleich am Tag der Ausgabe mit voller Wucht gegen den Rücken von Gideon Prewett prallen lassen, wo sie platze und Gideons Umhang entzündete. Zwar hatte dieser das Feuer schnell genug unter Kontrolle, doch Bellatrix rühmte sich noch Tage später mit dem dummen Gesicht, das der ach so brillante Jungzauberer Prewett gemacht hatte, als er so plötzlich in Flammen aufgegangen war.

„Was für ein Idiot.“, feixte sie am Mittagstisch. „Und das Schlimmste ist, der ist auch noch verwandt mit uns.“

„Was du nicht sagst!“, staunte Alison.

„Entfernt.“, betonte Bellatrix. „Es kümmert mich auch nicht wirklich.“

„Hast auch Recht. Diese Seite der Familie ist unwichtig. Was mich viel mehr interessiert, ist die Erweiterung deinerseits.“ Wer dort, mit einem süffisanten Lächeln auf den schmalen Lippen sprach, war Rodolphus LeStrange, ein finsterer, hochgewachsener Zauberer, der schon lange ein Auge auf Bellatrix geworfen hatte. Er und sein jüngerer Bruder Rabastan zählten zu Bellatrix' engsten Freunden und sie war seinen Annäherungsversuchen alles Andere als abgeneigt. Dennoch legte sie ein angewidertes Gesicht auf, als sie ihm entgegnete: „Vergiss es, LeStrange.“

„Wenn du mir weiterhin die kalte Schulter zeigst, muss ich mir wohl überlegen, ob ich dich weiterhin zu Du-weißst-schon-wem mitnehme.“

Mit einem Mal war der neckische Unterton der Unterhaltung verschwunden. Ergriffen von dem plötzlichen Gedanken an den Dunklen Lord legte Bellatrix ihr Besteck beiseite und schloss die Augen.

„Bitte.“, hauchte sie. „Sag seinen Namen.“

Und als Rodolphus ihn schließlich aussprach, genoss sie jede einzelne Silbe: „Lord Voldemort.“

Danach sahen sich Bellatrix und Rodolphus eine ewig zu währen scheinende Sekunde in die Augen. Sie waren Hüter eines großen Geheimnisses, stolze Anhänger eines immer größer werdenden Klans, Wächter einer Macht, die in ihrem unvorstellbaren Ausmaß bald die gesamte Zaubererwelt überkommen würde wie ein todbringender Eiswind.

Alison unterbrach viel zu früh diesen innigen Moment zwischen den zwei Verbündeten: „Wer ist dieser Lord Voldemort, von dem ihr immer spricht?“

„Das wirst du noch früh genug erfahren, Zabini!“, zischte Bellatrix.

„Beruhig dich, Bella.“, entgegnete Alison. „Ich habe ja nur gefragt.“

„Ja, du fragst zu viel.“, grummelte Rodolphus.

„Ach!“ Eine fröhliche Stimme durchbrach die Anspannung. „Wird hier wieder über den unglaublichen Lord Sahnetort getuschelt?“

Andromeda, Bellatrix' jüngere Schwester, quetschte sich zwischen diese und Alison.

„Halt deine Klappe, Dro.“, knurrte Bellatrix. „Es ist eine Schande, ihn so zu verhöhnen. Aber die wird deine Frechheit noch vergehen, ehe du ihn zum ersten Mal getroffen hast. Er hat“-

„- mein Leben verändert, bereichert, in die richtigen Wege geleitet.“, beendete Andromeda den Satz für ihre Schwester. Dann lachte sie. „Ich weiß schon, der große Sektenführer Voldemort und seine treueste Anhängerin Bellatrix Black. Das Traumpaar.“

Bellatrix errötete unter den gewaltigen Massen rabenschwarzen Haares, die auf ihrem Kopf wucherten. Andromeda möge sie vielleicht verhöhnen, doch es schmeichelte ihr nur zu sehr, zu hören, dass sie die treueste Anhängerin des Dunklen Lords war. Wo dessen Aufstieg doch gerade erst begonnen und sie noch kaum ein Wort mit ihm persönlich gewechselt hatte. Nur die wenigen Auserwählten, die er zu seinem Inneren

Kreis zählte, waren bis jetzt in den Genuss gekommen, ihn überhaupt persönlich zu treffen und Bellatrix genoss jedes noch so kurze Treffen in den Wäldern um Hogwarts, bei dem sie sich in der Nähe des in der Zukunft wohl größten schwarzen Magier aller Zeiten wägen konnte.

„Still jetzt.“, zischte sie und diesmal gehorchte Andromeda.

„Ist schon gut.“, sagte sie leise. Sie wusste um die Faszination ihrer großen Schwester für diesen geheimnisvollen Mann und ein wenig jagte es ihr auch Angst ein, wie fanatisch Bellatrix und ihre Freunde diesen gewissen Lord verehrten, von dem noch nie wirklich jemand gehört hatte.

„Wie sind die Hähnchenschenkel?“, fragte sie den weißblonden Drittklässler schräg gegenüber, der die gesamte Unterhaltung mitangehört hatte.

„Oh.“, sagte dieser, offensichtlich ertappt, „die schmecken. Also, die schmecken *gut*.“

„Prima, dann nehm' ich mir doch gleich zwei.“

„Friss nicht so viel, Dro.“, warnte Bellatrix. „Sonst wirst du noch so fett wie die kleine Prewett.“

Molly Prewett, ein pummeliges, rothaariges Mädchen war zwei Jahre jünger als Bellatrix und ihr ein noch lieberes Opfer als ihre Brüder Fabian und Gideon, die an der Schule bereits jetzt als zwei der größten Zauberer gefeiert wurden, die je durch die Hallen von Hogwarts gewandelt waren. Andromeda hatte zusammen mit Fabian Zaubertränke und hatte schon oft mit ihm und seinem besten Freund Ted zusammen in der Bibliothek gesessen. Das konnte sie ihrer großen Schwester natürlich auf keinen Fall sagen, aber diese Beleidigung konnte sie dennoch nicht einfach hinnehmen.

„Lass Molly in Ruhe. Und die Prewetts generell. Was hast du nur gegen sie? Sie sind eine ordentliche, reinblütige Zaubererfamilie. Kein Grund, so auf ihnen herumzuhacken.“

„Wo sie Recht hat, hat sie Recht.“, sagte Rodolphus und hob seinen Kelch, um Andromeda in der Luft zuzustoßen. „Reines Blut, alles gut.“

„Viel mehr“, zischte der weißblonde Junge ganz überraschend, „würde ich mich über ihren Freund, diesen Ted Tonks oder was weiß ich, aufregen. Dass so etwas wie der überhaupt hier aufgenommen wird. Abschaum der Zauberergesellschaft.“

„Was ist mit Ted?“, fragte Andromeda.

„Ein Schlammblut ist der!“, bellte der Junge. „Ein dreckiges Schlammblut! Seine Eltern sind Muggel. Und ein Idiot ist er noch dazu. So etwas gehört von der Schule geschmissen.“

Stille trat ein.

„Hey“, lachte Bellatrix schließlich. „Der Kleine gefällt mir.“

„Danke.“ Der Jähzorn verschwand aus dem blassen Knabengesicht und wich nun einer zarten Röte.

„Wie heißt du, Kleiner?“, fragte Rodolphus.

„Ich bin Malfoy. Lucius Malfoy.“

Das Mädchen aus Glas

In den nächsten Tagen wich Lucius nicht mehr von der Seite der älteren Slytherins. Während der dünne, kleine Junge weder Bellatrix noch den Anderen zuvor wirklich aufgefallen war, mussten diese sich eingestehen, dass er bereits alles wusste, was es über sie zu wissen gab.

„Du bist die älteste Schwester von Narzissa.“, sagte Lucius, als er Bellatrix und Rabastan an einem besonders kalten Oktobernachmittag durch die Flure folgte. „Sie ist in meinem Jahrgang.“

„Seltsam.“, sagte Bellatrix spitz. „Sie hat dich nie erwähnt.“

„Ist ja auch nicht weiter schlimm.“, entgegnete Lucius, doch es klang nicht sonderlich überzeugend. „Ich halte mich lieber im Hintergrund.“

Niemand sagte etwas. Bellatrix war angetan von dem Eifer des Jungen, doch wie er ihr ständig am Rockzipfel hing und nicht aufhören wollte, vor sich hin zu schwafeln, fiel er ihr doch langsam auf die Nerven.

„Sie ist ziemlich hübsch.“, bemerkte Lucius und es hörte sich an, als hätte es ihn einiges an Überwindung gekostet, das zu sagen. „Narzissa.“

Bellatrix drehte sich zu ihm und lächelte zufrieden auf ihn herab.

„Hat meine kleine Schwester in dir also einen Verehrer?“

„Meine Absichten sind durch und durch aufrichtig.“, erklärte er.

Rabastan lachte. „Sieh einer an!“, warf er ein. „Dreizehn Jahre alt und schon so wortgewandt.“

Wieder errötete Lucius. „Danke.“

„Du bist den Anderen in deinem Alter wirklich um einiges voraus.“, lobte ihn Rabastan.

Sie begannen, gemeinsam die Treppe zu den Kerkern hinabzusteigen.

„Darf ich denn jetzt auch endlich erfahren, was genau es mit diesem Dunklen Lord auf sich hat?“

Lucius' Worte hallten von den steinernen Wänden wider. Einen Augenblick lang hing die Frage in der Luft, als traue sich niemand, sie zu beantworten. Einen Dreizehnjährigen mit ins Vertrauen zu ziehen war höchst fahrlässig. Andererseits würde er noch früh genug erfahren, was es mit dem Dunklen Lord auf sich hatte, zumal der junge Malfoy tatsächlich genau das war, was man in jenen Kreisen suchte: Ein folgsamer, wissbegieriger Junge reinen Blutes.

Rabastan blickte Bellatrix fragend an. Ihr widerstrebe es, das Geheimnis mit Lucius zu teilen. Ihr widerstrebe es ohnehin, überhaupt etwas zu teilen, vor allem, wenn es um *ihn* ging. Ihren Herrn.

„Pass auf, Junge.“, sagte Rabastan leise. „Du scheinst ein wirklich großes Interesse an der ganzen Sache zu haben und das lobe ich mir. Wir können jeden gebrauchen.“

Bellatrix sog scharf die Luft ein. „Ein kleines Kind?“, höhnte sie.

„Auch ein kleines Kind.“, zischte Rabastan. Dann wand er sich wieder an Lucius. „Wenn der nächste Vollmond am Himmel steht, versammeln wir uns im Verbotenen Wald. Dort werden wir dich hin mitnehmen und du wirst dem Dunklen Lord entgentreten. Bis dahin allerdings möchte ich, dass du kein Wort über diese Sache verlierst. Unglücklicherweise wandeln durch diese Hallen eine Menge Zauberer verdreckter Herkunft und Einstellung, denen das, was wir dort in den Wäldern zelebrieren, sicherlich missfallen würde.“

Narzissa Black hatte keine Freunde in Hogwarts. Im Grunde genommen störte sie das nicht weiter, da sie im ganzen Schloss noch nicht einer Person begegnet war, mit der sie sich vorstellen könnte, außerhalb des Unterrichts Zeit zu verbringen, aber wenn es Abend wurde und sie allein durch die Flure streifte, befiel sie seit geraumer Zeit ein schwarzes, trauriges Gefühl, das sie nur als Einsamkeit deuten konnte. Man nannte sie das gläserne Mädchen, weil ihre Haut so blass war, dass sie beinahe durchsichtig schien, und ihr Haar beinahe weiß. Sie war groß für ihr Alter und schrecklich dünn, aber dies machte ihre ungewöhnliche Schönheit aus. Narzissa genoss bereits im dritten Jahr die Bewunderung zahlreicher Mitschüler und deswegen störte es sie auch nicht weiter, dass sie diesen Spitznamen trug, viel mehr noch nahm sie ihn als Kompliment.

Doch als sie an diesem Tage auf dem Weg in die große Halle war und zwei Ravenclaws passierte, die sich zuflüsterten „Da ist wieder unser Mädchen aus Glas“, hätte sie am liebsten ihren Zauberstab gezückt und die beiden in Sumpfkroten verwandelt, denn sie war schrecklich wütend. Soeben hatte sie ein T auf ihren Aufsatz

über Heilkräuter in England und Schottland bekommen. T wie Troll. Und sie fürchtete sich jetzt schon vor der Reaktion ihrer Schwester Bellatrix, die während der Zeit in Hogwarts gern die Rolle der Mutter übernahm.

Nur, dass die wirkliche Mutter der Mädchen, Druella Black, eine geborene Rosier, nicht halb so jähzornig und unberechenbar war wie ihre älteste Tochter. Selbst die Beichte bei ihrem Vater hätte Narzissa der bei Bellatrix vorgezogen.

Sie konnte sich schon vorstellen, was sie sich gleich anhören musste: „Was erlaubst du dir? Solltest du nicht etwas mehr lernen? Hast du eine Ahnung, was passiert, wenn du so weitermachst? Du Idiotin! Du ziehst den guten Ruf deiner Familie durch den Dreck und deinen Eigenen ruiniert du dir gänzlich! Und du sollst eine begnadete Jungehexe sein? Ein Troll bist du, wie es auf deinem Aufsatz steht!“

Zwar waren die schulischen Leistungen von Bellatrix selbst auch nicht ausgesprochen gut, aber da Bellatrix ihren Eltern sowieso immer die liebste Tochter gewesen war und sicher nie auch nur ansatzweise im Stande war, eine ernsthafte Karriere neben ihrem Hauptberuf als Repräsentantin des Hauses Black anzustreben, kümmerte das niemanden. Narzissa allerdings, die von allen Seiten als Wunderkind gelobt wurde, sollte später im Ministerium arbeiten.

„Unsere Jüngste. Die Klügste von allen. Sie hat die Welt in ihren Händen!“, so lobte Cygnus seine Tochter auf jedem Familienfest. Narzissa war ein gefasstes und ausgesprochen kluges Mädchen, aber wenn ihr die Ehre der Familie derartig auf die Schultern gelegt wurde, wie eine tonnenschwere Last, dann fühlte sie sich doch, als würde sie darunter zerbrechen. Eben, als wäre sie aus Glas.

Sie spürte, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten und verzog das Gesicht, um zu verhindern, dass sie ihr an den Wangen hinabließen.

„Was ziehst du denn schon wieder für ein Gesicht, Black?“

Diese herablassende Stimme konnte nur einem gehören. Lucius Malfoy, der ebenso helles Haar hatte wie Narzissa, im Gegensatz zu ihr aber nicht um seine Noten bangen musste: Er war Jahrgangsbester, und das, ohne dass er je lernen musste. Er war ein unglaublich blasierter und hochnäsiger Junge, der einen mit seinem vielen Gerede schnell nervte und zu allem Überfluss tat er seine offensichtliche Bewunderung für Narzissa kund, in dem er sie, statt wie zu erwarten höflich und ergeben, noch viel respektloser und herablassender als alle Anderen behandelte.

„Was ist los, Malfoy?“, zischte Narzissa. „Warst du wieder bei den Siebstklässlern unten und bist meiner Schwester auf die Nerven gegangen?“

Lucius war soeben aus den Kerkern emporgestiegen und stand nun mit Narzissa am Fuße der großen Treppe in der Eingangshalle.

„Auf die Nerven gegangen?“ Lucius zog eine seiner hellen Augenbrauen hoch. „Wohl kaum. Viel mehr schätzen sie meine Gesellschaft. Nein, wir haben bloß geredet. Und dann haben sie mich eingeladen.“

„Eingeladen zu was?“ Narzissa hasste es, sich ausgeschlossen zu fühlen. Was war es nun schon wieder, das ihre Schwester plante, ohne sie einzuweihen, geschweige denn einzuladen?

„Das werde ich dir sicherlich nicht verraten!“, höhnte Lucius. „Frag doch deine Schwester selbst.“

„Ist mir eigentlich auch egal.“, sagte Narzissa mit verstellt fester Stimme. Sie kam nicht umhin, bei dieser Lüge die Finger fester um die Rolle Pergament zu schließen. Sie begann, in ihren Händen zu zerknittern.

„Was hast du denn da?“, fragte Lucius und versuchte, das Pergament zu greifen. „Ein Liebesbrief an Professor Flitwick?“

„Halt doch den Mund, Malfoy!“ Wieder an das schreckliche rote T erinnert, begannen Narzissas Augen erneut, sich mit Tränen zu füllen.

„Gib doch mal her! Ich will's mir nur kurz ansehen.“ Je fester Narzissa die Pergamentrolle griff, umso angestrenzter versuchte Lucius, sie ihr zu entreißen. Sie drohte, in der Mitte auseinanderzureißen und schließlich gab Narzissa voller Angst nach.

„Bitte sag's keinem.“, flehte sie mit ungewollt zittriger Stimme, als Lucius blasse Augen über den Aufsatz wanderten.

„Du hast ein T?“, lachte Lucius. „Du? Ich hätte besseres erwartet von dir, Black. *Ich* habe ein O auf diesen Aufsatz bekommen. Es war ja auch wirklich kein schweres Thema.“

„Ich weiß!“, krächzte Narzissa. „Ich meine, ich weiß auch nicht, was mit mir los war, ist jetzt auch gut, bitte gib mir den Aufsatz wieder.“

„Das muss ich mir aber noch gut überlegen. Ich frage mich, was Bellatrix dazu sagt, dass ihre sonst so kluge kleine Schwester plötzlich Noten wie Squib schreibt!“ Gemein lächelnd rollte Lucius das Pergament

zusammen und ließ es in die tiefen Taschen seines Umhangs sinken.

„Hör auf!“, bat ihn Narzissa verzweifelt. „Bitte, du hast keine Ahnung, wie gemein Bella sein kann! Ich werde es ihr selbst sagen, aber bitte verrate du es ihr nicht!“

Mit einem Mal kam Lucius ein Gedanke. Sein blasses Gesicht schien aufzuleuchten und die kleinen Augen weiteten sich, als er sagte: „Nun, ich hätte da eine Idee, bei der weder ich noch du es ihr verraten müssen.“

„Was meinst du? Es ihr verheimlichen? Das geht nicht. Bella weiß, dass ich einen Aufsatz zu schreiben hatte und sowieso. Man kann ihr nichts verheimlichen.“

„Nein, nein.“ Lucius lächelte schief. „Zufälligerweise kenne ich da einen nicht allzu schlechten Zauber, der aus diesem T ein E macht, und das schneller, als du Quidditch sagen kannst.“

„Wirklich?“ Völlig entgeistert schaute sie Lucius an. Jetzt wurde ihr auch klar, wie er es schaffte, ständig die besten Noten zu schreiben, ohne je etwas zu lernen. „Das ist Betrug, Malfoy! Und du selbst bist auch ein dreckiger Betrüger!“

„Na, na, na!“ Lucius wedelte mit der Pergamentrolle. „Ich habe Bellatrix schneller davon erzählt, als es dir lieb ist, überleg dir also, was du sagst!“

Stille trat ein. Ein dicker Hufflepuff drängelte sich an Lucius vorbei auf die Treppe und schubste ihn somit näher an Narzissa heran. So nah, dass seine Lippen dicht genug an ihrem Ohr waren, um dass er ihr zuflüstern konnte: „Hör zu, Narzissa. Du sagst keinem was, ich sag keinem was. Ich ver helfe dir zu einer besseren Note und als Gegenleistung für dich lasse ich mir noch etwas einfallen. So schocken wir zwei Wichtel mit einem Zauber. Was sagst du dazu?“

Narzissa überlegte nicht allzu lange. Dass der Zauber, der schlechte Noten in Gute verwandelte, wirksam war, sah man ja an Lucius. Und sich auf einen Handel mit selbigen einzulassen, schien ihr weitaus angenehmer als sich dem Zorn ihrer großen Schwester zu stellen.

„Was für eine Art Gegenleistung wird das sein, Malfoy?“, knurrte sie.

„Na ja.“, sagte Lucius und trat einen Schritt zurück, um ihr wieder richtig ins Gesicht sehen zu können. „Ich dachte da an so etwas wie eine Verabredung.“

„Eine Verabredung?“ Allzu schrill klang dieser verwundete Ausruf. Aber was hätte sie auch anderes erwarten sollen. „Du und ich also?“

„Du und ich.“ Dieser Gedanke schien Lucius so zu gefallen, dass sich ein ungewohnt breites Lächeln auf sein Gesicht legte. Es wirkte nahezu entstellend.

„Lucius, wir sind dreizehn. Dreizehnjährige haben sich nicht miteinander zu verabreden. Und vor allem habe ich keine Lust, dich mit dir zu treffen.“

„Wie du willst.“ Lucius lächelte noch immer, aber er drehte sich um und ging schnellen Schrittes auf den Eingang zur großen Halle zu.

„Halt!“, rief Narzissa und eilte ihm hinterher. „Schon gut, ich mach's. Wann und wo?“

„Am Freitag, bei Madam Puddifoot's?“, schlug Lucius mit strahlenden Augen vor.

„Du hast sie ja nicht mehr alle! Bestimmt gehen wir nicht in dieses widerliche Knutsch-Café! Lass uns in Die Drei Besen. Bitte, Malfoy.“

„In Ordnung.“ Er hielt Narzissa die langfingrige Hand zur Besiegelung der Abmachung hin, doch sie drehte sich um und lief in die große Halle. Ehe sie ganz hinter der schweren Tür verschwinden konnte, rief ihr Lucius, mit überraschend sanfter Stimme hinterher: „Black! Mach dir keine Sorgen wegen der Noten. Ich hab gehört, Professor Dumbledore will sie in dieser Form abschaffen und fortan nur noch bei den ZAG-Prüfungen im fünften Schuljahr vergeben. Dann wäre das so ziemlich das einzig Gute, was dieser Hohlkopf für uns getan hätte, oder?“

Ein verhängnisvolles Duell

In der nächsten Woche sprach Narzissa kein Wort mit Lucius. Sie fühlte sich auf eine ihr bisher unbekannte Weise eingeschüchtert und genötigt und sie traute sich nicht einmal, mit Andromeda, der sanfteren ihrer zwei großen Schwestern, über das Anliegen mit der unliebsamen Verabredung zu sprechen. Ohnehin sprach sie kaum mit ihren Schwestern, denn Bellatrix war stets mit den zwielichtigen Lestrangle-Brüdern unterwegs und Andromeda war den ganzen Tag über mit Lernen beschäftigt, denn auch sie wollte keinesfalls in Ungnade fallen und den Ruf der Familie mit schlechten Leistungen besudeln.

Als Narzissa an einem Sonntagmorgen aufwachte und aus den Kerkern der Slytherin-Räume emporstieg, konnte sie am Fenster sehen, dass der erste Schnee fiel.

„Ziemlich früh für Schnee.“, sagte eine Stimme hinter ihr. Lucius. Natürlich. Sie hatte doch so angestrengt versucht, ihm aus dem Weg zu gehen.

„Stimmt.“, sagte sie leise und überlegte fiebrig, wohin sie gehen konnte, um ihm zu entkommen. Es war zu früh, um zum Frühstück in die große Halle zu laufen und ganz offensichtlich viel zu kalt, um hinauszugehen und einen Spaziergang alleine zu unternehmen, wie sie es oft tat.

„Hat Bellatrix dir das E abgenommen?“

Narzissa nickte. „Danke nochmal.“, grummelte sie gezwungen.

„Hab ich gern gemacht.“

Es war seltsam, aber Lucius schien bemüht zu sein, Narzissa freundlich zu behandeln. Fühlte er sich, nun, da er Narzissa endlich zu einer Verabredung hatte nötigen können, als hätte er das Ziel seiner vorherigen, respektlosen Versuche, ihre Aufmerksamkeit zu erregen erreicht und versuchte nun, auf die fürsorgliche Art und Weise, ihr Herz für sich zu gewinnen?

Es war wirklich albern, zu sehen, wie der junge Malfoy bereits jetzt um Narzissa warb.

„Ich gehe dann mal.“, sagte er. „Man sieht sich, Black.“

Erleichtert, seiner Gesellschaft so rasch entkommen zu sein, blickte Narzissa seinem silbrigen Haarschopf hinterher, wie er in die Dunkelheit der Kerker hinabstieg.

Bereits nach dem Frühstück lagen die Länderein von Hogwarts unter einer dichten, weißen Decke von kristallinen Fröhschneeflocken. Es sah aus, als hätte jemand die Wiesen mit Puderzucker bestreut. Bloß, dass es, wie Andromeda auf dem Weg zu Zauberkranke feststellen musste, zu allem Übel noch um einiges kälter geworden war, als zuvor. Sie zog den kratzigen, grün-grauen Schal enger um ihren schlanken Hals und hob die Schultern an, um die Kälte nicht allzu stark im Gesicht zu spüren. Gerade hatte sie Kräuterkunde gehabt und gegen ihre Hoffnung, man hätte es im Gewächshaus ein wenig wärmer gezaubert, hatte man sich dort wie in einem Eisschrank gefühlt.

Jetzt allerdings stand ihr Lieblingsfach an, und als sie durch das große Portal in die Eingangshalle trat und ihr die wohlige Wärme des Schlosses entgegenschlug, fühlte sie sich mit einem Mal durch und durch froh. Sie stieg die Treppen zum Zauberkranke Raum hinab und fand dort schon einige ihrer Freunde vor. Esther Risgap, deren Bruder ein Vertrauensschüler bei Ravenclaw war, war Andromedas beste Freundin und Calista Yaxley, ein dürres, rotblondes Mädchen, war eine entfernte Cousine der Blacks und nur deshalb mit Andromeda befreundet. Rabastan Lestrangle nickte Andromeda von der anderen Seite des Raumes zu. Seine schwarzen Augen blieben eine Weile an ihr haften und blickten dann wieder vorbei an ihr ins Leere. Außerdem sah Andromeda auch Fabian Prewett und Ted Tonks, die ihr beide zuwanken, als sie den Raum betrat.

„Ist Professor Slughorn noch nicht da?“, fragte Andromeda in die Runde.

„Nein, er musste kurzfristig ins Ministerium fliegen.“, sagte Fabian. „Er hat mich heute morgen auf den Fluren angehalten und mir die ganze Sache erklärt. Es gab einen höchst unschönen Vorfall in der Abteilung der Muggelbeauftragten.“

Als Mitglied von Professor Slughorns Club von besonders talentierten Schülern pflegten die Prewetts ein sehr enges Verhältnis zu ihm und waren bezüglich solcher Dinge (die eigentlich niemanden außer den Betroffenen selbst etwas angehen sollten) stets auf dem Laufenden.

„Was ist passiert?“, fragte Andromeda und packte nichtsdestotrotz ihr Buch auf den Tisch.

„Na ja...“, sagte Fabian und trat etwas näher an Andromeda, als könnte dies verhindern, dass der gesamte Raum mithören konnte, als er sagte: „Letzte Woche wurde eine Gruppe von Muggeln am äußeren Rande der Wälder angegriffen. Es waren verirrte Wanderer, halb am Verhungern, wie es heißt, und irgendjemand hat ihnen ein paar üble Flüche auf den Hals gejagt. Jedenfalls wurden sie aufgrund der Umstände ins St.Mungo eingeliefert und dort gesund gepflegt.“

„Pah.“, machte Rabastan in seiner Ecke.

Fabian blickte ihn eingehend an. „Wie auch Lestrangle scheint das aber einigen Zauberern nicht zu gefallen.“

„Und was war jetzt im Ministerium?“, hakte Calista nach.

„Die Muggelbeauftragten haben sich dafür eingesetzt, die Muggel so lange als Patienten zu behandeln, bis sie wieder vollkommen genesen sind. Das sorgte für eine Diskussion im Untergrund. Ein Streit wurde entfacht, zwischen der eher toleranten und eher weniger toleranten Seite der Ministeriumsangestellten. Wie es doch so schön heißt, Magie ist Macht, und von wegen Unterdrückung der Muggel und dass wir nichts dergleichen in unseren Reihen dulden sollten.“

„Stimmt doch auch!“, bellte Rabastan. „Hätten den Flüchen erlegen sollen wie Tiere, diese Muggel. Unwichtige Kreaturen.“

Ted Tonks machte ein Geräusch zwischen Würgen und Knurren. Er war ganz rot angelaufen.

„Jedenfalls wurden die zuständigen Muggelbeauftragten heute Morgen völlig neben der Spur in ihren Büros aufgefunden. Stellte sich heraus, dass jemand versucht hat, sie zu vergiften, aber die Dosierung war wohl zu niedrig, um dass sie wirklich hätten sterben können. Deswegen musste Professor Slughorn mit einem wirksamen Gegengift beikommen.“

„Oh je.“, hauchte eine schwarzhaarige Gryffindor. „Hoffentlich werden sie wieder gesund.“

„Das ist doch egal.“, knurrte Rabastan. „Wozu braucht man überhaupt Muggelbeauftragte, hm? Meine Vorstellung eines Muggelbeauftragten sieht ganz anders aus als die des Ministeriums. Wenn es nach mir ginge, würde ein Muggelbeauftragter nur eine einzige Aufgabe haben: Muggel abschlachten.“

„Das geht zu weit, Lestrangle.“, brachte Ted hervor. Der schüchterne, hochgewachsene Junge war muggelstämmig und hatte während Fabians ganzem Vortrag angestrengt die Zähne zusammengebissen. „Diese Idee von einer Welt, in der Zauberer Nicht-Zauberer unterdrücken ist doch vollkommen abstrus! Diese Ideale galten vielleicht einmal vor tausenden von Jahren, zu Zeiten Slytherins höchstpersönlich, aber heutzutage sollten wir alle miteinander genug an Toleranz besitzen, um unser Leben in Frieden von den Muggeln getrennt zu leben, ohne, dass wir uns von ihnen in jeglicher Form gestört fühlen müssten oder andersherum.“

Wie Ted das so sagte, stimmte Andromeda ihm eigentlich zu. Bloß dürfte sie, als Nachfahrin einer durch und durch reinblütigen Zaubererfamilie, die zum großen Teil nach den Vorstellungen Salazar Slytherins lebte, niemals zugeben.

„Schwachsinn!“, rief Rabastan. „Ist klar, dass du das sagst, verfluchtes Schlammbhut.“

Mit einem Mal änderte sich die Stimmung im Raum. Andromeda spürte förmlich, wie sich die aufmerksame, friedliche Art von Anspannung, die noch eben zwischen den steinernen Kerkerwänden geherrscht hatte, sich augenblicklich in eine hitzige, gefährliche Anspannung verwandelte. Sie fühlte sich plötzlich schrecklich unwohl.

„Sag das noch einmal.“, knurrte Ted und ballte seine Hände zu Fäusten.

Rabastan trat aus der Ecke hervor, die Brust herausgestreckt wie ein kampfbereiter Hahn. Seine blassen, spinnenartigen Finger glitten in seinen Umhang.

„Dann was?“, sagte er herausfordernd. „Was willst *du* schon machen?“

Auch Ted griff in seinen Umhang. Andromeda wusste, dass beide Jungen ihre Zaubrstäbe fest umklammert hielten, bereit, sie jeden Moment zu zücken. Alle anderen Schüler im Raum hatten ganz unbemerkt eine Gasse gebildet, hielten sich an den Wandschränken, um dem sich anbahnenden Duell nicht im Weg zu stehen.

Ted gab Rabastan nur ein Schnauben zur Antwort.

„Hört doch auf damit, Jungs.“, sagte Esther. „Das hat keinen Zweck.“

„Bitte Teddy!“, flehte eine Gryffindor mit ungewöhnliche nah beieinander liegenden Augen. „Lass dich doch nicht auf diesen Slytherin ein!“

Rabastan rümpfte die Nase. „Was ist, Schlammbhut? Hast du Schiss, dass deine Muggelkräfte nicht

reichen, um sich mit meinen zu messen?“

Er zückte seinen Zauberstab, doch Ted war schneller: „*Expelliarmus!*“

Augenblicklich flog Rabastans Zauberstab aus seinen Händen. Erstaunt und zugleich unglaublich wütend dreinblickend eilte er zur Seite, um ihn wieder aufzuheben. Er hatte wohl nicht damit gerechnet, dass Ted ihn tatsächlich angreifen würde.

„Na warte, du dreckiges Schlammbhut...“, knurrte er, als er sich bückte. „Dir jag' ich einen schönen Flederwisch-“

„*Stupor!*“

Ein roter Lichtblitz schoss aus Ted's Zauberstab und traf Rabastan genau in den Bauch. Er wurde mit voller Wucht gegen die Wandschränke geschleudert, in denen die Phiolen und Fläschchen ohrenbetäubend laut klirrten und zum Teil auch zerbrachen. Betäubt von der Wirkung des Schockzaubers blieb Rabastan halb an den Schrank gelehnt auf dem kalten Fußboden liegen.

Niemand wagte es, auch nur ein Wort zu sagen.

Da schwang die Tür auf.

„Was geht hier vor sich?“

Alle Schüler wandten die Köpfe nach dem alten Mann, der soeben im Raum erschienen war. Seine langer Bart hatte die selbe Farbe wie der Schnee, der am Morgen gefallen war. Es war Professor Dumbledore, der Schulleiter von Hogwarts. In seinem sonst so sanften Gesicht standen Sorge und Empörung.

„Mr. Prewett, wären sie so freundlich, mir die Situation zu erklären?“

„Sehr wohl, Professor. Es gab ein Duell.“, sagte Fabian mit gefasster Stimme. Andromeda konnte sich vorstellen, dass er hitzig überlegte, wie er das Geschehene darstellen konnte, ohne allzu sehr Partei für seinen besten Freund zu ergreifen, der trotz seines Angriffs auf Rabastan im Grunde genommen im Recht war.

„Zwischen Ted und Rabastan.“

„Tonks hat Rabastan einfach angegriffen!“, rief Calista.

„Das stimmt so nicht ganz.“, sagte Fabian. „Rabastan hatte Ted zuvor bis aufs Äußere gereizt. Er hat ihn...“

„Er hat ihn Schlammbhut genannt, Professor. Mehrere Male.“, erklärte das schwarzhaarige Gryffindor-Mädchen.

Dumbledores Stirn kräuselte sich. „Ist das wahr, Mr. Prewett?“

„Ja, Professor.“

Dumbledore schwieg eine Weile. „Die Anwendung von gewaltsamen Zaubern an anderen Schülern ist streng verboten. Das müssten auch sie wissen, Mr. Tonks.“

Ted nickte. Er wagte es nicht, Dumbledore in die Augen zu sehen.

„Enervarte.“, sprach Dumbledore und hob seinen Zauberstab. Rabastans Körper erschlaffte wieder und er schaute Dumbledore mit glasigem Blick an.

„Ihr Verhalten war, soweit ich das beurteilen kann, höchst ungebührlich, Mr. Tonks.“, mahnte Dumbledore. „Ich hätte besseres von ihnen erwartet. Fünf Punkte Abzug für Gryffindor.“

Die Gryffindors stöhnten auf.

„Das ist unfair!“, brüllte ein dicker Gryffindor. „Lestrangle hat es nicht anders gewollt!“

„Sei still da hinten, Fettsack!“, fauchte Rabastan.

„Professor, erlauben sie mir diese Worte“, begann Fabian, „aber es lag in der Tat ein unglaubliches Maß an Provokation vor.“

Dumbledore nickte und schaute nun in die Runde: „Wie ihr alle wisst, ist Hogwarts eine Schule für Hexen und Zauberer aus jeglichen familiären Umständen und das schließt auch eine Herkunft muggelstämmiger Seite ein. Deswegen können wir derartig rassistische Beleidigungen hier nicht dulden und dies ist, so hoffe ich doch, Mr. Lestrangle ebenso klar gewesen wie ihnen allen hier. Deswegen entziehe ich Slytherin zehn Punkte.“

„Schweinerei!“, brüllte Calista.

„Parteiisch wie nichts!“, beschwerte sich Jonah Macnaire.

Dumbledore übergab die Beschwerden der Slytherins. „Ich möchte sie außerdem bitten, mit mir auf mein Büro zu kommen, Mr. Lestrangle.“

Rabastan zog ein Gesicht, als hätte er einen Flubberwurm essen müssen, als er schließlich aufstand und Dumbledore aus den Kellerräumen folgte.

„Ehe ihr hier noch mehr Unfug macht“, sagte Dumbledore noch am Türrahmen, „oder Mr. Tonks gleich

alle von ihnen schockt, möchte ich doch sehr darum bitten, dass sie gemeinsam in die Bibliothek gehen, um dort ihre Freistunde zu genießen.“

Vollmond

In den darauffolgenden Tagen wagte es niemand, Rabastan auf den Vorfall im Zaubertränkeräum anzusprechen. Natürlich hatte es sich rasch im Schloss herumgesprochen und ein jeder wusste, was sich unten in den Kerkern zugetragen hatte, aber Rabastans stetig wütendes Gesicht war jedem, der ihn nach dem Duell hätte fragen wollen, eine Warnung. Jedoch hielt es Bellatrix, die nicht weniger wütend war als Rabastan selbst, an einem Sonntagmorgen nicht länger aus. Rodolphus und sie hatten zusammen am blassgrünen Feuer im Slytherin-Gemeinschaftsraum gesessen, als Rabastan hineingerauscht kam. Sofort waren dutzende Augenpaare auf ihn gerichtet, aber keiner der im Raum versammelten Slytherins traute es sich, ihn länger als einen kurzen Augenblick anzusehen. Rabastan senkte den Kopf und wollte direkt zu den Schlafsälen durchgehen, als Bellatrix aufstand und ihm entgegenlief. Selbstverständlich fühlte sie sich ebenfalls bloßgestellt, da Rabastan nicht nur zu ihren engsten Freunden, sondern auch zu der Gruppe auserwählter, begabter Zauberer gehörte, die sich dem Dunklen Lord angeschlossen hatten. Gerade Leute wie Ted Tonks waren es, welche der Dunkle Lord und seine Anhänger verachteten, und sich von solchen Leuten unterwerfen zu lassen war mehr als gegen die ungeschriebenen Regeln dieser Gemeinschaft.

„Hör zu.“, sagte Bellatrix und hielt Rabastan an der Schulter fest. „Ich kann nicht mehr mitansehen, wie du mit gesenktem Kopf durch die Flure wandest.“

Rabastan hob den Blick und starrte Bellatrix in die tiefdunklen Augen, aber nichts in seinem blassen Gesicht rührte sich.

„Bella hat Recht.“, rief Rodolphus vom Sofa. „Du bist mein kleiner Bruder und ich trage Verantwortung für dich. Ich lasse nicht zu, dass es dir schlecht geht.“

Leider klangen diese Worte eher wie eine lange auswendig gelernte Leier als eine wirklich von Herzen kommende Ermutigung eines fürsorglichen großen Bruders. Zwar war Rodolphus wirklich besorgt um seinen jüngeren Bruder, allerdings gehörte er auch zum Schlag der Leute, die sich zum eigenen Wohl auch vom eigenen Fleisch und Blut abspalten würden. Ihm war nicht zu verkennen, dass er sich für Rabastan schämte.

Rabastan presste die Lippen aufeinander und wollte sich schon wieder umdrehen, als Bellatrix ihn fester an der Schulter griff und an sich zog. Ihre Lippen berührten sein Ohr, als sie ihm zuflüsterte:

„Heute Abend ist Vollmond.“

Es lief Rabastan eiskalt den Rücken herunter und er wusste nicht, ob es Bellatrix' warmer Atem oder der Gedanke an das, was ihm heute Nacht bevorstand, war.

„Wir finden einen Weg, es diesem Schlammblood heimzuzahlen, das verspreche ich dir.“, hauchte sie. Schließlich ließ sie von ihm ab und lächelte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

Rabastan nickte, schaute Bellatrix eine Weile in das vor Aufregung errötete Gesicht und ging schließlich in den Schlafsaal, um noch ein wenig zu ruhen, ehe er und einige wenige seiner Freunde am Abend in den verbotenen Wald aufbrechen würden.

Es war seltsam, zu beobachten, wie sich Bellatrix, Rodolphus und die anderen Dazugehörigen in Angesicht des bevorstehenden Treffens verhielten. Rodolphus lächelte unentwegt und auch Rabastan schien sich nach tagelangem Trübsalblasen endlich ein wenig besser zu fühlen. Und Bellatrix schien wie auf Wolken zu laufen, fasste alles vorsichtiger und nahezu zittrig an und ihr wässriger, verträumter Blick schwand immer wieder ins Leere. Andromeda konnte ihr ansehen, dass sie vor ihrem inneren Auge das kalte, schlangenartige Gesicht ihres großen Helden Lord Voldemort sah.

Andromeda selbst hatte bereits einem dieser Treffen bei Vollmond beigewohnt, aber obgleich sich die Worte des geheimnisvollen Dunklen Lords zum Teil mit den Lebensvorstellungen ihrer Familie deckten, war es ihr alles eher furchteinflößend als faszinierend vorgekommen. Die vermummten Gestalten, die am Waldboden kauerten und dem Schlangemann zuhörten, als spreche er aus einer anderen Welt zu ihnen- dies war eine Szene, die Andromeda Gänsehaut bereitete, sobald sie auch nur daran dachte. Deswegen fiel es ihr nicht schwer, zu verneinen, als Bellatrix sie bei den Hausaufgaben in der großen Halle fragte, ob sie am Abend mitkommen würde.

„Ich bleibe lieber hier, bei Narzissa. Und sowieso.“, sagte sie.

„Narzissa kann doch auch mit.“, meinte Kenneth Dougal, ein Ravenclaw im sechsten Jahr, der schon lange mit den Lestrangle-Brüdern befreundet war.

„Wohl kaum.“, zischte Andromeda. „Sie ist noch zu jung für diesen Kram.“

„Dieser Malfoy kommt doch aber auch mit.“, entgegnete Alison. „Oder etwa nicht?“

„Doch, doch, tut er.“, pflichtete ihr Rodolphus bei.

„Das ist ja auch was ganz anderes.“, sagte Andromeda. „Ihr habt den Jungen ja ganz kirre gemacht mit eurem Gerede von...“ Sie hielt inne- „Lord Voldemort.“

Bellatrix'Augen weiteten sich beim Klang dieses Namens und Rodolphus' Finger schlossen sich so eng um seinen Federkiel, dass die Knöchel weiß wurden. Die unverhohlene Aufregung stand ihnen ins Gesicht geschrieben und wieder einmal kam Andromeda die ganze Sache mehr als unheimlich vor.

„Selbst wenn“, sagte Rodolphus. „Narzissa kann sehr wohl alleine im Schloss bleiben.“

„Und wir brauchen jeden.“, fügte Kenneth hinzu.

Alison hatte gebannt zugehört und blickte nun hoffungsvoll zu Rodolphus.

„Jeden“, sagte dieser mit einem abwertenden Lächeln, „der es wert ist.“

Alisons Miene verdunkelte sich und sie blickte beschämt zu Boden.

„Bitte, Andromeda, du bist meine Schwester. Unser Blut in diesen Reihen, das ist perfekt! Wir können die Welt verändern.“ Bellatrix' fanatischer Blick ging geradewegs durch Andromeda hindurch.

Es war das erste Mal, dass Andromeda spürte, wie sich ihre große Schwester ihr inzwischen entfremdet hatte. Ganz früher, als sie nichts weiter als die kleinen Black- Töchter waren, die ihre Zeit in der gehobenen Zauberergesellschaft mit Spielen und ganz gewöhnlichem, kindischen Spaß verbracht hatten, hätte man keinen Keil zwischen den zwei Älteren treiben können. Mit ihren dunklen, langen Haaren und den großen Augen sahen sie fast wie Zwillinge aus, und tatsächlich hatten sie sich auch stets als diese ausgegeben, wenn sie auf Fremde trafen. Bellatrix war schon immer weitaus extrovertierter und forscher gewesen als Andromeda, aber der Bund zwischen ihnen war fest verankert gewesen, wie die Verbindung eines unbrechbaren Schwurs.

Inzwischen aber schien Bellatrix sich langsam in der Rolle der Geheimnishaüterin und machtvollen Hexe, Meisterin immer dunkler werdender Künste, zu gefallen, und ihre stetig radikaler werdenden Ansichten drifteten weiter und weiter von ihrer ehemals einzigen Überzeugung, nämlich die Ehre und das Blut der Familie Black und der allgemeinen Zaubererschaft rein zu halten, in Richtung gewaltsamen Bluts-Rassismus ab. Die Tatsache, dass sie sich den meisten Hexen und Zauberern überlegen fühlte und ihre unverhohlene Arroganz erschrecken Andromeda, die zwar Bellatrix' Charakter mit all ihren Eigenarten liebte und akzeptierte, die faschistisch anheimelnden Ideale ihrer großen Schwester allerdings furchtbar erschreckend fand.

Traurig über diese plötzliche Erkenntnis, nickte Andromeda schließlich.

„Gut, ich komme mit.“, sagte sie leise. War dies die einzige Möglichkeit, Zeit mit ihrer Schwester zu verbringen, so wollte sie diese auch wahrnehmen. Und außerdem könnte sie diesem Dunklen Lord ruhig noch eine Chance geben.

Egal wie, irgendetwas musste er ja wohl an sich haben, weswegen so viele ihrer Freunde und Bekannten zu seinen Anhängern wurden. Es war eine große Sache, die da mit ihm ins Rollen kam, das wusste Andromeda. Und noch hatte sie die Wahl, sich zu entscheiden, ob sie sich zu solchen Menschen zählte, wie ihre eigene Familie, oder ob sie außen vor bleiben wollte, wie die Anderen, die von ihrer Familie ignoriert bis geächtet wurden.

„Sehr schön.“, sagte Rodolphus.

„Das will ich hören.“, meinte Kenneth.

Bellatrix schaute ihre kleine Schwester nur mit einem schmalen Lächeln an. Es war das selbe Lächeln, das sie früher im Gesicht gehabt hatte, als sie mit Andromeda in den Gärten der Rosiers gespielt hatten und hatte nichts von dem Irrsinn, der ihr in letzter Zeit so oft im Gesicht stand. Es war ein durch und durch zufriedenes Lächeln. Sie hatte ihren Willen bekommen.

Die Dunkelheit brach nur langsam über das Schloss hinein. Zwischen den Freunden herrschte eine dauernd steigende Anspannung, die sich bei Sonnenuntergang auf ihrem Höhepunkt befand. Gebannt saßen sie am Ziehbrunnen vorm Schloss und blickten in den abendlichen Himmel. Es war eiskalt, doch die Sonne ging beinahe sommerlich unter. In einem rotorangefarbenen Wirbel versank sie am graublauen Himmel und hinterließ rosa Schwäden zwischen den Wolken, die Narzissa an den Geschmack von Bubbles Bestem

Blasenkaugummi erinnerten.

Sie saß am Fenster eines engen Flures, der kaum benutzt wurde. Hierhin, auf die Nische der Fensterbank, kauerte sie sich oft, wenn sie alleine sein wollte. Sie schaute hinab und ihre Schwestern und deren Freunde, die dort am Ziehbrunnen standen und wusste genau, wohin sie gehen würden. Es war eine spannende Sache, ohne Frage, aber Narzissa machte sich nicht allzu viele Gedanken darüber. Es war eines dieser Dinge, die nur die Älteren anzugehen schienen. Mit Ausnahme von Lucius Malfoy natürlich.

Andere Kinder wären vielleicht neidisch gewesen, wenn ihre Geschwister in irgendeinem Geheimbund waren, aber Narzissa war im Grunde ganz froh, dass sie in dieser Eiseskälte nicht in den Verbotenen Wald stapfen musste und sowieso galt ihr Interesse eher anderen Dingen, wie zum Beispiel dem Zeichnen. Auch jetzt hatte sie ein dickes Pergament auf dem Schoß legen, einen Kohlestift schräg darauf gehalten und wartete auf eine Idee, die sie in Form einer Zeichnung zu Papier bringen konnte. Im Haus ihrer Familie hingen so manche ihrer Kunstwerke, doch nicht immer nahm man ihre Lieblingsbeschäftigung mit Freude auf. Vor allem ihr Vater appellierte stets an sie, doch eher zu Lernen, statt ständig „herumzukritzeln“. Dass sie solche Worte verletzen, gab sie nie zu.

Es wurde dunkler und dunkler, doch zugleich stieg der weiße Vollmond am Himmel auf. Die Fackeln an den Steinwänden entfachten sich von selbst und Narzissa konnte ihre Schwestern nur noch im blassen Mondlicht draußen stehen sehen.

„Was machst du so alleine in diesem Flur, Black?“, näselte eine unverkennbare Stimme weiter hinten im Flur. Schritte näherten sich, Narzissa wand den Kopf und sah ihn: Wer dort ins Licht trat, war, sie hatte es nicht anders erwartet, Malfoy.

Es schien ihr beinahe, als verfolge er sie.

„Ich könnte dich das selbe fragen, Malfoy.“ Sie sprach seinen Namen mit Absicht wie ein Schimpfwort aus.

„Das weißt du doch. Ich bin auf dem Weg in den Verbotenen Wald.“ Er machte ein wichtigtuerisches Gesicht.

„Ich nicht.“, keifte sie und legte die Arme auf das Pergament in ihrem Schoß.

Zu spät, Malfoy hatte es bemerkt.

„Du malst?“, fragte er mit hoher Stimme. „Lass mal sehen.“

„Ich habe noch nicht angefangen mit dem Bild. Ich weiß nicht, was ich zeichnen soll.“

„Wie wär's mit mir?“ Malfoy lachte. „Das wäre doch ein schönes Motiv.“

„Ganz bestimmt.“, entgegnete Narzissa mit einem für ihr Alter ungewöhnlichem Sarkasmus in der Stimme.

„Ich weiß auch schon, wo du es hinhängen kannst, wenn es fertig ist. Über dein Bett. Dann kannst du mich jeden Abend vorm Schlafen und jeden Morgen nach dem Aufwachen betrachten.“

Er lächelte sie so direkt mit seinem schiefen Lächeln an, dass sich Narzissa der Magen zusammenzog, und sie wusste nicht recht, wieso genau.

„Halt doch die Klappe, du dummer Sack!“, fluchte sie. Mit einem Mal war sie unfassbar wütend auf ihn. Das Lächeln auf Lucius' Milchgesicht erstarb und er setzte seinen Weg fort, ohne Narzissa eines weiteren Blickes zu würdigen.

„Ich hab noch was gut bei dir!“, rief er, ehe er durch die Tür zu den Treppen gelang.

Einige Augenblicke später konnte Narzissa ihn ins Mondlicht treten sehen. Die Anderen, allesamt in schwarze Umhänge gehüllt, begrüßten ihn ohne jegliche Herzlichkeit und setzten sich schließlich in Bewegung, Richtung Verbotener Wald. Lucius' Blondschof, der als Einziger nicht unter einer Kapuze verborgen war, leuchtete fast so hell wie der Mond selbst. Einmal, kurz bevor sie vollends in der Nacht verschwanden, drehte er sich um und sah hoch zu dem Fenster, an dem Narzissa saß, doch sie hatte sich bereits ihrer Zeichnung zugewandt. Es wurde das Bild eines unglaublich grässlichen, wütend aussehenden Drachen.

Der Herr der Schlangen

Man konnte sie kaum erkennen, wie sie in ihren Gewändern durch den Wald schlichen. Das leise Schleifen der Roben auf dem Laubboden war das einzige Geräusch, das die Stille dieser Vollmondnacht durchbrach. Keine Eule schrie, kein Zentaur scharrte und kein Bowtruckle knackte und knisterte in den Tiefen des Verbotenen Waldes. Der Vollmond fiel in gleißend hellen Strahlen zwischen den hohen Bäumen hinab und ab und zu trat eine der verummten Gestalten ins Licht, ehe sie wieder in der Dunkelheit verschwand. Der Wald war eine vollkommen andere Welt als die, in der Hogwarts stand. Dort war alles lebendig, warm und belebt, hier allerdings herrschte, trotz der eng beieinander stehenden Bäume eine befremdliche und kalte Leere.

Andromeda war schon oft in Wäldern gewesen, in grünen Laubwäldern und düsteren Nadelwäldern, aber kein Wald auf der Erde war mit dem Verbotenen Wald zu vergleichen. Obgleich sie auch hier schon öfters gewesen war, fühlte sie sich heute Nacht besonders fremd und fehl am Platz. Sie wünschte sich, sie hätte sich doch entschieden, im Schloss zu bleiben, doch nun gab es keinen Weg zurück. Sie würde dieses Treffen hinter sich bringen und dann zurück ins Schloss gehen, hoffentlich unbemerkt von den Lehrern, und sich in ihr warmes Bett im Schlafsaal kuscheln. Der Gedanke daran, und die Kaminfeuerkugeln in ihrer Umhanttasche, wärmten sie ein bisschen.

„Wann sind wir da?“, hauchte eine Stimme aus der letzten Reihe.

„Schht!“, zischte Bellatrix. „Schnauze da hinten!“

„Nicht mehr allzu lang.“, flüsterte Andromeda in Richtung der Stimme. Sie sah Lucius Malfoy dankbar nicken und wusste, dass die Frage von ihm gekommen war. Ein Junge seines Alters war, egal wie reif er schien, definitiv nicht dazu bestimmt, jetzt hier zu sein. Es war kalt, es war Nacht und es war unglaublich gruselig. Und verboten war es auch noch. Ob Andromeda die Einzige war, die sich darum sorgte, was wohl geschehen würde, wenn man sie erwischte? Vor allem Lucius, gerade im dritten Jahr, nur Monate älter als ihre eigene kleine Schwester, sollte doch nicht seinen Platz an der Schule riskieren. Andromeda schüttelte sich, um die Sorgen loszuwerden, doch es half nichts.

Endlich sah sie die Lichtung vor sich. Der Vollmond schien auf die kreisrunde Fläche, die, ein wenig tiefer gelegen als der Boden, auf dem sie sich noch befand, von dicken Wurzeln und Ranken umgeben war, wie eine kleine Arena inmitten des Waldes. Und in der Mitte jener Arena lag, zusammengekauert am Boden, etwas, das von Entfernt aussah wie ein Baby.

Die Gruppe beschleunigte ihren Schritt und je näher sie kamen, desto mehr stieg die Spannung, die sie alle umgab.

„Was ist das?“, hauchte Malfoy und wieder wies in Bellatrix unfreundlich an, leise zu sein.

Das dunkle Knäuel am Boden regte sich und für einen kurzen Augenblick dachte Andromeda wirklich, es sei ein in Tücher gehülltes Baby, oder der Größe nach eher Kleinkind, das dort auf dem eisüberzogenen Laub lag, doch dann wurde ihr klar, dass es sich um nichts geringeres als eine große, grüne Schlange.

Als diese die eintreffenden Gestalten bemerkte, hob sie den Kopf und begann, ungewöhnlich laut zu zischeln und wispern.

„Nagini.“, hörte Andromeda ihre Schwester sagen. Sie sprach den Namen der monströsen Schlange mit so viel Liebe in der Stimme aus, dass es beinahe albern wirkte.

Bellatrix trat an die Schlange heran und Andromeda meinte schon, sie würde sich beugen, um das Oberschenkeldicke Monster zu streicheln, doch im selben Moment da Bellatrix sich der Schlange zuwand, knackte ein Ast hinter ihr und alle wirbelten herum, um zu sehen, wer soeben ins Mondlicht getreten war. Gefolgt von vielen anderen verummten Gestalten stand er dort auf der Anhöhe über der Lichtung und blickte auf all die hinab, die seinetwegen erschienen waren:

Lord Voldemort.

Andromeda hatte ihn schon einmal gesehen, vor etwa einem Jahr, als diese Treffen begonnen hatten und wusste, wie ungewöhnlich dieser Mann aussah, aber sein jetziger Anblick jagte ihr einen eiskalten Schauer über den Rücken.

Seine im vorigen Jahr noch überwiegend menschlichen Züge glichen immer mehr denen der Schlange am Boden, seine Haut war unfassbar fahl und nahezu grünlich. Und die Augen, die Andromeda braun in Erinnerung hatte, leuchteten im Mondlicht beinahe rot. Zwar hatte er immer noch die Statur eines

gewöhnlichen Mannes um die Vierzig, aber hätte man einen Unwissenden nach Voldemorts wahren Alter gefragt, so hätte niemand sagen können, ob er nun wirklich vierzig oder erst zwanzig oder bereits hunderte Jahre alt war. Etwas an ihm war so anders und unmenschlich, dass es wirkte, als wäre er gar nicht wirklich da.

Doch als er sprach war er mit einem Mal so präsent, dass Andromeda ihn in jeder Faser ihres Körpers spüren konnte.

„Ich freue mich, euch alle hier zu sehen.“, sagte er. Seine Stimme war kälter als die Nacht selbst.

Bellatrix erging es ähnlich wie ihrer Schwester, nur um einiges intensiver. Lord Voldemorts Stimme drang an ihre Ohren, rauschte durch ihre Venen und erfüllte ihren ganzen Körper mit dieser fremden und doch sogleich für sie heimelig wirkenden Kälte. Diese Stimme war so machtvoll, Bellatrix sah schon vor sich, wie bald alle, aber auch wirklich alle Zauberer der Welt, dieser Stimme folgen würden. Sie folgte ihr bereits. Allein nach diesen acht unbedeutenden Worten wurde Bellatrix wieder einmal klar, dass sie alles tun würde, was ihr diese Stimme abverlangte. Und der Mann, dem sie gehörte. Sie legte die Hand auf ihre Brust, um ihr Herz darin rasen zu spüren.

„Herzlich Willkommen in dieser eher ungemütlichen Umgebung.“, witzelte der Dunkle Lord und trat schließlich hinab auf die Lichtung. „Ich hätte für ein paar Sitzplätze und ein Feuer gesorgt, wenn ich gekonnt hätte, aber leider war ich andersweitig beschäftigt.“

Verhalten lachten die Kapuzengestalten. Die vielen Anderen, die mit Voldemort erschienen waren, reihten sich nun neben den Hogwartsschülern ein und bildeten einen großen Kreis um den Schlangenmann und sein Haustier in der Mitte.

Es war kein Wunder, dass sich hier so viele um ihn versammelten hatten.

Lord Voldemort war kein unbeschriebenes Blatt in der Zaubereigeschichte, war er doch einst einer der begabtesten Schüler gewesen, die Hogwarts je hervorgebracht hatte.

Damals noch unter dem Namen Tom Verloren Riddle hatte er meisterhafte Zauber vollbracht, die erahnen ließen, zu was er inzwischen fähig war. Tom Riddle hätte Zaubereiminister werden können, doch er lehnte ab. Die Person, die er für die Öffentlichkeit gewesen war, war inzwischen gestorben. Was jetzt zählte, war sein, wie er es einmal zu Rodolphus gesagt hatte, wahres Ich.

Lord Voldemort, der mächtige, dunkle Zauberer, der gegen alle Erwartungen seinen eigenen Weg eingeschlagen hatte und nun im Untergrund blieb, um dort die Pläne zu schmieden, welche die Zaubererwelt um einiges mehr ändern würden, als er es als Zaubereiminister je hätte tun können.

Bellatrix wusste all dies und noch viel mehr, da sie nach einem dieser Treffen verbotenerweise eine Nacht im Drei Besen mit Chamelia Lazarus gegessen hatte, die damals mit dem Dunklen Lord nach Hogwarts gegangen war.

Sie war eine gebrochene Frau mit blutunterlaufenen Augen. Früher war sie vielleicht einmal hübsch gewesen, aber inzwischen sah sie aus wie jemand, der sein täglich Brot durch reichlich Alkohol und sein ehemals erfülltes Leben durch ein kümmerliches Dasein am Rande der Gesellschaft ersetzt hatte.

„Er war so anders als die Anderen. Schon damals.“, hatte sie Bellatrix erzählt. Während diese ein Butterbier getrunken hatte, war Chamelia schon leicht beschwipst von den vielen Krügen Maulbeernektar mit Schuss. „Der schönste Junge, den du dir vorstellen kannst.“

Bellatrix hing gebannt an ihren vom Nektar benetzten Lippen. Der Gedanke an den jungen Lord Voldemort ließ sie ein wohliges Schwirren im Magen spüren. Ähnlich wie das, was sie von Zeit zu Zeit verspürte, wenn Rodolphus sie anlächelte oder einen seiner gut gemeinten Scherze mit ihr trieb, nur um vieles intensiver.

„Alle haben ihn geliebt. Von den Lehrern bis zu den Erstklässlern und natürlich haben die Mädchen ihn angehimmelt wie einen Volkshelden.“

„Das ist er auch.“, hatte Bellatrix eifrig nickend gesagt. „Ein Held.“

„In der Tat.“ Chamelia kippte sich den letzten Rest Maulbeernektar in den dünnen, bereits faltig werdenden Hals und verlangte sogleich nach mehr. Der Wirt eilte mit gleich zwei Krügen herbei.

„Man kennt mich hier.“, verteidigte sich Chamelia. Sie trank vom neuen Krug ab und fuhr dann fort: „Er war so unfassbar klug und er beherrschte jeden Zauber. Leider wusste er auch, wie man einem Mädchen das Herz bricht.“ Ihre traurigen Augen schwenkten ins Leere und Bellatrix fühlte, dass sie hier von sich selbst sprach. Sie nahm noch einen Schluck und schien sich wieder zu fassen. „Und ich sag dir was-“

„Ja?“ Gespannt rutschte Bellatrix weiter nach vorne, so nah an Chamelia heran, dass sie deren stinkigen Atem riechen konnte.

„Als wir im fünften Jahr waren... Da gab es einen Vorfall mit einer Muggelgeborenen. Einem Schlammblut, wie es im Buche steht. Sie starb...“

„Er hat sie umgebracht?“, zischte Bellatrix. Erschrocken wich sie zurück. Natürlich traute sie jemandem wie Lord Voldemort eine solch radikale Tat zu, aber der Gedanke an einen Schönling von fünfzehn Jahren, der ein Mädchen einfach so ermordete- und das so geschickt, dass er offenbar ohne Strafe davonkommen konnte- war mehr als verstörend.

„Nicht er.“, beruhigte sie Chamelia. „Aber etwas, das so mächtig ist, dass du dir gar nicht vorstellen kannst, dass er in der Lage ist, es zu kontrollieren.“

„Was ist es?“

„Es ist im Schloss, liebste Bella, es ist immer noch da drin, glaube ich.“

„Was ist es?“

„Nun...“, Chamelias Wangen waren blutrot geworden. „Es ist etwas, das einst Salazar Slytherin höchstpersönlich gehört hat. Vielleicht hast du schon davon gelesen?“

„Die Geschichte von Hogwarts...“, sinnierte Bellatrix.

„Die Legenden, die sich um Slytherin ranken?“, hakte Chamelia nach. „Nein?“

Plötzlich aber fiel es ihr ein.

„Das Monster aus der Slytherins Kammer!“ Sofort merkte Bellatrix, dass sie zu laut gewesen war.

„Scchhhht!“, fauchte Chamelia. „Leise.“

„Also kontrolliert er dieses Monster?“, flüsterte Bellatrix.

Chamelia nickte. „Rechtmäßig gesehen gehört es ihm sogar.“

„Wie meinst du das?“

„Dummes kleines Mädchen, hast du nie überlegt, dir Gedanken über seine Vergangenheit gemacht oder Hinweise gezählt? Er kann mit Schlangen reden, klingelt es?“

„Dann ist er ein Nachfahre von Slytherin selbst!“ Bellatrix fürchtete, ihr Herz würde ihr jeden Moment aus der Brust springen, so schnell schlug es.

„In der Tat. Nur so viel zu dem, zu was er fähig ist.“ Chamelia zwinkerte Bellatrix zu und leerte einen weiteren Krug.

Bellatrix hatte sich nie so aufgeregt gefühlt wie in diesem Moment. Es war der Moment, in dem ihr klar wurde, wer Lord Voldemort wirklich war, und was er alles sein konnte.

„Ein unglaublicher junger Zauberer.“, flüsterte Chamelia noch und blickte Bellatrix tief in die Augen. „Und ein fantastischer Liebhaber.“

Bellatrix' Kehle wurde mit einem Mal trocken. „Was soll das denn heißen?“, fauchte sie, überrascht von ihrer heftigen Reaktion auf die Andeutung der viel älteren Hexe.

„Oh, Schätzchen, denk nichts Falsches. Ich glaube, ich wäre noch die erste gewesen, die sich dem Dunklen Lord, dem unnahbaren Tom Riddle, genähert hätte. Er schien einfach stets viel zu beschäftigt zu sein mit den Gedanken bezüglich seiner Magie, als sich auch noch welche über die Magie der Liebe zu machen.“

Bellatrix sagte nichts.

„Ich erinnere mich noch genau daran, wie ich ihn damals zum ersten Mal gesehen habe...“, begann Chamelia, aber Bellatrix wollte ihr nicht mehr zuhören. Sie war zu betrunken und drohte, in unwichtige Geschichten vom jungen Tom Riddle abzuschweifen, die mit dem heutigen Lord Voldemort nichts mehr zu tun hatten.

Das Gespräch hatte somit beendet geschienen. Also war Bellatrix aufgestanden und hatte das Lokal verlassen, ohne sich noch einmal von Chamelia zu verabschieden. Hatte sie vorher noch an der Macht von Lord Voldemort gezweifelt, so war sie nun von einem kribbligen Gefühl der Gewissheit erfüllt, zu den zukünftigen Vertrauten- vielleicht sogar zur engsten Vertrauten höchstpersönlich- des wohl mächtigsten Zauberers aller Zeiten zu gehören.

Heute, in der Dunkelheit der Nacht konnte Bellatrix Chamelias' Gesicht unter keiner der Kapuzen erkennen. Sie fragte sich nicht weiter, wo sie wohl sein könnte. Sie konnte diese heruntergekommene Hexe nicht ausstehen.

„Nun gut“, zischelte Voldemort. „Ich hoffe, ihr wisst, was für eine Ehre es für euch darstellen sollte, heute Nacht hier zu sein.“

Voller Demut senkten die versammelten Gestalten die umhüllten Köpfe und zeigten Voldemort somit ihre Dankbarkeit, zu diesem Treffen geladen worden zu sein.

„Ich war eine Weile fort. Habe mich gewissen Dingen gewidmet, welche in Zukunft noch von Wichtigkeit seien werden.“

Er sah sich mit den rötlichen Augen um. Er kniff sie weder zusammen, noch riss er sie auf, um in der Schwärze besser sehen zu können, es schien beinahe, als störe ihn der Lichtmangel kein bisschen.

„Ein neues Gesicht!“, johlte er plötzlich und nickte in Richtung von Lucius Malfoy.

Alle wandten den Kopf, um den Neuling anzusehen.

„Tret vor und nenne deinen Namen.“, befahl Voldemort mit barscher Stimme.

Andromeda konnte das Herz des kleinen Jungen beinahe von der anderen Seite der Lichtung schlagen hören. Mit langsamen, zittrigen Schritten schlich sich Lucius in die Mitte der Lichtung, zog die Kapuze vom Kopf und entblößte sein weißes Gesicht vor dem neugierig auf ihn starrenden Voldemort.

„Sieh an, sieh an. So jung.“, lachte dieser. „Was willst du hier?“

„Nun...“, stotterte Lucius los. „Ich...“ Mit den Lippen formte er Worte, doch er brachte keinen Laut hervor. Nun starrten ihn alle an und die Röte schoss ihm ins kalkweiße Gesicht.

„Erlaubt mir dies zu sagen, Herr“, sagte Bellatrix laut. „Das ist Lucius Malfoy. Reinblütig. Slytherin. Er ist dreizehn Jahre alt und sympathisiert mit euren Absichten.“

„Dich hat niemand gefragt, Bella!“, fauchte Voldemort. Doch als sein Blick für den Bruchteil einer Sekunde an Bellatrix haften blieb, zuckte ein entstellendes, aber durchaus versöhnliches Lächeln um seine Lippen. Bellatrix errötete und Rodolphus, der dies ebenfalls bemerkt hatte, griff sofort nach ihrer Hand.

„Verzeiht, Herr.“, murmelte Bellatrix und schaute zu Boden.

„Was auch immer. Ist es denn so?“, fragte Voldemort neugierig und trat einen Schritt näher an Lucius. „*Sympathisierst du mit meinen Absichten?*“

Lucius nickte. „B-b-Bellatrix hat m-mir von i-ihnen erzä-ä-ählt, Herr.“

„*B-b-Bellatrix hat m-mir von i-ihnen erzä-ä-ählt, Herr!*“, äffte Voldemort den Jungen nach, der unter dieser Beleidigung zusammenzuckte. „Nimm's mir nicht krumm, mein Junge. Ich bin froh über jeden Zuwachs meiner bisher kleinen Gemeinschaft, aber was kann mir ein dreizehnjähriges Milchgesicht wie du schon bieten?“

Vielleicht war es die Beleidigung, die Lucius' Stolz geweckt hatte und ihm nun die nötige Kraft verlieh, vielleicht war er aber auch einfach nur umso fester entschlossen, dem Dunklen Lord zu gefallen, als er sagte: „Loyalität, Mut, Klugheit und alles, was ich sonst aufbringen kann.“

Gespannt lief Voldemort um ihn herum wie ein an einer Ware interessierter Käufer.

„Ich verstehe.“ Er legte eine lange Pause ein. Dann sagte er: „Das gefällt mir.“

Bellatrix entspannte sich. Sie wäre zur Verantwortlichen gemacht worden, hätte sie einen Taugenichts in die Mitte der Versammelten mitgeschleppt. Aber so, wie der Dunkle Lord den Jungen ansah, schien er wirklich Gefallen an ihm zu finden.

„In Ordnung.“

Er blieb vor Lucius stehen, hob den Arm. Eine dürre, weiße Hand glitt unter seinem Umhang hervor, streckte sich den zitternden Händen Malfoys' entgegen.

„Willkommen bei den Todessern.“

Die Todesser

Ein Raunen ging durch die Runde. Malfoy trat an seinen ursprünglichen Platz zurück. Er konnte den Blick nicht von Lord Voldemort wenden. Seine Hand, die soeben noch in der kalten Krallen des wohl furchteinflößendsten Zauberers gelegen hatte, den er je gesehen hatte, schien in Flammen zu stehen. Er schüttelte sie unter den langen Ärmeln seiner Kutte, doch das Gefühl in ihr verschwand nicht. Ein Todesser. Das war er jetzt. Er trug ab heute diesen Titel, diesen geheimen Namen, der ihm zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl gab, etwas Besonderes zu sein. Zwar trug er seinen Kopf stets hoch erhoben, gab nichts auf die Meinungen und Gefühle der Anderen und ließ keinen Tag vergehen, an denen er nicht mindestens einen seiner Mitschüler mit seinen gehässigen Kommentaren wirklich verletzt hatte, aber innerlich hatte er sich nie danach gefühlt, als hätte er auch das Recht dazu, so zu sein. Aber jetzt, binnen weniger Minuten, schien alles anders geworden zu sein.

„Wie einige von euch vielleicht bemerkt haben, fehlt jemand in unserer Runde.“

Die Köpfe drehten sich, erneut ging ein Raunen durch die Gruppe.

„Chamelia Lazarus.“, erklärte Voldemort. „Das liegt daran, dass sie tot ist.“

Bellatrix sog scharf die Luft ein, aber wirklich leid tat es ihr um die alte Hexe nicht.

„Schlimme Sache.“, sagte Voldemort, aber man hörte ihm an, dass er es nicht so meinte. „Sieht so aus, als hätte die Gute ganz gerne einmal einen über den Durst getrunken und dabei Dinge erzählt, die niemanden etwas angingen. Ihr großes Maul wurde ihr, so scheint es, zum Verhängnis.“

Bellatrix schluckte schwer. Schuldbewusst blickte sie um sich.

Sie war nicht die Einzige gewesen, die eine derartige Unterhaltung wie die damals im Drei Besen mit Chamelia gehabt hatte? Enttäuscht und wütend biss sie sich auf die Lippe. Sie hatte sich für etwas Besonders gehalten, hatte sich dem Dunklen Lord durch dieses Wissen so nah gefühlt, doch sie hatte falsch gelegen.

„Deshalb möchte ich es euch jetzt und hier verkünden, ein für alle Mal. Wir haben uns alle oft genug getroffen, um ein nötiges Band des Vertrauens zwischen uns zu weben, nehme ich doch an. Stimmt mir jemand in dieser Sache nicht zu, steht es ihm frei, zu gehen.“

Niemand regte sich, als Voldemort prüfend in die Runde sah. Alle Augenpaare waren auf den moosigen Boden gerichtet, niemand schien auch nur zu Atmen zu wagen.

„Chamelia Lazarus war ohne Frage eine meiner engsten Vertrauten aber es schien, als würde sie dieses Vertrauen ausnutzen. Sie machte sich einen Spaß daraus, Menschen Geschichten über mich und meine Vergangenheit zu erzählen, die niemanden außer mich selbst etwas angehen.“

Bellatrix spürte ein Ziehen in der Magengegend. Sie fühlte sich schuldig und hatte Angst, würde der Dunkle Lord von erfahren, dass auch sie jene Geschichten über ihn von Chamelia wusste, sie würde von den Todessern ausgeschlossen werden.

„Aber gut.“, sagte Voldemort laut. „Ich habe beschlossen, die Gerüchte, die sich um meine Person ranken zumindest für euch ein wenig zu lüften. Es ist wahr, was Chamelia erzählt hat. Seht mich nicht so an, ich wette, sie hat kaum einen von euch nicht mit ihren Erzählungen belästigt.“

Bellatrix entspannte sich wieder, auch, wenn es sie sich umso mehr ärgerte, dass sie nicht die Einzige war, die solch vertrauliche Dinge über den Dunklen Lord erfahren hatte.

„Ich bin der Erbe Slytherins.“, verkündete Voldemort.

Stille trat ein, die in der Dunkelheit schimmernden Augenpaare der Todesser lagen unbewegt auf dem Antlitz ihres Anführers.

„Ich habe in seinem Namen das Monster aus der Kammer des Schreckens entfesselt, und es ist immer noch im Schloss. Ich verspreche euch, zu gegebener Zeit werde ich seine Kräfte erneut in Anspruch nehmen, um das Schloss ein für alle Mal zu säubern vom Schmutz der ungewollten Muggelstämmigen.“

Andromeda spürte, wie das Herz ihr bis in den Hals schlug. Der Erbe Slytherins, das klang nach einem so machtvollen Titel, dass sie es regelrecht mit der Angst zu tun bekam. Eine ehrfürchtige, faszinierte Art von Angst, dennoch nicht minder stark als nackte, kalte Furcht. Und der Gedanke daran, dass sich im Schloss, irgendwo weit unter der Erde, ein Monster befand, das nur Lord Voldemort kontrollieren konnte, gab ihr ein seltsam unwohles Gefühl. Dennoch lauschte sie ihm gebannt, als er fortfuhr:

„Ich weiß nicht, ob ihr mich unterschätzt, aber ich bin durchaus in der Lage, Dinge zu tun, von denen

Schaumänner wie der verkommene Schuldirektor Hogwarts' nur träumen können.“

Vielleicht hatte Andromeda es sich nur eingebildet, aber es schien, als wäre Voldemorts' Stimme bei seiner Umschreibung Dumbeldores' leicht zittrig geworden.

„Mehr, denke ich, muss ich nicht erzählen. Tatsache ist, dass sich prüfen wird, wer von euch loyal ist, und wer nicht. Wenn die Zeit gekommen ist, meine Freunde, dann wird sich alles, was ihr bisher gewusst habt, in Frage stellen. Und wer mich als seine Antwort auf all diese Fragen anerkennt, der wird mit mir eine Macht entfesseln, von der niemand von euch bisher zu träumen gewagt hat.“

Bellatrix spürte ihre Beine nicht mehr. Unbewegt stand sie dort, dem wohl furchteinflößendsten Menschen, dem sie je begegnet war, so nahe- und ihr Herz schlug ihr bei seinen Worten bis in den Hals. Nicht aus Angst, sondern, man konnte es nicht anders ausdrücken, aus wilder, kindischer Begeisterung und Faszination einer an jugendliche Schwärmereien erinnernder Heftigkeit, die ihren ganzen Körper in Besitz nahm.

Sie wollte loyal sein, loyal bleiben, wollte die Macht entfesseln und das Unmögliche wahr werden sehen. Sie wollte es bewerkstelligen. An der Seite dieses Mannes, was immer auch komme. In diesem Moment auf der Lichtung wurde sie sich ein für alle Mal bewusst, dass dies alles war, was sie in ihrem Leben wollte. Dazugehören, zum Dunklen Lord, zu dieser Gemeinschaft, zu jenen, die früher oder später Großes vollbringen würden.

Niemand sagte etwas. Voldemorts Miene entspannte sich kaum merklich und nun blickte er Rabastan an.

„Mein lieber Rabastan.“, sagte er und schritt auf ihn zu.

Andromedas Magen verkrampfte sich. Hoffentlich würde er den Jungen nicht vor allen Anderen bloßstellen. Auch Rodolphus trat einen kleinen Schritt näher an seinen Bruder. Schützend, aber nicht besitzergreifend genug, um diesen Schutz wirklich bieten zu können.

„Ich habe gehört, was sich im Schloss zugetragen hat zwischen dir und dem Schlammbut.“

Rabastan's Haltung zeugte von solcher Demut, dass es kaum auszuhalten war, ihn anzusehen. Wie die Beute eines gefährlichen Raubtieres stand er mit gesenktem Kopf vor Lord Voldemort, bereit, dass sich dessen Krallen in sein Genick gruben und es ihm ohne Mühe brachen.

„Herr, ich-“, begann Bellatrix, da sie merkte, dass Rodolphus viel zu viel Angst hatte, dem Dunklen Lord zu missfallen, als dass er sich für seinen kleinen Bruder einsetzen würde, doch Voldemort brachte sie mit einer schnellen Geste zum schweigen.

„So sehr mich die Ironie dieses Geschehnisses beleidigt, werde ich wohl nichts machen können. Aber an deiner Stelle würde ich mich schämen. Schämen, dass es überhaupt geschehen konnte und dann umso mehr schämen, dass du es wagst, heute Abend hierherzukommen. Ich könnte sagen, dass es nicht so schlimm war, aber die Umstände dieses Geschehnisses sind einfach unfassbar entehrend.“

Wäre er nicht so wütend auf sich gewesen, zu wütend, um auch nur eine andere Emotion als eben jene heiße, zerstörerische Wut zu fühlen, wäre Rabastan bei diesen Worten ganz sicher in Tränen ausgebrochen. Doch er schwieg, presste die Lippen aufeinander und wartete darauf, dass der Dunkle Lord ihn aus seinen Kreisen ausschloss, vielleicht Rodolphus ebenso, und dass Rabastan schließlich zum geächteten Bruder der Lestrage-Familie wurde und Schuld daran war, dass sie aus dem gehobenen Kreise der schwarzen Magier absteigen und fortan unerkant im Untergrund leben würden. Die Ehre seiner selbst, seiner Familie und der der Todesser so zu verletzen war ein undenkbares Vergehen und nie hatte Rabastan sich so elend gefühlt. Doch dann wurde Lord Voldemorts Stimme sanfter. Er streckte die Totenhände aus und legte einen seiner langen, blassen Finger unter Rabastans gesenktes Kinn, um sein Gesicht ansehen zu können.

„Dennoch rechne ich es dir hoch an, dass du es wagst, heute Nacht hier zu erscheinen. Ein bisschen stolz bin ich also trotz allem auf dich. Du bist unfassbar dreist, aber auch mutig. Ich gebe dir ein Versprechen. Deine Ehre wird wieder hergestellt werden.“

Jetzt geschah es. Rabastans Augen füllten sich mit Tränen. Er konnte nichts dagegen tun. Dies zu beobachten war so ungewohnt, so unangenehm und beengend für Andromeda, dass sie sich strecken und winden musste, als könne sie das spannende Gefühl um ihre Schultern loswerden.

„Na, na, na.“, sagte Voldemort beinahe zärtlich, als er die silbrigen Tränen auf Rabastans Wange hinabfließen sah. „So weine doch nicht.“

Für Andromeda war es schon immer eines der seltsamsten, beklemmendsten Dinge der Welt gewesen, einen Jungen weinen zu sehen, und in diesem Moment hatte sie das Gefühl, als lägen ihr tausende Steine im Magen. Sie wollte Rabastan trösten, doch zugleich widerte sie die Demut in seinem Gesicht an. Da stand er

heulend vor diesem schrecklichen Mann und es fehlte nur, dass er diesem noch die nackten Füße küsste. Und am schlimmsten war es, dass in seinem Gesicht nun genau die selbe Demut stand, die Andromeda im Gesicht ihrer älteren Schwester sehen konnte, wann immer diese den Dunklen Lord ansah. Merkten es die Anderen nicht? Wie falsch es war, sich dieser zwielichten Gestalt, so mächtig sie auch sein musste, wie Tiere zu unterwerfen? Und warum schaffte sie es ebenfalls nicht, aufrecht zu bleiben, wenn Voldemorts vernichtender Blick auf ihr lag? War es seine Macht, welche Jene um ihn so einschüchterte, oder bestand seine Macht einzig und allein darin, seine Umwelt einzuschüchtern?

Voldemort ließ von Rabastan ab und wand sich wieder an die Gruppe.

„Ich freue mich, zu verkünden, dass wir, hat es auch nicht die Ausmaße angenommen, die ich mir erhofft hatte, einen kleinen Streich mit den Muggelbeauftragten des Ministeriums erfolgreich vollbracht haben. Ihr habt es sicher mitbekommen, nicht zuletzt, weil die Diskussion über diese Umstände letztendlich Auslöser für Lestranges' Auseinandersetzung mit dem Zaubererabschaum war.“

Andromeda hätte es wissen müssen. Natürlich hatten *sie* dahintergesteckt. Oder wohl eher *wir*. Denn solange sie hierbeistand, gehörte sie genau so zu den Todessern wie ihre Schwester, deren Freunde und der kleine Lucius Malfoy, der so gar nicht in die Runde zu passen schien und dennoch mit der größten Faszination den Worten des Dunklen Lords lauschte.

Kaum vernehmbar hörte man ein leises Wimmern.

„Was ist, Hubbey?“

Joce Hubbey war ein dicker Mann, dem mit seinen vielleicht gerade fünfundzwanzig Jahren bereits die Haare ausgegangen waren. Er war bis jetzt bei jedem der Todesser-Treffen dabei gewesen und arbeitete, soweit Bellatrix es wusste, als Hilfskraft bei Borgin&Burkes in der Nokturngasse.

„Oh.“ Ein hässliches Grinsen zuckte um die Lippen Voldemorts'. „Ich vergaß. Deine Ehefrau war eine von ihnen.“

Hubbey schien nicht gewusst zu haben, dass hinter dem Angriff auf die Muggelbeauftragten Leute aus eigenen Reihen steckten.

„Ich finde es höchst bedauerlich, dass auch ich erst bei meiner Begegnung mit ihr erfahren habe, dass sie zu dir gehört. Du hast es wohl nicht für nötig gehalten, zu erwähnen, dass sich dein Eheweib für Schlammlüter einsetzt.“

Es war wie in Kindertagen, wenn sich ein Duell oder, umso besser, eine primitive Schlägerei zugetragen hatte. Alle standen im Kreis um die Kämpfenden und niemand wagte es, einzuschreiten, da es kaum etwas interessanteres gab, als zu beobachten, wie sich die Kräfte zweier Menschen miteinander maßen. Nur in diesem Falle war es klar, dass Hubbey nichts sagen, sich nicht wehren würde. Alle waren schockiert über das, was gerade ans Tageslicht kam, und in nur einem Augenblick war aus einem Freund und Verbündeten ein Feind und Verräter geworden.

„Ich bin zutiefst enttäuscht von dir. Wieso bist du überhaupt noch hier?“

Hubbey sagte nichts.

„Wieso bist du überhaupt je in meiner Nähe gewesen? Was führt dich zur Annahme, als Versorger einer Muggelliebhaberin, auch nur im Ansatz bei mir, bei uns, erwünscht zu sein?“

Hubbey, der nun ebenfalls in Tränen ausgebrochen war, aber, anders als Rabastan nicht leise weinte, sondern laut und hysterisch heulte, drehte sich um und wollte gehen. Doch Voldemort packte ihn fest an den Schultern und zog ihn zurück. Nagini zischte laut auf.

„Du bleibst hier.“, sagte Voldemort mit fester, kalter Stimme. „Bis das hier beendet ist, bleibst du hier. Ich möchte dich gebührend verabschieden.“

Hubbey nickte und legte die Hand auf seinen Mund, um seine Schluchzer zu dämpfen.

Eine Weile standen alle nur da und sahen ihn an.

Dann fuhr Voldemort mit gänzlich veränderter Miene fort, erzählte von einem weiteren geplanten Überfall auf einen ganz bestimmten Zauberer namens Kalleygh, welcher ein Magazin in Druck gegeben hatte, das unterschwellig von der ersten bis zur letzten Seite die vermeintlichen Vorteile von Bündnissen zwischen Magiern und Nicht-Magiern aufzählte. So etwas, so sagte Voldemort es, dürfte erst gar nicht verbreitet werden, und müsse im Keim der abstrusen Idee erstickt werden.

Zu guter Letzt bedankte er sich bei Allen für ihr Erscheinen.

„Auf Wiedersehen, Freunde.“, sagte er feierlich. Er sah jedem ins Gesicht und es schien, als bliebe sein Blick besonders lang an Bellatrix hängen. Sie spürte, wie sie errötete und da war es wieder, dieses leichte

Zucken um Voldemorts Lippen, die ein Lächeln, das er nicht fähig war, zu zeigen. Bellatrix' Magen verkrampfte sich schmerzlich, aber sie war erfüllt von purem, kribblig machendem Glück. Alle begannen, langsam zu gehen, nur Hubbey blieb stehen. Er schaute Voldemort an und in seinen Augen lag eine plötzliche Entschlossenheit. Er sah tapfer aus. Andromeda erhaschte einen Blick von ihm, ehe sie Bellatrix auf den Weg zum Schloss zurück folgte und er nickte ihr aufmunternd zu. Er lächelte. Andromeda spürte, wie sich eine Gänsehaut über ihren Körper legte. Sie wusste, dass sie die Letzte der Todesser war, die Hubbey lebend gesehen hatte.

Sobald alle außer Sichtweite waren, trat Voldemort auf Hubbey zu.

Nagini wand sich um seine Beine und zischelte aufgeregt. Er flüsterte ihr etwas in Parsel zu und sie schien sich zu entspannen. Auch ihr Blick lag nun auf Hubbey.

„Mein Herr, so-“, begann Hubbey, doch Voldemort's Worte durchschnitten seinen Bittversuch. Es waren die letzten Worte, die Joce Hubbey in seinem Leben hörte:

„Lass es dir schmecken, Nagini.“

Briefgeheimnis

Es war ein bedrückender, grauer Morgen nach dem Treffen im Wald. Diejenigen, die da gewesen waren, hatten müde Gesichter mit Ringen unter den Augen, doch als sie sich im Morgen im Gemeinschaftsraum begehneten, lächelten sie sich breit und wichtigtuertlich an.

Bis auf Andromeda. Sie konnte nicht lächeln. In ihrem Kopf spukte das Gesicht von Joce Hubbey herum, sein Blick, der so kurz auf ihr gelegen hatte und für immer auf ihr lasten würde. Jeder wusste, was mit ihm geschehen war, aber keiner sprach darüber. Keiner machte auch nur eine einzige Andeutung, nicht einmal den anderen Geschehnissen des Abends bezüglich.

Rabastan schien es besser zu gehen. Er lächelte wieder, sprach über dies und das und war beinahe wieder ganz der Alte. Aber nicht vollkommen.

„Meine Ehre muss wieder hergestellt werden, hat der Dunkle Lord gesagt.“

Das hatte er Bellatrix zugeflüstert, ehe er in der vorigen Nacht in seinem Schlafsaal verschwunden war.

„Das wird sie.“, hatte sie ihm versprochen.

Beim Frühstück also saßen die Slytherins gemeinsam am Tisch, viele von ihnen lächelten in sich hinein und schenkten sich ab und zu einen geheimniskrämerischen Blick, während sie große Portionen Eier und Speck in ihre gierigen Münder schaufelten, denn so lange aufzubleiben wie gestern, das schürte den Hunger.

Dann trafen die Eulen an. Alison bekam ein Paket von ihrer Mutter, das winterfeste Stiefel enthielt. Ihre eigentlichen Stiefel hatte sie in Zauberkunst in zwei Waschbären verwandelt, die, schneller als sie hatte gucken können, aus der Tür gerannt und im Verbotenen Wald verschwunden waren. Auch die Black-Schwestern bekamen Post von zu Hause. Bloß ein über aktuelle Vorgänge im Hause Black informierender Kurzbrief, aber immerhin. Für Bellatrix allerdings gab es noch einen Umschlag, gebracht von einer pechschwarzen Eule einer Rasse, die sie noch nie zuvor gesehen hatte.

„Was ist das?“, fragte Narizssa neugierig. „Post von Tante Walburga?“

„Nein.“, sagte Rodolphus. „Ich weiß, von wem das ist. Gib mal her.“

Er streckte die Hand aus und wollte Bellatrix den Umschlag stehlen, aber sie hielt ihn mit weit aufgerissenen Augen fest in den Händen.

„Oh Nein.“, sagte Andromeda. „Ich kann mir denken, von wem.“

„Er schreibt Briefe?“, fragte Lucius überrascht.

„Sei nicht so laut, du Dummkopf!“, zischte Rodolphus. „Eigentlich nicht. Deswegen ist das gerade so spannend. Lass doch mal sehen.“

Wieder versuchte er, Bellatrix den Brief zu entreißen. Er machte sich einen Spaß daraus, sie immer wieder zu necken. In diesen Momenten war er ein anderer Mensch, als wenn er ernst und mit versteinerte Miene im Wald stand und den treuen Diener des Dunklen Lords gab. Andromeda beobachtete es gerne, wenn er und Bellatrix miteinander lachten. Es war unverkennbar, dass Rodolphus ihre große Schwester mochte, das wusste Andromeda, und sicherlich mochte Bellatrix Rodolphus ebenso, aber Andromeda ahnte, dass ihre Faszination für Lord Voldemort heißer und inniger war als jede jugendliche Liebe es sein konnte.

Das stellte sie auch jetzt wieder fest, denn anstatt auf Rodolphus einzugehen, griff Bellatrix ihren Brief nun mit beiden Händen, stand auf, und rauschte aus der großen Halle.

„Was ist nur los mit der?“, fragte Alison. „Die ist komplett übergeschnappt.“

„Pass auf, was du sagst.“, zischte Rodolphus. Die kurze Freude von vorhin erstarb in seinem Gesicht und er wurde wieder der ernste, herablassend blickende Stein von Mensch, der er sonst immer war.

„Also ist es nicht üblich?“, fragte Lucius in die Runde.

„Was?“, entgegnete Andromeda.

„Dass er Briefe verschickt?“

„Nein.“, knurrte Rodolphus. „Hab ich doch gesagt, Lucius. Ich möchte wissen, was da drin steht.“

„Vielleicht lädt euer dunkler Lord Bellatrix ja zu einem Date ein.“, sagte Alison und grinste.

Rodolphus Miene verdunkelte sich, insofern sie überhaupt noch düsterer werden konnte.

„Halt doch dein dummes Maul.“, bellte er.

„Ist ja gut.“, sagte Alison, doch das provokante Lächeln blieb ihr auf den Lippen.

Rodolphus' Finger schlossen sich so eng um seine Gabel, dass seine Knöchel weiß wurden.

„Ich wünschte“, sagte Narzissa leise, „ich bekäme auch mal einen Brief.“

„Von ihm?“, fragte Lucius. „Ich auch.“

„Nein, von irgendwem. Einfach so.“

Andromeda schaute ihre kleine Schwester mitleidig an. Sicher war sie enttäuscht darüber, dass der Brief der eigenen Eltern bloß knapp und distanziert gewesen war. Nicht einmal persönliche Grüße hatte er enthalten.

Anders als in anderen Familien hatten die Kinder der Blacks eher repräsentative Zwecke als dass sie wirklich Wunsch Kinder waren oder gar die fleischliche Verwirklichung wahrer Liebe.

Andromeda schenkte ihrer kleinen Schwester ein aufmunterndes Lächeln.

„Möchtest du noch etwas Omelett?“, fragte sie, und ohne auf eine Antwort zu warten, lud sie ihr eine ganz besonders große Portion Omelett auf den Teller, als könne der Eierpfannkuchen die fehlende elterliche Liebe ersetzen.

Bellatrix fuhr mit ihren schlanken Fingern über den Umschlag. Die Neugier auf das, was sich darin befand, hatte ihren ganzen Körper in Beschlag genommen und schließlich wagte sie es, das Gefühl der Ehrfurcht zu überwinden und mit starrem Blick das Couvert zu öffnen. Zum Vorschein kam ein glatter Brief aus dünnem Pergament, der symmetrisch gefaltet und mit einem Siegel verziert war, das Bellatrix sofort als das Wappen des Dunklen Lords erkannte. Ein Totenkopf, aus dessen geöffnetem Mund sich eine Schlange wand.

Bellatrix holte tief Luft, schaute sich noch einmal um, ob auch ja keiner in der Nähe war, und entfaltete dann die Nachricht. Sie bestand aus zwei Sätzen, doch selbst in ihrer Knappheit schafften sie es, Bellatrix für einen Moment den Atem zu rauben:

Morgen bei Mitternacht im verbotenen Wald.

Komm allein.

Vorsichtig faltete sie den Brief wieder zusammen, schob ihn samt Umschlag in ihre Umhängetasche und blieb eine Weile bewegungslos an dem Erkerfenster im Flur stehen, an das sie sich zurückgezogen hatte.

„Komm allein.“, flüsterte sie. „Allein.“

Sie konnte nicht glauben, dass Lord Voldemort sie hier ganz offensichtlich zu einem Treffen unter vier Augen einlud. Der Gedanke daran, ihm ohne die anderen, lästigen Todesser gegenüber zu stehen – sie als seine treueste Anhängerin, seine unterwürfige Dienerin und er als der mächtigste Zauberer aller Zeiten, der Mann, der ihr Leben verändert hatte – ließ ihr einen Schauer über den Rücken laufen, wie sie ihn noch nie gespürt hatte. Nicht, wenn sie an Rodolphus dachte, nicht wegen irgendetwas anderem hatte sie sich je so gefühlt. Sie konnte ihren Herzschlag beinahe von den Steinwänden widerhallen hören.

Doch da war noch etwas.

Schritte.

Bellatrix wirbelte herum und sah Rodolphus auf sie zukommen.

„Vergiss es!“, rief sie. „Lass mich in Ruhe.“

„Ich will gar nicht mehr wissen, was drinsteht.“, sagte Rodolphus und hob die Arme. Seine Stimme klang auf einmal ungewohnt sanft.

„Dann geh wieder.“, sagte Bellatrix, die noch immer zitterte.

„Nein.“, bestimmte Rodolphus. „Ich gehe nicht.“

„Schön. Dann gehe ich halt.“

Bellatrix drehte sich um. Rodolphus sollte sie nicht so sehen, so aufgewühlt und durch den Wind. Unter den schwarzen Locken waren ihre Wangen glühend rot geworden, das spürte sie.

„Halt.“

Rodolphus griff Bellatrix am Arm. Sanft, aber bestimmend zog er sie zurück und schaute ihr genau ins Gesicht. Und dann tat er einfach, was er in diesem Moment am meisten wollte.

Er hätte sich keinen unpassenderen Moment aussuchen können, ihr diesen ersten Kuss zwischen ihnen zu schenken, aber zu beobachten, wie die Beziehung Bellatrix' zum Dunklen Lord über alles menschliche hinausging – ihre Faszination für ihn war nahezu krankhaft – und jetzt dieser Brief, von dem er sich sicher

war, dass er ein Treffen von ihr und Voldemort ausmachte, hatten etwas in ihm hervorgerufen: Ein Gefühl, als müsse er etwas retten, solange er noch konnte. Und dieses etwas war das Herz seiner besten Freundin, die Zuneigung von Bellatrix. Er wusste, dass sie ihn ebenfalls mochte. Wie oft hatten sie sich in die Augen gesehen, ohne zu blinzeln, ohne zu hinterfragen, was dort geschah und einfach genossen, den anderen anschauen zu können und dabei an nichts als den Zauber im Gesicht ihres Gegenübers zu denken. Wie lange schon verbrachten sie die Zeit auf Hogwarts miteinander, wie oft schon hatten sie sich versehentlich berührt und waren unter der Heftigkeit dieses Gefühls errötet. Er hatte es ertragen, dass Bellatrix bereits im vierten Schuljahr mit den verschiedensten älteren Schülern ausging und er würde es auch ertragen, wenn sie sich mit seinem Herrn, dem Dunklen Lord, treffen würde, er würde ihre brennende Liebe für diesen Mann hinnehmen, solange er sich das Gefühl nehmen konnte, dass wenigstens ein Stück ihres Herzens auch ihm gehörte. Doch er würde alles dafür tun, dieses Stück zu verteidigen.

Er wusste zwar nicht, was in dem Brief drin stand, aber er wusste, dass es etwas war, dass sie ihm noch mehr zu entreißen versuchte und deswegen ließ er nicht von Bellatrix ab, ehe sie ihre langen Fingernägel so tief in seine Brust gegraben hatte, dass er vor Schmerz keuchend Luft holen musste.

Mit wehleidigem Blick und brennenden Lippen schaute er das schwarzhaarige Mädchen vor sich an, bereit, jede Sekunde eine deftige Ohrfeige von ihr zu kassieren. Doch sie stand nur da, starrte ihn an und hob langsam die Hände, um sich an die eigenen Lippen zu fassen, da, wo eben noch die seinen auf ihnen gelegen hatten.

„Das war der falsche Zeitpunkt.“, hörte er sich selbst sagen. „Es tut mir Leid.“

Bellatrix nickte nur und starrte ihn an.

Eine Weile standen sie einander ansehend vorm Erkerfenster und schließlich drehten sich beide gleichzeitig um und verschwanden in entgegengesetzte Richtungen.

Wie gemalt

Am Nachmittag durften die Schüler von Hogwarts einen Ausflug in das kleine Dorf Hogsmeade machen, wo sich die meisten aufgrund des frostigen Wetters sofort in die Drei Besen zurückzogen, um dort genussvoll ein warmes Butterbier zu schlürfen. Auch Andromeda und einige ihrer Freundinnen hatten es sich dort mit ein paar Ravenclaws gemütlich gemacht und tratschten und lachten, wie es sich wohl für sechszehnjährige Mädchen gehörte. Narzissa hatte eine Weile bei ihnen gesessen, aber die Unterhaltungen über Jade McMillans schreckliche Frisur oder die sich anbahnende Romanze zwischen Kelly Grundler und Miroslav Tjenko waren ihr rasch langweilig geworden. Sie konnte ohnehin nicht mitreden und war schließlich aufgestanden, um sich im Honigtopf einen der endlos währenden Karamellbonbons zu kaufen, die sie schon als kleines Kind von Bellatrix aus Hogsmeade hatte geschickt bekommen.

Der kalte Wind peitschte ihr ins Gesicht, als sie aus der wohligen warmen Gaststube trat und sie beeilte sich, die Straße zu überqueren, um in den Honigtopf zu gelangen.

Nirgends auf der Welt konnte man sich wohler fühlen als in einem bis zur Decke mit Süßigkeiten gefüllten Raum. Im Honigtopf war es so bunt und farbenfroh, dass einem fast die Augen übergingen, aber noch viel eindrücklicher und berückender war der Duft, der hier in der kaminwarmen Luft lag.

Es roch nach gebrannten Mandeln, Erdnüssen, glasierten Äpfeln, Zuckerwatte, Mais in Buttercreme, Karamell und Schokolade, nach Nougattalern und Erdbeersahne, nach Käsekuchen und Kirschlollis, nach Kakao und süßer, heißer Milch, Kaugummi und Minzeiskrem, Marshmallows, Baisern und selbst eine blumige Note von der kleinen Bar mit dem süßen Tee konnte man vernehmen. Narzissa versuchte, die Gerüche alle auf einmal einzuatmen, und unwillkürlich musste sie lächeln.

Doch als sie die Augen wieder öffnete, weiter eintrat und sich um Geschäft umsah, erblickte sie Lucius Malfoy am Stand mit dem kandierte Obst und sofort erstarb ihr Lächeln wieder. Da war etwas an ihm, dass ihr jedes Mal das selbe, seltsame Gefühl gab, mit dem sie sich alles andere als wohl fühlte, weil sie nicht einmal wusste, was genau das für ein Gefühl war. Sie mochte es einfach nicht.

Doch ohne sie zu bemerken, lief Malfoy zur Kasse, zahlte eine riesige Tüte voller Süßigkeiten und verließ, ohne um sich zu blicken, den Laden.

Sie drehte sich um und ging zu der Schale mit den immerwährenden Bonbons. Gerade suchte sie zwischen Minz-, Birnen-, und Schokoladengeschmack nach denen, die nach Karamell schmeckten, als sie eine Hand auf ihrer Schulter spürte.

Sie befürchtete schon, dass Malfoy zurückgekommen war, doch dafür war die Hand viel zu groß und warm, und als sie sich umdrehte, blickte sie schließlich in das Gesicht ihres Lehrers für Zaubertränke.

„Guten Tag, Miss Black!“, grüßte Horace Slughorn mit einem verdrießlichen Lächeln auf dem Walrossgesicht.

„Guten Tag, Professor Slughorn.“, grüßte Narzissa. Von allen Lehrern auf Hogwarts war dieser rundliche Mann ihr der Liebste. Er hatte eine so angenehme und ergiebige Stimme, dass sie sich wünschte, er würde ihr abends vorm Zubettgehen Geschichten vorlesen.

„Na, auf der Suche nach einem leckeren Bonbon für zwischendurch?“

„Ja, Sir.“, entgegnete Narzissa. „Karamellgeschmack, aber der scheint aus zu sein.“

„Ach je, mach dir nichts draus. Es gibt auch keine kandierte Ananas mehr.“

„Eine Schande ist das.“, sagte Narzissa.

„In der Tat. Wo sind deine Schwestern?“

„Andromeda ist im Drei Besen und Bellatrix ist heute auf dem Schloss geblieben. Ich weiß nicht, was mit ihr los ist, Sir, ich wollte sie fragen, ob sie mitkommt, aber sie ist wortlos an mir vorbei in den Schlafsaal gerauscht.“

„Höchst verwunderlich!“ Slughorn hob eine Tüte Lakritzschnapper aus einem Korb, betrachtete die sich im Plastik windenden Tierchen aus Ochsenblut und legte sie schließlich mit einer leicht angewiderten Miene zurück an ihren ursprünglichen Platz. „Ich wollte sie bloß einladen.“

„Ah, ich verstehe.“, sagte Narzissa. „Wann ist es denn soweit?“

„Oh, ich dachte mir, heute Abend wäre es doch ganz nett. Bei so einem Sauwetter sitzt man doch gern zusammen am Kamin und genießt ein gutes Essen bei einem noch besseren Gespräch, nicht wahr?“

Narzissa nickte. Sie wusste um den Club von talentierten Schülern, den Professor Slughorn um sich gegründet hatte und ihre Schwestern waren beide seit ihren ersten Jahren auf Hogwarts Mitglieder eben jenes Clubs. Sie selbst allerdings hatte Slughorn noch nie eingeladen.

„Gut, ich werde es ihnen ausrichten.“, sagte sie.

Slughorn schien nach einem anderen Gesprächsthema zu suchen, doch es fiel ihm offensichtlich keines ein, weswegen er Narzissa schließlich noch einmal viel zu fest auf die Schulter patschte und sich zum Ausgang begab. Doch dann hielt er inne und sah Narzissa mit seinem kauzigen Lächeln an:

„Wissen sie was, Miss Black? Wieso kommen sie nicht einfach mit. Der junge Herr Malfoy aus ihrem Jahrgang wird auch zum ersten Mal dabei sein. Ich freue mich schon sehr auf ihr Erscheinen.“

„Sehr gerne, Professor!“, rief Narzissa und konnte die Begeisterung in ihrer Stimme kaum verstecken. „Ich nehme ihre Einladung mit größtem Vergnügen an.“, fügte sie ernst hinzu.

„Sehr schön. Dann machen sie's gut, Miss Black, machen sie's gut.“

Narzissa vollführte einen Knicks und Slughorn nickte ihr noch einmal anerkennend zu, bevor er in die Kälte trat und vor den beschlagenen Fenstern nicht mehr zu erkennen war.

Narzissa lächelte wieder, gab die Suche nach Karamellbonbons auf und gönnte sich stattdessen einen saftig roten Liebesapfel, wie die Muggel sie auf der Kirmes in ihrer Stadt gern aßen.

„Das macht genau eine Galleone.“, sagte die maugesichtige Verkäuferin.

„Hier bitte sehr.“, sagte Narzissa und wollte der Frau das Geld reichen, als sich eine blasse Hand auf ihre legte und sie sanft zurückschob.

„Das übernehme ich.“

Da war er also wieder. Lucius Malfoy schien Narzissa im Laden gesehen zu haben und war zurückgekommen, wie sie es schon zuvor befürchtet hatte.

Zu überrascht, um ihn zurückzuhalten, ließ Narzissa Malfoy bezahlen. Sie spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss und schaute die Verkäuferin mit einem entschuldigenden Blick an.

Doch diese schaute bloß auf die Galleone in ihrer Hand, legte sie in die Kasse und richtete den Blick dann auf das Geschehen im übrigen Laden, als hätten Narzissa und Lucius ihn schon verlassen.

Lucius würdigte Narzissa ebenso keines Blickes. Also beschloss sie, ohne sich zu bedanken, den Laden zu verlassen, doch als sie aus der Tür in die eisige Luft trat und sich die Hitze ihrer Wangen mit einem Mal um das doppelte feuriger anfühlte, spürte sie einen spitzen Schmerz in der Schulter und wirbelte herum. Lucius war hinter ihr aus dem Laden gerauscht und hatte nun die spitzen Zähne des silbrigen Schlangenkopfes, der wie ein Griff auf der Spitze seines Zauberstabs saß, in das Fleisch an Narzissas Schulter gebraben.

„Autsch!“, keuchte sie. „Sag mal, geht's dir noch gut?“

„Danke hättest du ruhig auch mal sagen können.“, zischte er und steckte den Zauberstab wieder in seinen Umhang.

„Jetzt ganz bestimmt nicht mehr, du Idiot. Was sollte das da drin überhaupt?“

„Nichts. Ich habe bloß einem Mädchen einen Liebesapfel spendiert. Möchtest du ihn denn gar nicht essen?“

Mit einem süffisanten Grinsen auf dem Gesicht deutete er auf die rot glänzende Zuckerfrucht in Narzissas vor Kälte schmerzenden Händen. Sie blickte ebenfalls auf die Süßigkeit hinab und mit einem Mal merkte sie, dass ihr die Lust daran im Moment von Lucius' Auftauchen schon vergangen war.

„Um ehrlich zu sein Nein.“, fauchte sie und pfefferte den Apfel auf den schneematschbedeckten Boden.

Sie erwartete einen dummen Spruch von Lucius, oder sogar eine üble Beschimpfung, aber wie schon einige Male zuvor wurde sein Gesicht plötzlich furchtbar weich und Narzissa meinte, so etwas wie Verletzlichkeit in seinen Augen lesen zu können. Beinahe tat es ihr schon wieder leid, dass sie sich so abweisend ihm gegenüber verhielt. Aber sein Verhalten widerte sie an. Sie waren dreizehn Jahre alt, verdammt nochmal, und da kaufte man sich keine Liebesäpfel und verhielt sich wie der großzügige, spendable Vormund seiner gleichaltrigen Schulkameradin, auch, wenn man sie vielleicht mochte. Aber Narzissa war sich ja nicht einmal sicher, ob Lucius sie mochte. Vielleicht machte er all das nur, weil er wusste, dass er sie mit diesem Verhalten langsam aber sicher in den Wahnsinn trieb.

Jetzt stand er nur da und blickte ihr mit umherhuschenden Pupillen ins Gesicht.

„Tut mir Leid.“, brachte Narzissa schließlich doch hervor.

Lucius sagte nichts.

„Ich weiß nur nicht, warum du das machst, Malfoy. Du verhältst dich wie ein dreißigjähriger Mann, oder

einfach wie ein Idiot. Du bist ständig so übertrieben seriös und angespannt und gleichzeitig mischst du dich überall in Dinge ein, die dich nichts angehen. Du willst überall dabei sein und dich ständig irgendwie beweisen.“

Es wunderte Narzissa, dass sie eine so präzise Charakteranalyse über Malfoy abgeben konnte, wobei sie noch nie bemerkt hatte, sich wirklich Gedanken über ihn zu machen.

„Gut möglich.“, sagte Lucius ungewohnt leise. „Aber das eben sollte einfach nur eine nette Geste sein.“

Narzissas Magen schien sich in ihr zu einem Stein zu verwandeln, so schwer lag er plötzlich in ihr. Unwillkürlich legte sie die Hand auf den Bauch, als könne sie den Schmerz damit stoppen.

„Tut mir Leid.“, sagte sie noch einmal. „Ich habe nicht darüber nachgedacht.“

Jetzt schien Lucius die Entschuldigung akzeptiert zu haben, denn seine gesamte Haltung ging von der gekrümmten Figur eines traurigen Schuljungen wieder in ein übertrieben stolzes Präsentieren seiner selbst über und er lächelte herablassend, als er sagte:

„Das tust du ohnehin nicht oft, scheint es mir.“

So ein Idiot!

Narzissa wusste nicht, wieso er sich so verhielt. Ihre Wangen glühten immer heißer, als wäre ihr Kopf eine Kaminfeuerkugel.

Sie beschloss dennoch, nichts auf diesen dummen Spruch zu erwidern.

„Man sieht sich heute Abend.“, sagte Malfoy und verneigte sich gekonnt ironisch.

Narzissa erwiderte nichts und ließ ihn einfach von dannen ziehen. Es hatte angefangen, wieder zu schneien. Auf einmal fühlte sie sich so verloren, so einsam und schwach, als wäre sie nicht nur dreizehn, sondern gerade einmal sechs Jahre alt. Sie wünschte sich nach Hause, in ihr warmes Bett, weit weg von all dem Trubel, weit weg von all den Gedanken, die sie sich über die Schule, die Machenschaften ihrer großen Schwestern und jetzt auch noch über Lucius Malfoy machen musste. Sie bückte sich, um den langsam einschneidenden Liebesapfel aufzuheben und dort, wo er eben noch gelegen hatte, tropfte eine einzige, salzige Träne in den Schnee.

„Wie sehe ich aus?“, fragte Andromeda ihre große Schwester am Abend. Sie beide standen vorm rostigen Spiegel im Mädchenschlafsaal und probierten verschiedene, gekonnt geschneiderte Roben aus den schönsten nur vorstellbaren Stoffen an. Die anderen Slytherin-Mädchen beneideten die schönen Black-Schwestern um ihre edle Garderobe, und wann immer es Anlass gab, diese vorzuführen, nahmen die Schwestern sie auch zu gerne wahr.

Andromeda trug ein langes, zu ihrem dunklen Haar kontrastierendes lindgrünes Kleid aus altmodischem Brokat. Ein klein wenig glich sie der Grauen Dame, dem schönen Hausgeist des Ravenclaw-Turms.

„Wunderschön.“, staunte Narzissa, die sich auf Andromedas Bett gesetzt hatte und ihren großen Schwestern zusah. Sie selbst war bereits fertig für den Abend im Slug-Club. Ihr langes, blondes Haar hatte sie von Bellatrix zu einem kunstvollen Zopf flechten lassen, der nun an ihrer Schulter hinab bis zu ihrer Taille reichte. Sie trug ein fließendes, hellblaues Kleid im Stil des neunzehnten Jahrhunderts.

Auch Bellatrix nickte ermunternd.

„Du siehst fantastisch aus.“, lobte sie ihre Schwester, doch in ihrer Stimme schwang Unmut mit. Andromeda sah in ihrem Gesicht, dass sie mit den Gedanken ganz woanders war, als sie vor näher an den Spiegel trat und versuchte, ihr wirres schwarzes Haar zu kämmen- vergeblich.

„Bella, was ist mit dir los?“, fragte Andromeda leise und trat hinter sie. Sie griff in die dichten Locken ihrer Schwester und fühlte sich mit einem Mal so wohl in ihrer Nähe, dass sie ihr am liebsten still um den Hals gefallen wäre. Hier im Schlafsaal, allein mit ihren geliebten Schwestern, fühlte sie sich so wohl wie schon eine Ewigkeit nicht mehr. Es war wieder wie früher, als sie noch kleine Mädchen gewesen waren und mit Puppen in Bellatrix' Zimmer gespielt hatten, weil diese als Älteste stets das Schönste und Größte gehabt hatte. Und hier, in diesem wohligen Moment von familiärer Vertrautheit vereint, schlug Andromedas besorgtes Herz Purzelbäume vor Glück.

Kein Mädchen ohne Schwester konnte nachvollziehen, wie Liebe zwischen Schwestern war. Kein Mädchen ohne Schwester wusste, wie Andromeda gerade fühlte.

In letzter Zeit war ihr gerade Bellatrix so unglaublich fremd geworden, dass sie versuchte, den Duft ihrer Haare und das Gefühl dieser auf ihren Handflächen möglichst tief zu verinnerlichen, nur für den Fall, dass sie

sich ihr mit der Zeit immer weiter und weiter entzog.

„Ach, nichts.“

„Du kannst mich nicht belügen.“

Bellatrix zog eine ergiebige Schnute, dann atmete sie tief durch und sah Andromeda durch den Spiegel mit ihren irren Augen an. Wären es nicht die ihr auf der Welt am Liebsten Augen, und säßen sie nicht in dem ihr auf der Welt am Liebsten Gesicht, so hätte sich Andromeda sicher vor Bellatrix gegruselt. Schon immer war sie anders als gewöhnliche Mädchen gewesen, hatte einen Irrsinn im Blick gehabt und geredet und sich bewegt, als wäre sie von einem wirren Dämon besessen. Sie war eine einnehmende und furchteinflößende Person, fast wie Lord Voldemort selbst, bloß mit dem Unterschied, dass Andromeda wusste, dass Bellatrix Gefühle hatte. Und Bellatrix' Gefühle waren, gerade, weil sie so irrsinnig schien, um einiges wilder als die der meisten Menschen. Intensiver und feuriger. Und umso grauenvoller war Bellatrix' Empfindung von Trauer. Keinesfalls wollte Andromeda ihr diese jetzt zumuten.

„Es geht dich aber nichts an.“, zischte Bellatrix.

Da war sie wieder. Die Fremde in Bellatrix. Der Teil von ihr, der keine schwesterliche Liebe von Andromeda bekommen würde. Andromeda ließ von Bellatrix ab und drehte sich, als wolle sie bloß den schweren Stoff ihres Kleides zum Fliegen bringen, doch in Wirklichkeit versuchte sie ja nur, die plötzliche Enttäuschung aus ihrem Kopf zu wirbeln.

Bellatrix gab es auf, ihre Haare zu bändigen zu versuchen, und stand schließlich auf, um sich von der herbeieilenden Narzissa das Korsett an ihrem dunkelroten Kleid zuschnüren zu lassen.

„Nicht so fest, du kleines Biest!“, fauchte sie.

Nun war auch sie zurechtgemacht für den Abend in den Kerkern. Es sollte eine kleine Feier werden, hatte man sich unter den Mitgliedern erzählt, nicht bloß ein Abendessen. Slughorn hatte spontan entschieden, dass ihm der Sinn nach Musik und größerer Gesellschaft stand, weswegen er sogar ein paar musizierende Landstreicher eingeladen hatte, die ihre Instrumente aus Drachenknochen und Demiguisenhaaren fertigten, weswegen es zum Teil aussah, als würden sie einfach nur in der Luft herumzupfen und gar keine wirklichen Instrumente spielen. Diese Musiker hatten schon einmal auf einer von Slughorns Parties gespielt, weswegen Andromeda und Bellatrix sie schon kannten. Eines ihrer Stücke, „Betörende Banshee“, hatten die Mädchen früher auswendig gekonnt und stets bei der Abendtoilette gesungen. So laut, dass ihr Vater im Untergeschoss mit dem Zauberstab an die Decke hatten hämmern und laut brüllen müssen, doch selbst dann hatten sie nicht aufgehört. Bis er eines Abends hochgekommen war und Andromeda mit Langlock zum Schweigen gebracht hatte.

Nun, da auch Bellatrix fertig war, konnten die Mädchen gehen. Es war immer ein besonderer Moment für alle Anwesenden, wenn die Black-Schwestern alle auf einmal einen Raum betraten. Gerade Bellatrix, die ohnehin stets alle Blicke auf sich zog, sah an in ihrem engen, roten Kleid an diesem Abend umso reizender aus.

Als sie durch die Flure der Kerker streiften und schließlich vor das Gewölbe gelangten, an dessen Scheitelpunkt sich die Tür zum Festsaal des Abends befand, wo sie die Landstreicher schon leisen Jazz spielen hörten, begegneten sie den Lestrage-Brüdern.

„Meine Güte.“, keuchte Rabastan. „Da weiß man gar nicht, wo man zuerst hingucken soll.“

Natürlich scherzte er nur, doch sicherlich ging es einigen Jungen an diesem Abend so.

Rodolphus allerdings sagte nichts. Er stand unbewegt am Eingang zum Raum der Festlichkeit und starrte Bellatrix an. Sie blickte zurück und er wurde, es war das erste Mal, dass Andromeda das bei ihm sah, feuerrot im Gesicht.

Eine ungekannte Spannung wob sich plötzlich um die fünf Gestalten im Flur, und Andromeda stieß kraftvoll die Türen des Festsaals auf, um dieser so schnell wie möglich zu entkommen.

Das sonst so leere, kalte Kellergewölbe hatte sich binnen kürzester Zeit in einen eleganten Festsaal verwandelt. Unter den runden Deckenbögen hingen schwere, grüne und graue Stoffe- die Farben Slytherins. Die meisten Schüler des Slug-Clubs kamen aus Slytherin, er selbst war seinerzeit einer der berühmtesten Schüler des Hauses gewesen. Seine altargleiche Regal mit den Fotos von seinen ehemaligen Lieblingsschülern, hatte er von seinem Büro in diesen Raum gezaubert. Vielleicht sollte die Anwesenheit der inzwischen überwiegend bekannten Zauberer auf ihren sich bewegenden Fotos eine Motivation für die Schüler sein, es ebenfalls einmal auf dieses Regal zu schaffen.

Die Köpfe der Anwesenden reckten sich nach den Schwestern, als sie den Raum betraten, wie sie es

gewohnt waren. Narzissa entfloh dieser Situation als erste. Sie hatte einen gemütlichen Sessel in einer abgeschiedenen Ecke entdeckt, der ihr wie ein einladender Platz für den Rest des Abends erschien. Sie fühlte sich ein wenig überfordert mit der Situation. Selbst wenn sie, durch den Status ihrer Familie in der Zaubererwelt, schon oft edle Feste besucht hatte und die gehobene Gesellschaft gewohnt war, so fühlte sie sich auf diesem kleinen Privatball mit all diesen Jugendlichen schon ein klein wenig unwohl.

Bellatrix hingegen genoss die Aufmerksamkeit. Die sorgenvolle Miene, die sie den ganzen Tag über aufgesetzt gehabt hatte, wich für einen Moment einem überlegenen, zufriedenen Lächeln. Dann trat sie weiter in den Raum, ohne die sie anlächelnden Mitschüler zu beachten, und ging geradewegs auf eben jenes Regal mit den Fotos zu.

Rodolphus blieb stehen, wo sie noch eben bei ihm gestanden hatte.

Rabastan hakte sich bei Andromeda ein und beide gingen, mit dem Vorhaben, das Beste aus dem Abend zu machen, direkt ans Büffet.

„Wie geht's dir?“, fragte Andromeda.

„Ach, passt schon.“, entgegnete Rabastan und lächelte. „Wenn du das meinst, was ich denke, dann geht's mir besser. Ich meine, es wird mir nicht gut gehen, bis ich diesem Schlammbrot seinen verfluchten Arsch eingetreten habe, aber bis dahin mache ich das Beste aus meiner Situation.“

Andromeda nickte nur. Dass sie im Grunde nichts gegen Ted Tonks hatte, würde sie auf jeden Fall für sich behalten.

„Gut so.“, sagte sie, ohne es so zu meinen.

„Ich habe so einen Hunger!“, lachte Rabastan. „Schau nur, was es hier alles gibt.“

„Die Hauselfen haben gute Arbeit geleistet!“, lobte Andromeda und lud sich ein ordentliches Stück Rostbrot auf den Teller.

„Für etwas Anderes sind sie auch nicht gut.“, spottete Rabastan.

Wieder merkte Andromeda, dass sie keinesfalls mit ihm übereinstimmte, und wieder nickte sie nur, aus Angst und Vernunft.

„Hat Bellatrix mit dir gesprochen?“

Rabastan und Andromeda hatten ihre befüllten Teller zu einem kleinen Tisch in der Raummitte gebracht und saßen nun einander gegenüber.

„Worüber?“, fragte sie ihn.

„Über die Sache mit meinem Bruder.“

„Nein, sie hat nichts über Rodolphus gesagt. Hätte sie denn etwas sagen sollen?“ Neugierig lehnte sie sich nach vorne. Auch Rabastan kam ihr näher.

„Er hat sie geküsst.“, sagte er und um seinen Mund spielte ein kindisches Lächeln.

Andromeda allerdings war gar nicht nach Lächeln zumute. Wieso hatte ihre Schwester ihr nichts davon erzählt? Früher, in ihrem vierten Jahr, hatte sie Andromeda ständig von ihrem ersten festen Freund vorgeschwärmt, und auch später hatte sie als kleine Schwester stets zu ihrer begehrten großen Schwester aufgesehen, hatte sie für ihre Jungsgeschichten angehimmelt und sich gewünscht, ebenso zu werden. Was sie nie getan hatte, dennoch- sie war bitter enttäuscht und dachte traurig an das so heimelige Gefühl der Verbundenheit, das sie eben noch im Schlafsaal gespürt hatte.

„Nicht wirklich?“, fragte sie mit vor Enttäuschung gedämpfter Stimme.

„Jawohl. Glaubst du, ich erfinde das?“ Rabastan grinste dumm.

„Nein, natürlich nicht.“

„Er kam an und meinte *>Ich habe es getan, einfach so, ich habe es getan, es war so falsch von mir.<* und ich dachte wunder was er mir zu beichten hat. Und dann sagt er mir, dass er deine Schwester im Flur abgeknutscht hat. Ich meinte nur zu ihm, dass das doch super wäre und ich hab mir ja eh schon immer gedacht, dass er, wie jeder andere im Schloss, scharf auf sie ist.“

Andromedas Finger krallten sich in das Stück Rostbrot, sodass es zu bröckeln begann. Rabastan, der sich sonst so gewählt und kühl ausdrückte, so ernst und edel gab, sprach nun wie ein matter Schuljunge. Und er vergaß wohl, dass Andromeda es durchaus als Beleidigung ihrer Schwester nahm, wenn er so über sie sprach.

„Eigentlich“, fuhr Rabastan mit etwas ernster Miene fort, „reden wir nie über so was. Eigentlich reden wir ohnehin nicht. Vor allem seit dem Vorfall mit, na ja. Seit dem Vorfall eben. Wir sind nie wie richtige Brüder es sein sollten.“

Das tat Andromeda fast schon wieder ein bisschen Leid. Sie kannte das Gefühl allzu gut. Im Moment ging

es ihr doch genau so.

„Jedenfalls meinte er, dass er einfach denkt, ehe er Bella ganz verliert, an“- Er sah sich prüfend um- „den Dunklen Lord, muss er alles probieren, um sie zu halten.“

Andromeda nickte nur. Sie hatte ohnehin gewusst, dass Rodolphus und Bellatrix sich mochten, hatte genauso die Befürchtung mit Bellatrix' Faszination für Voldemort und vor allem hatte sie auch Angst, ihre Schwester zu verlieren. Früher oder später hätte Rodolphus ohnehin gehandelt. Aber ihre Schwester einfach so küssen erschien ihr erschreckend plump für einen Jungen wie ihn.

„Und ja, dann hat er sie also einfach geküsst. Und jetzt redet sie schon den ganzen Tag nicht mehr mit ihm. Und guckt ihn nicht an. Und macht nichts. Als wäre nichts passiert. Ich glaube, das macht ihn fertig. Aber wie gesagt, wir reden nie über so etwas. Es ist auch nicht so, als hätten wir irgendwelche verweichlichten Gefühle, aber... Ich glaub wirklich, dass er sie mag.“

Andromeda nickte, trank ihren Kürbissaft aus und stützte den Kopf auf ihrer Hand.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll.“, maulte sie.

Rabastan bemerkte nichts von ihrer Enttäuschung und grinste sie nur weiter an. Dann biss er voller Gier in einen saftigen Hähnchenschenkel und schloss beim Kauen die Augen wie ein Tier, das soeben junge Beute erlegt hatte.

„Interessant, nicht wahr?“

Horace Slughorn war hinter Bellatrix getreten, die noch immer vor dem Regal mit den Bildern stand.

„So viele verschiedene Menschen verschiedenster Herkunft sind alle hier auf diesem Regal vereint. Und einst waren sie es, genau wie sie, hier unten im Kerker.“

Er lachte ein glucksendes Lachen, das vermuten ließ, dass er bereits zu Beginn des Abends ein wenig über seinen Durst getrunken hatte.

Bellatrix antwortete ihm nicht.

„Sie schauen so“, lachte er, „als wollten sie selbst ihr Bild hier sehen. Und glauben sie mir,“-

„Wer ist das?“, fiel sie ihm ins Wort.

Sie griff nach einem weit hinten im Regal angelehnten, großen Bild eines Jungen, der ihr nur allzu bekannt vorkam. Eigentlich wusste sie schon, wer das war. Sie wollte es nur noch einmal hören. Sie wollte seinen wahren Namen hören und das Bild dabei ansehen und dann versuchen, mit Slughorn ein Gespräch über ihn aufzubauen. Er, der Dunkle Lord, war alles, was sie interessierte. Wann immer sich die Chance ergab, sich ihm in Gedanken und Worten hinzugeben, so nutzte sie diese.

„Oh das ist...“ Slughorn schaute das Bild eingängig an. Er überlegte nicht, nein, er dachte an ihn, erinnerte sich vielleicht an ein bestimmtes Erlebnis mit dem Jungen auf dem Bild, bevor er sagte: „Das ist Tom Riddle.“

Bellatrix atmete just in diesem Moment ein, als könne sie die in der Luft schwebenden Silben, die seinen Namen bildeten, in ihre Lungen saugen.

„Ah.“, sagte Bellatrix mit einer aufgelegt unschuldigen Miene. „Der Tom Riddle.“

„Sehr wohl.“ Slughorn entriss Bellatrix das Bild, was ihn einige Mühe kostete, und schaute es noch eindringlicher an als zuvor. „Hier war er noch sehr jung.“

„Ich verstehe.“

„Er war zweifellos einer der besten Schüler, die je durch die Gänge dieses Schlosses gewandert sind. Ein brillianter Zauberer.“

Bellatrix nickte und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Brilliant, mächtig,- der größte Zauberer aller Zeiten, das war er für sie.

„Ich verstehe nicht,“, keuchte Slughorn, „wieso er sich so vehement dagegen geweigert hat, wirklich etwas aus seinen Fähigkeiten zu machen.“

Ein leichter Anflug von Wehmut zeichnete sich nun um Slughorns' bartumrahmten Mund. Bellatrix nutzte die Gelegenheit und nahm ihm das Bild wieder aus der Hand. Anders als die meisten Bilder auf Slughorns Regal, bewegte sich dieses kaum. Lediglich die Augenlider des jungen Voldemort schlossen und öffneten sich in einem regelmäßigen Abstand, ansonsten stand er nur starr da, blickte aus dem goldenen Rahmen heraus direkt in die Seele des Betrachters, so schien es.

„Aber wenn ich genau darüber nachdenke“, fuhr Slughorn fort, „so war er doch schon immer ein recht seltsamer Junge.“

Bellatrix hob prüfend die Brauen.

„Bitte verstehen sie mich nicht falsch, er war im guten Sinne seltsam. Sehr eigenwillig. Ein Einzelgänger, unglaublich ehrgeizig und zielgerichtet. Aber er war, wie sagt man, in vielerlei Hinsicht einfach undurchsichtig. Schwer einzuschätzen. Und leider galt sein Interesse schon immer Dingen, die rasch den Charakter eines guten Zauberer verderben: Dunkle Magie, Miss Black, tiefschwarze Magie.“

Bellatrix nickte nur. Sie wusste all dies schon, doch es noch einmal zu hören, gab ihr wieder das Gefühl, Voldemort ganz nah zu sein. Sie dachte daran, dass sie am nächsten Abend um etwa die gleiche Zeit auf den Weg in den Verbotenen Wald sein würde, um ihn dort zu treffen. Ganz allein, nur er und sie. Wehmütig schaute sie auf das Bild, obgleich der junge Tom Riddle kaum noch etwas mit dem Mann zu tun hatte, der er inzwischen geworden war. Dennoch hatte sie das Gefühl, sie könne dieses Bild ewig ansehen, ohne dem Anblick überdrüssig zu werden. Er war ein so hübscher Junge gewesen, Chamelia hatte kein bisschen übertrieben. Ein Herzensbrecher war er gewesen, das hatte sie gesagt. Bellatrix schmunzelte mit glänzenden Augen.

„Ist alles in Ordnung mit ihnen, Miss Black?“, fragte Slughorn.

„Oh, ja. Es ist nur, dieses Bild ist wirklich schön.“

„Wie gemalt.“, bemerkte Slughorn.

„Wie gemalt.“, hauchte Bellatrix. Und dann, was hatte sie schon zu verlieren, fragte sie, ohne lange zu überlegen: „Ob ich dieses Bild wohl haben dürfte?“

„Bitte?“ Slughorns Augen weiteten sich. „Das Bild haben?“

Bellatrix nickte stur.

„Ich wüsste nicht, wieso, aber,- gut von mir aus.“ Slughorn war bereits angetrunken und schien sich keine Gedanken darüber zu machen, weswegen eine seiner Schülerinnen das Bild von Tom Riddle haben wollte. Wahrscheinlich dachte er, es läge an der unverkennbaren Schönheit dieses Jungen, dass ein junges Mädchen wie Bellatrix einem Bild von ihm verfiel, und ein Stück weit hatte er auch Recht. Bellatrix' wahres Motiv, was im Grunde nichts weiteres war, als alles, was mit dem Dunklen Lord zu tun hatte, für sich zu haben, konnte er nicht errahnen. Er wusste ja nicht, was inzwischen aus Tom Vorlost Riddle geworden war. Ist Lord Voldemort, sinnierte Bellatrix.

„Ich habe noch eine Menge Fotografien von Riddle, die ich auf mein Regal stellen kann.“, bemerkte Slughorn. „Dieses können sie also ruhig mitnehmen, auch wenn ich es nicht verstehe.“

Bellatrix nickte nur, glücklich über ihren neuen Besitz.

„Um ehrlich zu sein“, flüsterte Slughorn, ehe Bellatrix sich von ihm abwand, „bin ich ganz froh, dass ich es los bin. Es ist eines dieser Potraits, von dessen Blick man sich ständig verfolgt fühlt. Ganz unter uns- es hat mir immer ein wenig Angst gemacht.“

Ein unausstehlicher Junge

Nachdem sie das Bild hatte sah Bellatrix keinen Grund mehr, noch länger auf der Party zu bleiben. Sie begrüßte noch einige Mitschüler und ließ ein Gespräch mit Professor Uhm bach über sich ergehen, bedankte sich im gelangweilten Tonfall für jedes Kompliment, das sie bekam, lauschte eine Weile der Musik der Landstreicher und kehrte schließlich, ohne sich von ihren Freunden zu verabschieden, in den Gemeinschaftsraum der Slytherins zurück. Rodolphus schaute ihr nach, und als sie aus der Tür verschwunden war, knallte er seinen Kelch mit einer solchen Wucht auf den Standtisch neben ihm, dass das Geräusch die Musik übertönend von den Kerkerwänden widerhallte.

Er bereute den überstürzten Kuss, bereute, dass er so schwach geworden war, weil er sich wie ein kleines Kind davor fürchtete, das ihm Liebste zu verlieren.

Andromeda hatte ihn von der kleinen Tanzfläche, die in Wirklichkeit nur als Standplatz genutzt wurde, aus beobachtet. Ein wenig tat er ihr tatsächlich Leid. Er war kein angenehmer Zeitgenosse, niemand, mit dem sich über banale Dinge Bauchschmerzen lachen konnte, keinesfalls die Art von Mensch, die man zum Feind will. Aber er schien ihre Schwester wirklich zu mögen und Andromeda konnte ihm beinahe ansehen, wie seine Gefühle von innen an ihm zehrten.

Rabastan hatte sich zu ihm gestellt, aber sie sprachen nicht miteinander. Andromeda hatte eine Weile mit Fabian Prewett geredet und dafür einen vernichtenden Blick von Rabastan geerntet, aber jetzt da er sie dort stehen sah, prostete er ihr mit seinem Kelch zu. Andromeda erwiderte den Gruß und auch Narzissa, die stillschweigend neben ihr erschienen war, machte es ihr nach.

„Und Zissy“, fragte Andromeda ihre kleine Schwester, „amüsiert du dich?“

„Es geht.“, maulte Narzissa. „Ich verstehe den Sinn von dem allen hier nicht.“

„Im Grunde gibt es da auch nichts zu verstehen. Professor Slughorn umgibt sich gern mit guten Schülern. Ich will ihm nicht vorwerfen, dass er sich dann damit rühmt, er habe sie erst zu guten Schülern gemacht, aber es ist offensichtlich, dass er, wie du auf seinem Regal dorthinten unschwer erkennen kannst, seine gute Beziehung zu den Schülern zu seinem eigenen Vorteil nutzt. Viele ehemalige Mitglieder des Slug-Clubs sind heute weltbekannte Zauberer, und mit denen in gutem Kontakt zu stehen, kann nicht schaden.“

„Er war auch einer von ihnen, oder?“, hauchte Narzissa. „Euer dunkler Lord.“

„Das war er.“, sagte Andromeda. „Aber ich finde, wir sollten hier nicht über ihn sprechen.“

„Gut.“ Narzissa biss zaghaf in das Stück Kirschtorte, das sie sich vom Büffet auf die Hand geladen hatte.

„Übrigens kannst du dich glücklich schätzen, dass du hier bist.“, lobte Andromeda sie. „Ich meine, mir war klar, dass du es hierhin schaffen würdest, du Wunderhexe.“

Narzissa errötete und sah zum ersten Mal seit Ewigkeiten so kindlich und lebensfroh aus, wie es eine Dreizehnjährige eigentlich tun sollte.

„Aber es gibt eine Menge Leute, die alles dafür tun würden, hier dabei zu sein.“

„Versteh ich nicht.“, lachte Narzissa. „Ich find's todlangweilig.“

Andromeda bückte sich zum Ohr ihrer Schwester und flüsterte: „Soll ich dir ein Geheimnis verraten? Ich auch.“

Und dann lachten beide und Andromeda strich Narzissa liebevoll durch ihr weiches, blondes Haar, das dem von Bellatrix kein bisschen gleichte.

Plötzlich schwang die Tür auf und ein Junge mit einem noch viel hellblonderem Schopf langem, glatten Haares trat ein.

„Mr. Malfoy!“, lachte Slughorn.

Lucius Malfoy hatte sich zurechtgemacht, als würde er auf seine eigene Hochzeit gehen. Er trug einen derart übertrieben festlichen Umhang, dass es beinahe lächerlich war. Andromeda fragte sich, wo es so etwas überhaupt in Kindergrößen zu kaufen gab.

Narzissa stöhnte entnervt. „Immer taucht er auf, wenn man ihn am wenigsten braucht.“

Lucius schüttelte Slughorn demütig die Hand und griff dann in die seidenen Taschen seiner Robe, um die pralle Tüte Süßigkeiten herauszuholen, die Narzissa ihn am Vormittag hatte kaufen sehen.

„Hier bitte sehr, Sir.“

Über die Musik hin konnten die Schwestern die nächsten Worte nicht verstehen. Dann sahen sie, wie

Slughorn die Tüte öffnete und zig durchsichtige Tütchen gelber, zuckerüberzogener Würfel herausholte.

„Kandierte Ananas!“, rief er so laut, dass es jeder im Raum hörte. „Ich würde sterben für kandierte Ananas!“

Lucius lächelte zufrieden.

„Woher wussten sie das?“, fragte Slughorn mit einer solchen Freude in der Stimme, das man hätte meinen können, man habe ihm gerade verkündet, dass er in der Sonntagslotterie des Tagespropheten gewonnen hatte.

„Ach Sir“, sagte Lucius übertrieben lässig, „ich habe bloß geraten.“

„Sie sind ein wahres Wunderkind, Mr. Malfoy!“, lobte Slughorn. „Kommen sie, ich mache sie mit allen Anderen bekannt.“

Narzissa war beinahe übel von Lucius' Versuchen, sich bei Slughorn einzuschmeicheln. Und das Schlimmste war, dass sie nicht vergeblich waren. Stolz wie ein Vater stellte Slughorn den Anwesenden das neueste Slug-Club Mitglied vor und jeder schien etwas nettes zu Lucius zu sagen zu haben. Dessen Milchgesicht war ganz rot geworden und man konnte sehen, dass es ihn einiges an Anstrengung kostete, das überhebliche Lachen nicht in ein albern aufgeregtes Grinsen übergehen zu lassen.

„Was für ein Ekel.“, zischte Narzissa. „Ich kann ihn nicht ausstehen.“

„Ach, er versucht doch bloß, dazuzugehören.“, sagte Rodolphus, der plötzlich neben ihr erschienen war. „Er ist ein lieber Junge. Und vor allem tut er alles, was man von ihm verlangt.“

„So darfst du nicht denken, Ro.“, mahnte Andromeda.

„Ich denke nicht so. Aber mein Herr tut das. Ihm wird Lucius Malfoy ein guter Diener sein.“

„Ich weiß es nicht.“, sagte Andromeda leise. „Ohne euch,-... uns zu beleidigen. Die Leute in den Kreisen des Dunklen Lords sind alle gefasst, ernst und kühl. Mir ist, als würde hinter dieser selbstgefälligen Fassade des arroganten Jungen aus besseren Verhältnissen in Wirklichkeit in verletzlicher, kleiner Junge mit viel Herz stecken.“

Andromeda wusste nicht, woher dieser Eindruck rührte, aber vom ersten Moment an, da sie Lucius gesehen hatte, hatte sie vor allem Mitleid gehabt mit ihm.

„Ach was.“, spottete Rodolphus. „Und wenn schon. Das treiben wir ihm noch aus.“

Rabastan lachte hämisch. „Das werden wir.“

„Ihr redet über ihn wie ein Tier.“, sagte Andromeda.

„Und du redest wie eine verdammte Tierschützerin.“, keifte Rodolphus. „Geh doch gleich zu den Muggeln und beschütze die auch noch.“

„Die sind schlimmer als Tiere.“, knurrte Rabastan.

„Hört doch auf, an Sachen zu denken, die euch nur wütend machen.“, sagte Narzissa. Nur selten wand sie das Wort an die viel älteren und einschüchternd großen Lestrangle-Brüder, aber sie konnte sehen, dass sie ihre Schwester mit diesen Worten beleidigten.

„Du denkst doch auch an Dinge, die dich wütend machen.“, bemerkte Rabastan.

„Was meinst du?“

„Na ja, anstatt einfach nichts darauf zu geben, dass Malfoy sich wie ein Idiot benimmt, stehst du hier und lässt dich über ihn aus.“

„Ja, aber-“

„Nichts aber.“, sagte Rodolphus. Dann fasste er Narzissa beinahe zärtlich an die Stirn. „Lass diese Gedanken doch einfach mal los.“

„Ro hat Recht.“, sagte Andromeda. „Wir alle sollten versuchen, uns jetzt noch einen einigermaßen schönen Abend zu machen.“

Eine oder zwei Stunden blieben die Freunde noch. Sie aßen noch etwas Süßes, redeten mit verschiedenen Leuten und Narzissa versuchte, Lucius aus dem Weg zu gehen, was ihr recht gut gelang. Nur ab und zu guckte er, setzte zu einem Lächeln an, doch ehe es seine Mundwinkel erreichen konnte, hatte Narzissa schon wieder weggeschaut. Je später es wurde, umso mehr war Andromeda, warum auch immer, furchtbar traurig. Wie gerne hätte sie sich einen schönen Abend mit ihren Freunden und ihren Schwestern gemacht, aber die Ältere war schon lange fort und die Jüngere war müde und genervt.

Als sie den Saal verließen, setzten die Landstreicher gerade zu einem neuen Lied an. Es war ihr Lied.

„*Betörende Banshee*“, bemerkte Andromeda und hielt Narzissa die Tür auf. „*Betörende Banshee, meinen Leben opfere ich dir, lieber sterb' ich als dich zu verlassen, nimm niemals deinen Bann von mir.*“, sang sie leise.

Narzissa lachte und fuhr fort. *„Des Todes Krallen graben sich in mein Fleisch, doch es sind deine sanften Finger, so kühl und weich. Betörende Banshee, ich flehe dich an, nimm mich im Jenseits zu deinem Mann.“*

Dann trat Stille ein. Die nächsten Zeilen hatte in ihrem Gesangs-Trio stets Bellatrix übernommen. Traurig blickten sich die Schwestern an und Narzissa sagte nur:

„Ich weiß.“

Dann nahmen sie sich bei der Hand und gingen weit hinter den Lestrangle-Brüdern den Flur entlang Richtung Gemeinschaftsraum.

Die unverzeihlichen Flüche

Weil sie an nichts anderes als Mitternacht denken konnte, bekam Bellatrix vom nächsten Tag kein bisschen mit. Andromeda wollte mir ihr wegen irgendetwas sprechen, aber sie vertröstete sie, indem sie sagte, sie habe Kopfschmerzen, was im Grunde nicht einmal gelogen war, da sie das Gefühl hatte, von der ganzen Aufregung würde ihr wirklich jeden Moment der Schädel platzen. Auch Rodolphus wollte irgendetwas mit ihr besprechen, er sah ziemlich fertig aus, das hatte Bellatrix bemerkt, aber auch für, oder wohl eher, vor allem für ihn, nahm sie sich keine Zeit. Alles, was sie tat war, zu versuchen so zu tun, als würde sie im Unterricht aufpassen, und ansonsten das Bild anzustarren, das Slughorn ihr geschenkt hatte, in Gedanken verloren, die ungefähr alle darauf hinausliefen, dass sie damals mit Tom Riddle zur Schule gegangen wäre und mit ihm ausgegangen wäre. Das alles waren die Gedanken eines dummen Schulmädchens und Bellatrix schämte sich dafür, aber sie konnte nicht anders, als sich immer und immer wieder diese Bilder in den Kopf zu rufen, voller Sehnsucht, voller Aufregung vor dem, was sie wohl im Wald erwarten würde. Sie kam sich unfassbar dumm vor, wenn sie daran dachte, dass das heute Nacht eine Art Verabredung zwischen Junge und Mädchen war, vor allem, weil Lord Voldemort so viel älter war als sie und weil sie wusste, dass ihre Liebe zu ihm in ihrer Erwiderung so wahrscheinlich war wie einem Squib Verwandlungszauber beizubringen. Aber trotzdem kehrten diese fiebergleichen Gedanken immer wieder und obwohl sie es vor sich selbst geheim zu halten versuchte, wurde sich Bellatrix in ihrer Aufregung den Tag über klar, dass sie Lord Voldemort nicht nur für sein Vorhaben und seine Lebensideale verehrte und ihm ergeben war, sondern dass auch ihr Herz schnell und wild für ihn schlug, ihn, als den Mann, der er hinter seinen Schlangenaugen war. Sie kannte ihn kaum aber sie konnte diese Empfindungen nicht unterdrücken.

Als sie, ohne darüber nachzudenken, die Hausaufgaben erledigt hatte und, ohne es wirklich zu schmecken, zu Abend gegessen hatte, zog sie sich still und heimlich in den Schlafsaal zurück und schlief zwei Stunden, ehe sie sich in eine dunkle Kutte hüllte, wohlbedacht, noch immer ansehnlich bis hübsch auszusehen, und schlich sich aus dem Schloss.

Sie spürte den Blick ihrer jüngsten Schwester im Nacken, als sie über den Vorhof lief. Narzissa saß wieder am Fenster und beobachtete.

Obwohl Bellatrix niemandem den Brief gezeigt hatte, schienen alle ihrer Freunde zu wissen, dass sie sich nun auf den Weg zu einem Treffen mit Dem Dunklen Lord machte. Für einen Augenblick hatte sie gefürchtet, jemand würde mit ihr das Schloss verlassen, weil noch jemand so einen Brief bekommen hatte oder weil ihr einfach jemand zu folgen meinen müsste, aber dem war nicht so. Die Blicke der Anderen hatten ihr das Gefühl gegeben, sie würde beim Verlassen des Schlosses einen Fehler begehen. Und dabei dachte sie nicht an den schweren Regelbruch, den sie damit beging, sondern noch eher an die Gewissensfrage, vor allem, was Rodolphus betraf.

Als er sie geküsst hatte, hatte sie sich nicht gewehrt. Sie hatte lange darauf gewartet, hatte doch gemerkt, wie er sie ansah, hatte seine Blicke erwidert. Von allen Jungen der Schule und sowieso war ihr Rodolphus immer der Liebste gewesen. Ein für sein Alter fantastischer Zauberer, klug, gescheit und vor allem mit der nötigen Skrupellosigkeit, einfach immer das zu tun, was er für richtig hielt, ohne sinnloserweise Rücksicht auf alles und jeden zu nehmen. Er gefiel ihr, ohne Frage. Dieser Kuss hatte sie, anders als Rodolphus es wahrscheinlich dachte, keinesfalls beleidigt oder angeekelt, nein, er hatte ihr ebenso gefallen. Am liebsten hätte sie ihn umso stärker erwidert, hätte der Gedanke an den Brief nicht alle anderen Gefühle in ihr überlagert.

Doch ein allzu schlechtes Gewissen für ihr abweisendes Verhalten ihm gegenüber, das sie in der Zeit danach an den Tag gelegt hatte, das hatte Bellatrix nicht. Auch jetzt konnte sie nur schwer darüber nachdenken, denn mit jedem Schritt in Richtung Wald schlug ihr Herz schneller und drohte, in ihrer bebenden Brust zu zerspringen.

„Lumos!“, flüsterte sie, als sie aus den Lichtern des Schlosses verschwunden war und an der Hütte des Wildhüters vorbei in den Wald schlich. Hoffentlich hatte sie niemand gesehen. Sie bahnte sich geschickt ihren Weg über Wurzeln und Moosbetten, wich umgestürzten Baumstämmen aus und leuchtete sich mit ihrem Zauberstab den Weg durch enge Baumgassen.

Es war, man konnte es nicht glauben, noch kälter geworden. Vielleicht war es der kälteste Winter, den Hogwarts je erlebt hatte. Bloß, weil ihr Blut durch die Aufregung so schnell durch ihren Körper rauschte wie ein Wildwasserfluss, spürte Bellatrix den Schmerz, den die Kälte auf ihrem Gesicht und ihren Händen hinterließ, nicht. Sie war wie betäubt, nur das ewige Schlagen ihres Herzens spürte sie. Es war, als gäbe es außer ihrem Herzen nichts weiteres in ihrem Körper. Nur ihre Hülle, ihr Herz darin und drumherum all diese Gedanken. Und ihr Magen, der schwer und schmerzlich verknotet in ihrem Bauch lag.

Sie wusste nicht, wo genau sie den Dunklen Lord antreffen sollte, sie lief einfach nach Gefühl weiter und weiter und bald kam sie an die altbekannte Lichtung.

Doch er war nicht da.

Sie zauberte sich aus bloßen Ablenkungszwecken ein Feuer in die Waldmitte und hielt die Hände darüber, auch, wenn sie nichts spürte.

Je länger sie warten musste, umso mehr schwoll der Knoten in ihrem Magen an. Jetzt spürte sie also doch etwas: Schmerz.

Doch dann fühlte sie, dass er kam. Sie drehte sich um, sah noch nichts, doch sie wusste, er kam näher und näher und näher.

Sie wollte rufen, wollte fragen, aus welcher Richtung er kam, doch ihr Hals war trocken und sie zitterte zu sehr, um ihre Stimme gerade halten zu können.

Sie wirbelte herum, blickte um sich, sah nichts als Bäume, Schnee und den trüben Schein ihres Feuers. Doch plötzlich ging dieses aus.

Alles war dunkel. Bellatrix war für einen kurzen Moment blind. Und dann waren alle Empfindungen wieder da. Ihr Herz, ihr Magen, die Kälte, der Duft des erloschenen Feuers, die Aufregung, die Angst und eine kalte Hand auf ihrer verhüllten Schulter.

„Hallo, Bellatrix.“

Sie wagte es nicht, sich umzudrehen. Sie schloss die Augen, atmete so langsam sie konnte, legte den Kopf im Genuss dieses Moments in den Nacken und stand für einige Sekunden in dieser so verletzlich, sich der Aufregung hingebenden Position, dass die Welt sie stehen zu bleiben schien. Dann aber bestimmte die Hand, dass sie sich umdrehte, und Schreck durchfuhr ihre Knochen, als sie in das Gesicht des Dunklen Lords blickte.

Unwillkürlich rief sie sich den Gedanken an das Bild seines jungen Ichs in den Kopf. Er glich seiner selbst in keinsten Weise mehr. Doch obgleich er jetzt so anders aussah, er erschien ihr vertrauter denn je.

„Guten Abend, Herr.“ Sie verneigte sich, und den Blick von ihm zu wenden, schien ihr schwerer als jede ZAG-Prüfung.

„Ich freue mich, dass du heute Abend hier bei mir bist.“, lobte Voldemort.

„Natürlich, Herr. Wenn sie rufen, bin ich da. Ich bin die ihnen am treuesten ergebene Dienerin.“

Am liebsten hätte sie ihn noch weiter versichern wollen, dass sie stets zu seinen Diensten, einfach immer für ihn da war, aber aus Angst, sie würde sich damit lächerlich machen, schluckte sie die Worte herunter.

„Das weiß ich doch, Bellatrix.“, hauchte Voldemort. „Deswegen habe ich auch dich auserkoren für das, was ich heute vorhabe.“

Bellatrix schnappte nach Luft. Dieses indirekte Kompliment war besser als alles, was man ihr je über ihre Schönheit oder sowieso über sie gesagt hatte. Ihr Herz flatterte in ihrer Brust wie ein junger Wichtel.

Bellatrix spürte etwas an ihren Beinen, sah hinab und entdeckte Nagini. Sie liebte diese Schlange, doch in diesem Moment hätte sie dem Tier am liebsten mit dem Zauberstab den zischelnden Kopf abgetrennt. Es war unglaublich, aber sie war tatsächlich eifersüchtig auf die Schlange, da sie die Voldemort am nächsten stehende Seele auf dieser Welt war und sie immer bei ihm war. Was nur würde Bellatrix geben, um so viel Zeit mit ihm zu verbringen wie dieses dumme Schuppenvieh es tat?

Voldemort zischelte seiner Schlange etwas in Parsel zu, woraufhin sie zu Bellatrix' Erleichterung verschwand. Sie wartete darauf, dass der Dunkle Lord etwas sagte, doch da kam Nagini auch schon wieder zurück, eine sich windende, pelzige Beute schleppend.

Bellatrix blieb der Atem auf ein Neues weg. Im riesigen Maul der grauenvollen Schlange hing ein zappelndes, weißes Einhornfohlen.

Die Schlange legte es vor den nackten Füßen ihres Herrn ab.

Er bedankte sich bei ihr auf Parsel und nickte Bellatrix aufmunternd zu.

„Schöne Kreaturen, nicht wahr?“, fragte er.

Bellatrix konnte nichts antworten. Sie wusste nicht, was sie denken oder fühlen, was sie jetzt erwarten sollte. Das arme Tier lag keuchend auf dem Boden. Bellatrix wusste, was das Trinken von Einhornblut bewirkte. Sorgenvoll blickte sie Voldemort an, fragte sich, ob er es nicht bei Kräften war, ob er es wirklich nötig hatte, seine Lippen mit dem Blut dieses unschuldigen Tieres zu beschmutzen, aber er schien keine Anstalten zu machen, sich zu ihm hinabzubeugen und von ihm zu trinken.

Dennoch hatte Bellatrix dieses unbeschreiblich unangenehme Gefühl in ihrem Körper, und sie wusste unterschwellig, was es war. Zusammen mit der heißen Aufregung Voldemorts wegen lauerte dort in ihr eine furchtbare Angst und, zu ihrem Unmut, ein schlechtes Gewissen. Was auch immer Voldemort mit dem Einhornfohlen vorhatte, es würde nicht gut für das Jungtier ausgehen.

Eigentlich war es doch egal, was mit dem Tier geschah, schließlich aß sie auch Schweinshaxen und Hühnchenschenkel. Das versuchte Bellatrix sich zumindest einzureden, als sie dort wortlos auf das Fohlen starrte, doch es wollte nicht gelingen. Einhörner waren solch mächtige, schöne, magische Tiere, dass jeder Mord, jede Verletzung an ihnen, schlimmer war als-

„Die unverzeihlichen Flüche.“

Bellatrix schaute zu Voldemort auf. Konnte er ihre Gedanken lesen?

„Deswegen bist du hier.“

Bellatrix wusste nicht, was sie antworten sollte. Sie versuchte, sich zu fassen, redete sich ein, dass das Fohlen ihr verdammt nochmal egal sein sollte und dass es hier nur um sie ging, nur um sie und Lord Voldemort. Ihren Herren. Den Mann, der ihr Leben veränderte.

„Du bist eine fantastische, junge Hexe.“, lobte Voldemort. Dann streckte er die Hand nach Bellatrix' Gesicht aus, fuhr unbeholfen über ihre Haut. Nicht annähernd so zärtlich wie Rodolphus es bei ihrem Kuss getan hatte. Nein, es war eine mechanische Geste, aber trotzdem brachte sie Bellatrix' Herz wieder zum Rasen. „Hübsch dazu.“, sagt er noch und damit war Bellatrix vollkommen hin und weg. Sie schaute ihn flehend an, schrie innerlich nach einer weiteren Berührung, so gefühllos sie auch sein mochte, aber er hörte sie nicht. Er drehte sich um, zückte seinen Zauberstab und zündete um sich herum kleine blaue Feuer auf den Waldboden.

Im flackernde Licht sah er wie ein Geist aus.

„Ich möchte dir heute Nacht zeigen, wie mächtig du sein kannst, wenn du die Grenze des Vernünftigen überschreitest. Ich möchte dir zeigen, wie es ist, das Leben zu beherrschen und weil ich möchte, dass du, mein liebe Bellatrix, es besser kannst als jeder Andere, werde ich dir persönlich zeigen, wie du es schaffst.“

Bellatrix' Brustkorb senkte sich im Sekundentakt. Diese Worte, die so verlockend klangen. Er hätte sie auch wie ein Liebesgedicht für sie aufsagen können. Sie holte tief Luft, um diesen Gedanken zu vertreiben und zückte stattdessen ihren Zauberstab.

„Gut, Herr. Ich bin bereit.“, sagte sie leise.

Das Einhornfohlen stieß einen gequälten Laut aus.

„Du bist im Begriff, die drei unverzeihlichen Flüche zu lernen und sie so zu beherrschen, dass sie in ihrer Ausführung an Perfektion grenzen.“, erklärte Voldemort. „Auf dem Schloss“, fuhr er verächtlich fort, „lernst man sie nicht. Wozu auch? Ihr sollt ja alle machtlose, dumme und folgsame Drohnen in Dumbledores perfekter Muggelwelt werden. Aber nein, Bellatrix. Bei dir lasse ich das nicht zu.“

All seine Worte klangen, hätte man den Zusammenhang nicht gekannt, wie unterschwellige Darbringungen seiner nicht vorhandenen Zuneigung Bellatrix' gegenüber. Sie zitterte am ganzen Körper.

„Du kennst die Flüche sicher und heute Nacht wirst du sie ausüben. Beginnen wir mit dem Imperius-Fluch.“

Mit wenigen Schritten war Voldemort wieder ganz nah bei Bellatrix. Und dann, als würde sie nicht durcheinander genug sein, umfasste er ihren Oberkörper und lenkte ihre Arme mit dem Zauberstab in der Hand auf das Fohlen. Sein kaltes Gesicht lag in Bellatrix' dichtem Haar, als er ihr zuflüsterte: „Konzentrier dich. Der Fluch lautet Imperio. Denk an seine Wirkung, an das, was du bezwecken willst: In den Geist eines Anderen eindringen, bis du ihn vollkommen kontrollierst. Ihn zu deiner willenlosen Marionette zu machen und alles von ihm ausführen zu lassen, was du eben willst. Ihn dazu bringen zu können, seine eigene Hand zu fressen, ohne einen einzigen Laut des Schmerzes von sich zu geben. Wenn du den Geist des Anderen kontrollierst, kannst du selbst getrost die Kontrolle über dich verlieren und einfach machen, wonach dir der Sinn steht. Schaden anrichten, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Und diese in ihren Grundfesten verändern. Das, was ich- wir – mit der Zaubererwelt vorhaben gleicht einem allumfassenden Imperius-Fluch. Also gut...“

Er ließ von ihr ab, Bellatrix bemerkte dass sie mit seinem kalten, nach Blut riechendem Atem am Ohr erneut die Augen geschlossen und sich ganz seinen Worten hingeeben hatte.

„Du siehst das Einhorn hier?“

Bellatrix nickte.

„Beginne.“

Bellatrix holte tief Luft. Jetzt durfte sie kein Gewissen haben. Keine Skrupel. Keine Angst.

„*Imperio!*“

Der Fluch war leise und beinahe zärtlich, als er Begriff von dem Einhornfohlen nahm.

„Sehr schön, sehr kraftvoll!“, lobte Voldemort. „Und jetzt tob dich aus!“

Bellatrix ließ das Fohlen zunächst einmal aufstehen. Es war grauenvoll, mitanzusehen, wie willenlos es sich von Bellatrix immer und immer wieder um die eigene Achse drehen ließ. Aber in diesem Moment kümmerte Bellatrix das alles nicht. Das Gefühl von Macht war zu groß, zu süß, um sich dafür schlecht fühlen zu können.

Dann ließ Bellatrix das Fohlen ruckartig auf den Boden fallen. Es jaulte nicht einmal auf.

„Sehr gut.“, lobte Voldemort. „Ich hätte nicht gedacht, dass du es gleich so gut schaffst.“

Dann beendete Bellatrix ihren Zauber und das Einhorn sank erschöpft in sich zusammen. Es fiepte, holte nach Luft, doch Voldemort belegte es gleich wieder mit einem Imperius-Fluch, ließ Bellatrix zusehen, wie es sich selbst in den Huf biss, und ließ Bellatrix dann noch einmal ihre Kräfte an dem Tier messen, bis er zufrieden war und beschloss, zum nächsten Fluch überzugehen.

„Kommen wir zu meinem Lieblingsfluch.“, sagte er und Bellatrix konnte ihm sogar ansehen, dass das, was jetzt kam, ihm tatsächlich gefiel. Er lächelte nicht, aber er sah mit einem Mal furchtbar begeistert aus.

„Der Cruciatus-Fluch.“, sagte er.

Bellatrix hoffte, er würde ihr bei der Erklärung dieses Fluches wieder so nah kommen, wie zuvor, doch er blieb vor ihr stehen und sagte bloß: „Mit jenem Fluch fügst du dem Anderen die schlimmsten Schmerzen seines Lebens zu. Es ist wirklich lustig, glaub mir. Natürlich ist es grausam. Aber kurios, wie du mit einem einzigen Wort einen Menschen, oder ein Tier, dazu bringen kannst, all seine Vorsätze binnen weniger Sekunden zu vergessen und wie ein kleines Kind nach dem Tod zu flehen, weil sie keinen anderen Ausweg mehr sehen, so weh ihnen der Körper tut.“

Bellatrix Kopf schien sich nun vollends ausgeschaltet zu haben. Diese herzlosen Worte regten nichts in ihr. Sie stand nur da, nickte, ließ sich von Voldemort den Zauberspruch sagen und rief dann, erschreckend laut: „*Crucio!*“

Jetzt schrie das Einhorn. Es klang beinahe menschlich. Es schrie und wieherte qualvoll, heulte auf und wand sich ungelentk am verschneiten Waldboden. Es war fast so weiß wie der Schnee selbst, und jetzt wirbelte es ihn um sich herum auf, als können sie Bewegungen den höllischen Schmerz in seinem dünnen Körper vertreiben. Doch es gelang dem Tier nicht, wie auch. Bellatrix ließ den Fluch so lange auf dem Jungtier lasten, bis Voldemort sie unterbrach.

Danach hatte sie rote Wangen und Voldemort schenkte ihr einen verwunderten, doch alles andere als abweisenden Blick. Tatsächlich lächelte er sogar.

„Dazu kann ich nichts mehr sagen.“, lobte er. „Das war fantastisch. Du beherrscht diesen Fluch wie keine Andere. Hast du ihn vorher schon einmal angewendet?“

Bellatrix schüttelte den Kopf.

„Seltsam.“, bemerkte Voldemort.

Bellatrix kniff sich selbst in den Arm, doch sie spürte nichts mehr. Sie war vollkommen berauscht.

„Aber du wirst ihn noch anwenden.“, bestimmte Voldemort.

Bellatrix nickte bloß.

„Du weißt, was ich meine.“

Nein, wollte Bellatrix sagen, aber sie nickte wieder.

„Schön.“ Voldemort lachte ein hohes, albernes Lachen.

Dann trat er wieder näher an Bellatrix heran und sagte: „Den letzten unverzeihlichen Fluch kennst du sicher.“

Bellatrix nickte.

„Nun, üben können wir den nicht. Leider haben wir nicht genug Einhornbabys. Schade eigentlich.“ Er lachte wieder. Bellatrix wagte es nicht, ihn anzusehen. In diesem Moment ging eine so kalte Grausamkeit von

ihm aus, dass sie, selbst wenn Bellatrix sich nichts davon anhaben ließ, einfach nicht hinsehen konnte. Es ging nicht.

„Filtere einfach all deine Wut, all deinen Hass und deinen Willen in diese zwei Worte. Und vielleicht auch ein bisschen Gnade. Wir haben das arme Ding so gequält, es verdient es, zu sterben.“

Bellatrix nickte, wartete darauf, dass Voldemort sich von ihr entfernte und richtete schließlich mit wild zitternder Hand den Zauberstab auf das Tier, was bis auf die Atembewegung schon beinahe wie tot aussah.

„Tu es, meine Liebe.“

„*Avada Kedavra!*“

Ein grüner Lichtblitz, ein letztes Aufheulen des gepeinigten Fohlens und dann war Schluss. Die blauen Feuer um die Lichtung erloschen und wieder erblindete Bellatrix für einen Moment. Niemand sagte etwas. Kein Geräusch hallte von den Bäumen wider. Der Himmel war schwarz aber man konnte an den vereinzelt Lichtschwaden erkennen, dass es bald schon wieder Morgen sein würde. Bellatrix wusste nicht, wie lange sie nach Mitternacht auf den Dunklen Lord gewartet hatte, aber so oder so war sie überrascht, wie schnell die Zeit vergangen war.

Jetzt war sie ebenso still und leer wie der Wald selbst. So kalt wie der Schnee und so erschöpft wie das tote Fohlen am Boden. Silberiges Blut troff aus seinen Nasenlöchern.

Bellatrix hielt die Gedanken, ihr schlechtes Gewissen und jede über ihre immer noch währende Aufregung hinausgehende Empfindung zurück. Sie dachte nur an das, was im selben Moment auch geschah. Und bis Voldemort sich im Hintergrund regte und auf sie zuschritt, war das auch einfach nur Nichts.

„Ich bin stolz auf dich.“

Er legte seine Hände auf Bellatrix Schultern. Sie blickte ihm mit trüben Augen in die roten Sehschlitze. Er war unansehnlich, entstellt, furchteinflößend. Und doch wollte Bellatrix dieses Gesicht berühren, die erhabene Miene zu einem Lächeln verändern und, sie kam nicht umhin, das zu denken, - ihn küssen.

Mit jedem Atemzug schien er ihr näher zu kommen. Bellatrix hatte Angst, ihr Herz pochte ihr laut in den Ohren, sie fühlte sich wie eine leere Körperhülle, als habe ihr Geist sie längst verlassen und schwebte nun über ihr in der morgendlichen Winterluft. Es gab keine Vernunft mehr in ihr, keine sanften Gefühle. Auch der Wunsch, Lord Voldemort- Tom Riddle – zu küssen, war kein zärtlicher Wunsch, sondern eine wilde, vom Rausch der Flüche stammende Lust, die Bellatrix kaum in sich halten konnte. Sie glühte, brannte, stand in Flammen.

Und dann, für einen Moment, als hätte er wirklich so etwas wie liebe Gefühle, war er ihr so nah, dass ihre Stirn die seine berührte. Aber dann ließ er von ihr ab, ganz selbstverständlich.

Formell verabschiedete er sich von ihr, richtete Grüße an die anderen Todesser aus und ging, als hätte es die Spannung des vorigen Moments nichts gegeben. Sicherlich hatte sie es für ihn auch nicht gegeben. Weil er Dinge wie diese nicht empfinden konnte.

Bellatrix war rasend. Vor Wut. Vor Aufregung. Vor Enttäuschung. Vor Sehnsucht.

Sie blickte verächtlich auf das Einhorn, wurde sich klar darüber, was sie getan hatte, und brach in Tränen aus. Aber anders als ihre Schwestern würde sie sich ihren Tränen nicht hingeben. Sie würde nicht schwach sein. Ihre Tränen würden kein Zeichen von Trauer sein, nein. Als sie Tränen aus ihr herausbrachen war dies das Ende jeglicher zärtlicher Gefühle für Bellatrix.

Sie hatte sie getötet.

Mit dem Einhornfohlen zusammen lagen all ihre zarten Gefühle am Boden des Waldes, wurden langsam in das hellblaue Licht des Tagesbeginns getaucht und kamen Bellatrix so fremd vor, dass sie wusste, sie nie wieder auch nur ansatzweise spüren zu können.

Es gab nur noch Feuer in ihr. Hass und Wut und brennende Gier. Sehnsucht und Faszination in ihrer fanatischsten Art und Weise.

Und vor allem Wut. Irre, heiße, zerstörerische Wut.

Bellatrix stieß einen markerschütternden Schrei aus.

„Schluss damit!“, schrie sie und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

Nie war sie so rasend gewesen. Sie umklammerte ihren Zauberstab, spuckte neben das tote Fohlen und lief, so schnell sie konnte, ins Schloss zurück.

Die Wut machte sie zu einer blinden, vom Wahnsinn getriebenen Furie. Sie musste diese Wut loswerden, musste sich austoben, musste die Sehnsucht, die Voldemort in ihr hinterlassen hatte, die Enttäuschung darüber, dass er sich ihr entzogen hatte, in puren Hass verwandelt von sich stoßen.

Und dann wusste sie, wie. Sie lachte. Laut und kalt und irre.

Bei Tagesbeginn würde die Ehre von Rabastan Lestrangle vollkommen wieder hergestellt sein.

Verwundet

Der Morgen brach über das Schloss hinein. Dichter, weißer Nebel hatte sich um die Türme von Hogwarts gewoben und es schien, als krieche die Kälte der Nacht langsam in den Verbotenen Wald zurück. Tatsächlich brach durch die hoch am Himmel stehenden grauen Wolken ein wenig blasses Sonnenlicht und alles deutete darauf hin, dass dieser Tag ein besonders schöner Frühwintertag werden würde.

Andromeda und Narzissa waren aufgewacht und hatten ihre Schwester gesucht, doch nirgends hatten sie sie finden können. Andromeda war sich sicher, dass dies etwas mit dem Brief zu tun hatte, den sie neulich bekommen hatte und weil sie sich denken konnte, dass Bellatrix die Nacht außerhalb des Schlosses, ganz sicher mit Voldemort im Wald verbracht hatte, war sie nur halb so wütend darüber, von ihrer Schwester nicht ins Vertrauen gezogen worden zu sein, als sie eigentlich sein würde. Sie hatte wirklich gute Laune, als sie zum Frühstück die Kerkertreppen hinaufstieg und durch die schmalen Fenster den leichten Schimmer der Wintersonne über den Länderein von Hogwarts hängen sehen konnte. Narzissa und ein paar andere Slytherins folgten ihr durch die Flure. Doch plötzlich blieb Andromeda ruckartig stehen. In der Eingangshalle angelangt sah sie gerade noch ihre ältere Schwester durch die schwere Tür rauschen und, ohne einen Blick zur Seite zu verschwenden, die Treppe hinauf Richtung Hauptteil des Schlosses stürmen.

„Bella!“, rief Narzissa, doch sie schien sie nicht zu hören.

Andromeda spürte, wie sich ihr der Magen zusammenzog. Etwas an Bellatrix machte ihr auf einmal furchtbare Angst. Wie eine Furie, wie ein schwarzer Geist, war sie an ihr vorbeigerauscht, mit einer solchen Wut im Gang, dass man fürchten musste, wer ihr nicht weicht, würde mit einem Schockzauber belegt.

„Was ist denn mit *der*?“, fragte ein dicker Slytherin hinter Andromeda.

Andromeda überlegte nicht lange. Sie lief los, überwand die Treppen in Windeseile und sah ihre Schwester schließlich nicht minder schnell als zuvor durch einen langen Flur Richtung Gryffindor-Turm rauschen.

„Bella, warte!“, rief sie ihr nach, doch obwohl es sicher war, dass Bellatrix dies hätte hören können, hielt sie auch diesmal nicht inne.

Was war nur geschehen? Was ging mit Bella vor sich? Andromedas Ohren summten, als würden ihr Fwuuper direkt hineinschreien.

„So warte doch!“, rief sie noch einmal verzweifelt.

Schüler aus anderen Häusern, hauptsächlich Gryffindors, die unterwegs zum Frühstück waren, strömten ihr entgegen.

„Bella!“ Andromeda reckte den Kopf nach ihrer Schwester, doch sie war in einem Pulk Schüler verschwunden.

Sie konnte so viel schreien, wie sie wollte. Sollte sie es doch ruhig mitansehen, wenn es geschah. Es musste geschehen und die perfide Lust, die Bellatrix bei dem Gedanken an das, was sie sogleich tun würde, überkam, hatte ihren ganzen Körper in Besitz genommen. Sie lächelte, als sie sich an den Schülern vorbeidrückte, mit starr geradeaus gerichteten Blick. Sie würde ihn sehen, wenn er aus dem Gemeinschaftsraum kam und dann würde sie ihren Spaß dabei haben, eine Rechnung zu begleichen, die schon zu lange offen stand. Und außerdem würde sie den Fluch anwenden, und diesmal richtig. Sie konnte nicht aufhören, zu lächeln, dachte nicht darüber nach, wie sie sich sehen würde, wenn sie sich selbst dabei zuschauen, wie sie hier berauscht von der Nacht und voll blinder Wut geradewegs auf den Gryffindor-Turm zusteuerte. Sie wusste nicht recht, wie man hineinkam und wo sich der Ausgang befand, aber als sie in einen schmaleren Flur abbog, sah sie ihn schon.

Ted Tonks, müde lächelnd- und allein.

Perfekt.

„Guten Morgen, Ted!“, lachte Bellatrix. „Na, hast du gut geschlafen?“

Verwundert über das plötzliche Auftauchen und die paradoxe Freundlichkeit des Slytherin-Mädchens rieb sich Ted die verschlafenen Augen.

„Guten Morgen“, murmelte er. Es klang wie eine Frage.

Blonde Zwillingsmädchen drängten sich an Bellatrix vorbei aus dem Flur und jetzt waren sie und Ted ganz

allein.

„Ich würde gern zum Frühstück gehen, kommst du mit?“, fragte Ted unsicher. „Oder wartest du auf jemanden?“

„Ich hab' auf *dich* gewartet, Teddy!“, lachte Bellatrix. Ihre Augen hafteten starr auf dem Gesicht des Jungen. Unsicher versuchte er, ihrem Blick zu entweichen, doch er brannte auf seiner Haut wie tausend Feuer.

„In Ordnung, lässt du mich durch?“ Er versuchte, an Bellatrix vorbeizukommen, doch der schmale Flur ließ es nicht zu, denn Bellatrix hüpfte wie ein Kind beim Himmel und Hölle spielen von links nach rechts, um ihn zu verhindern.

„Ganz bestimmt nicht!“ Wieder lachte sie. Viel zu laut, viel zu schrill und kälter als der Morgenfrost, der sich auf die Fenster gelegt hatte. „Es gibt da einiges zu klären!“

„Du meinst...?“ , fragte Ted mit bemüht fester Stimme.

„*Du meinst...*?“ , öffte Bellatrix ihn nach. „Was meine ich wohl?“

Sie zückte ihren Zauberstab und stand mit einem Schritt so dicht bei Ted, dass ihre Brust die seine berührte. Ihr war, als könne sie sein Herz ängstlich an ihrem schlagen spüren, welches hingegen vor Rage in ihrem Brustkorb zu zerspringen drohte.

„Bellatrix, hör zu, ich habe keine Lust auf solche Spielchen. Lässt du mich jetzt bitte zum Frühstück gehen?“

Es war kümmerlich, wie sehr Ted versuchte, stark zu klingen. Bellatrix lachte ihn aus. Sie fühlte sich, als sei ihr innerstes selbst auf Stecknadelkopfgröße zusammengeschrumpft und sie sei nur noch große, zittrige Hülle, erfüllt von Hass. Dabei wusste sie nicht einmal genau, was sie hasste. Ted bestimmt nicht, auch, wenn sie meinte, allen Grund dazu zu haben.

„Die Sache mit Rabastan, mein Lieber.“, sagte sie. „Das war ein großer Fehler und ich hoffe du weißt das!“

„Ich habe jetzt bestimmt keine Lust, darüber zu diskutieren.“, meinte Ted. „Lestrange hat mich zuerst angegriffen. Er hat es nicht anders gewollt.“

„Aber ich will es anders! In was für einer Welt leben wir, dass jemand wie er sich von einem Schlammbhut wie dir besiegen lässt?“

Ted schaute Bellatrix fest in die wahnsinnigen Augen. „Offenbar ist dies eine Welt, in der jemand wie er ein schlechterer Zauberer ist als jemand wie ich.“

„*Stupor!*“

Mit einer ungeahnten Wucht schleuderte Ted nach hinten. In der Bewegung zückte er seinen Zauberstab und feuerte sofort einige Flüche auf Bellatrix, die sie allerdings mit einer lässigen Bewegung abwehrte. Ted lag am Boden.

Mit den Händen in die schmalen Hüften gestemmt stand sie vor ihm, lächelte auf ihn hinab.

Ted hob seinen Zauberstab: „*Expelliarmus!*“

„*Crucio!*“

Es geschah im Bruchteil einer Sekunde: Plötzlich war alles leise. Das aufgeregte Gemurmel in den nahen Gängen verebbte, das leichte Zischeln des Windes an den Fenstern erstarb und Bellatrix hörte nicht einmal mehr ihren eigenen Atem. Das Einzige, was sie vernahm, war ihr Herz, dass dumpf in gegen das Innere ihres Körpers schlug. Der Druck, den der Rhythmus auf ihren Kopf ausübte, war kaum auszuhalten. Und sie fühlte Spannung. In dem gerade auf Ted gerichteten Arm, aus dem der Zauber direkt in seinen Körper schoss.

Und dann schrie er.

Es war ein erstickter, gequälter Schrei wie der eines sterbenden Tieres. Er wand sich am Boden, streckte seine Arme und Beine in schrägen Winkeln von sich, vollführte Bewegungen, die er unter normalen Umständen nicht zu tun fähig gewesen wäre.

„Hör auf!“, konnte er sich abringen. „Bitte hör auf!“

Doch Bellatrix hörte nicht auf. Sie konnte nicht. Sie konnte gar nichts tun als nur da zu stehen, auf ihn hinabzublicken und ein zweites Mal den Fluch auszusprechen.

„*Crucio!*“

Verstorben war die zittrige Freude in ihr, die berauschte Lust an dem Gefühl von Macht, dass sie sich von dieser Tat erhofft hatte. Keine dieser Empfindungen überkam sie, als sie Ted am Boden sah. Sie fühlte gar nichts mehr.

Er schrie und wand sich und er weinte.

Sein Gesicht lag auf dem Boden und Tränen flossen leise aus seinen Augen, bildeten einen kleinen See in den Rillen der Steine. Ihn, diesen stattlichen, hübschen Jungen so unmenschlich verrenkt am Boden weinen zu sehen, hätte jedem Zuschauer ebenfalls die Tränen in die Augen getrieben.

„Ich flehe dich an, mach dass es aufhört!“

„*Crucio! CRUCIO!*“

Es war, als versuche Bellatrix, endlich etwas zu fühlen. Vielleicht selbst ein wenig Schmerz. Oder Mitleid. Aber da war nichts.

Und dann verstummte Ted. Er ertrug die Schmerzen in Stille. Lautlos flossen Tränen über sein Gesicht und wie ein Kind lag er zusammengerollt am Boden, unter der Pein des Fluches zusammenzuckend. Dann hob er den Kopf. Ein Krampf durchschoss ihn und er streckte alle Gliedmaßen von sich.

Ein spitzer, schriller Schrei durchbrach die Stille, doch er kam nicht von Ted.

Er rüttelte Bellatrix wach. Diese Stimme war ihr bekannt. Und als sie auf den Boden sah, Ted gekrümmt daliegend, spürte sie den Wahnsinn in ihren Körper zurückkehren und wie von einer fremden Macht gesteuert, brüllte sie erneut: „*Crucio!*“

Der Schrei verebte nicht, er wurde lauter, schriller, verzweifelter.

„Neiinin! Aufhören! HÖR AUF!“

Und dann rammte Bellatrix jemand, ein wohlvertrauter Duft stieg ihr in die Nase und sie stolperte zur Seite, ohne den Zauberstab von Ted zu nehmen. Doch dann warf sich die schreiende Gestalt vor ihn und Bellatrix erkannte früh genug, wer es war, bevor sie den Fluch auf diesen Jemand umlenken konnte.

Andromeda hob Ted's Oberkörper an, umschloss ihn mit ihren Armen und hielt ihn. Er keuchte und weinte und lag ohne jede Spannung im Körper in ihrem Griff.

„Wie kannst du nur?“, brüllte Andromeda. „Was zur Hölle ist in dich gefahren?“

Bellatrix rührte sich nicht. Sie konnte ihrer Schwester keine Antwort geben. Sie wusste keine.

„Ich kann nicht fassen, was du getan hast.“, schluchzte Andromeda. Der Anblick des weinenden Jungen, die Schwere seines verwundeten Körpers in ihren Armen, ihr eigen Fleisch und Blut, dass mit den Augen eines Raubtiers über ihr stand und danach dürstete, Ted noch mehr Schmerzen zuzufügen, all das war zu viel für sie.

„Er hat es nicht anders verdient.“, sagte Bellatrix schließlich.

„Du bist des Wahnsinns!“, schrie Andromeda. „Sieh dich doch an! Du verletzt ihn mit Absicht! Und das mit einem unverzeihlichen Fluch! Hat er dir das beigebracht, hm? Dein toller Voldemort?“

„Wag es ja nicht, seinen Namen so zu benutzen!“, zischte Bellatrix.

„Wag du es ja nicht, dich noch einmal an Ted oder irgendjemand anderem zu vergehen!“

„Nimmst du das Schlammblood in Schutz?“, lachte Bellatrix.

Andromeda sagte nichts. Sie wünschte sich nur, sie könnte Ted das alles ersparen. Sie fühlte, wie all die Wut auf Bellatrix und ihr Verhalten in letzter Zeit in ihr hochkam und hoffte nur, sich beherrschen zu können, ehe ein wahrer Streit zwischen ihr und ihrer Schwester entfachen konnte. Sie wusste nicht, was Bellatrix mit ihr machen würde, ganz gleich, ob sie verwandt waren, wenn sie einmal Wut in ihr schürte.

Eine Weile lag sie nur da, mit Ted im Arm, der sich langsam beruhigte, und Bellatrix sah mit tiefster Verachtung auf die beiden hinab.

„Du beschmutzt die Ehre unserer Familie.“, sagte sie.

„Ehre?“ Andromedas Stimme überschlug sich. „Ehre kommt nicht davon, Jemanden mit Absicht zu quälen!“

„Er ist kein Jemand! Er ist ein Niemand, ein kümmerliches Wesen, das meint, wie wir zu sein, weil er diese Schule besuchen darf, aber das richtet sich alles gegen die Grundfesten unserer Familie und der Zaubererschafft allgemein, kapiert du es nicht?“

„Kapiert *du* es nicht? Das ist krank! Mag ja sein, dass unsere Familie nach dem ursprünglichen Gedanken der großen Zauberer lebt, aber die Zeiten haben sich geändert, sieh es doch ein! Wir leben in Zeiten, in denen Zauberer aller Herkunft das Recht haben, ihre Magie auszuleben und zu erweitern. Miteinander.“

„SCHWACHSINN!“ Bellatrix' Augen weiteten sich, Rage brannte darin.

Stille trat ein, zu fühlen war nur die Spannung, welche die Drei wie ein Netz aus scharfem Drahtseil umspannte.

„Ich denke, es ist besser, wenn du gehst.“, flüsterte Andromeda schließlich und zu ihrer Verwunderung gehorchte Bellatrix.

Doch bevor sie sich umdrehte und davonlief, schenkte sie Andromeda einen Blick, an den sie sich noch für den Rest ihres Lebens erinnern würde.

Sie schaute ihr mit ihren wahnsinnigen dunklen Augen tief in die Seele, mit all der schwesterlichen Liebe, die sie je für sie empfunden hatte und Andromedas Herz überschlug sich beinahe, denn sie hatte diesen Blick ewig nicht mehr gesehen. Geschweige denn diese Liebe gespürt. Und dann, als töte Bellatrix sie in jenem Moment mit voller Absicht, für dann und alle Zeit, erstarb sie. Und was in ihren Augen zurückblieb, war eine fürchterliche, auszehrende Kälte, abweisend und fremd.

Anapneo

Die Kälte des Moments hatte sich wie ein Spinnennetz aus Furcht um Andromeda, Bellatrix und Ted gewoben. Ted lag reglos gegen Andromeda gelehnt am Boden, keuchte und schnappte noch immer aphatisch nach Luft, wenn die Heftigkeit seiner Züge auch abgenommen hatte. Bellatrix blickte die beiden nur an, schließlich drehte sie sich um und ging.

Andromeda spürte ein Stechen in der Brust. Es war, als sähe sie Bellatrix gerade zum letzten Mal in ihrem Leben hinterher. Aber das Mädchen, das ihr eben noch gegenüber gestanden hatte, das hatte kaum noch etwas mit ihrer Schwester zu tun gehabt. So fremd und furchteinflößend war sie gewesen, so verletzend abweisend, dass Andromeda beinahe in Tränen ausbrach, als sie sich Bellatrix' vor Hass und Abscheu verzerrtes Gesicht noch einmal in den Sinn rief.

„Es tut mir so Leid.“, wisperte sie und wusste nicht, ob sie sich bei Ted für das entschuldigte, was ihm zugestoßen war oder ob sie sich selbst trösten wollte oder, ob sie sogar Bellatrix um Verzeihen bat, dass sie sich zwischen sie und Ted gestellt hatte.

Ted schaffte es, sich mit den Armen so abzustützen, dass er sich gerade hinsetzen konnte.

Keiner der beiden sagte etwas. Das Schloss lag still und leer um sie. Es war, als wären sie die einzigen Seelen in den Gemäuern von Hogwarts.

Schließlich hob Ted langsam den Arm und strich Andromeda, die den Kopf gesenkt hielt, um ihr von Traurigkeit verdunkeltes Gesicht zu verstecken, eine Strähne ihres dichten, dunklen Haares hinter die Ohren.

Andromeda erzitterte unter der Berührung. Teds Finger waren überraschend warm und sachte strich er mit ihnen ihren Nacken hinunter, bis er sie zurückzog. Es war keine dieser aufdringlichen Berührungen eines Jungen, der das Alleinsein mit einem Mädchen ausnutzen wollte. Unter diesen Umständen wäre das auch einfach nur abstrus gewesen. Es war eine leichte, versöhnliche Geste, schutzgebend und wärmend.

„Es muss dir nicht leid tun.“, sagte Ted, obgleich die vorangegangene Berührung diese Worte schon lautlos ausgesprochen hatte.

„Ich kann nicht glauben, dass meine Schwester zu so etwas im Stande ist.“, brachte Andromeda hervor. Sie spürte, wie trocken ihre Kehle war. Jedes Wort schmerzte ihr.

Sie kam sich so albern vor. Schließlich war es Ted, der soeben die Höllenqualen eines unverzeihlichen Fluches hatte erleiden müssen.

„Wie geht es dir?“, fragte sie rasch und blickte auf.

Ihr Blick traf die erschöpften Augen von Ted, sofort schaute er zu Boden.

„Wie soll's mir schon gehen.“ Er schmunzelte gequält. „Alles tut weh. Aber es wird. Ich meine, der Schmerz lässt nach.“

„Ich kann nicht fassen, dass Bella das getan hat.“, würgte Andromeda wieder hervor. „Das ist unvorstellbar, unvorstellbar schrecklich.“

Ted sagte nichts.

„Kein Mensch sollte einen Stolz dieses Ausmaßes haben, dass er, wird er einmal nur annährungsweise verletzt, so über die Stränge schlägt.“, erklärte Andromeda.

„Du meinst, es war nur wegen der Sache mit Lestrangle?“, fragte Ted.

Andromeda nickte.

„Das glaube ich nicht.“

„Was denkst du denn?“

„Ich glaube, dass Bellatrix nicht einmal richtig wusste, wieso sie das getan hat. Ich schätze, sie hat die Sache mit Lestrangle für sich als Vorwand genutzt, um etwas von sich zu treiben, was sie schon seit einiger Zeit quält.“

Fragend schaute Andromeda in Teds Gesicht, das langsam wieder eine gesunde Farbe annahm.

„Was meinst du?“

„Schmerz.“

Vor dem Erkerfenster, an dem sie saßen, schrie eine Eule. Dreimal, dann flog sie davon.

„Schmerz?“

Ted nickte. „Ich schätze, sie wollte ihn einfach in jemand anderen treiben. Den Schmerz.“

„Wieso sollte Bellatrix Schmerzen haben?“ Andromeda senkte den Blick und überlegte, doch angesichts der Tatsache, wie sehr sich ihre ältere Schwester in letzter Zeit verändert hatte, kam es ihr nur realistisch vor, dass ihr tatsächlich etwas auf der Seele lag, dass sie so in den Wahnsinn trieb. Sicherlich hatte es etwas mit Lord Voldemort zu tun. Wieder spürte Andromeda ihre Abneigung gegen diesen Mann in ihren Adern aufflammen. Sie schüttelte sich und da sie ohnehin schon zitterte, erschütterte die Bewegung ihren ganzen Körper.

Sofort hielt Ted sie an den Schultern fest.

„Hör auf damit.“, flüsterte Andromeda.

Ted gehorchte, doch blickte sie fragend an. „Wieso?“

„Du bist derjenige, der Schutz verdient. Denk nur dran, was dir zugestoßen ist.“

Und dann floss die erste Träne aus Andromedas dunklen Augen. Leise bahnte sie sich ihren Weg über ihre weißen Wangen, fing sich an ihrem Mundwinkel und troff ihr Kinn hinab. Auf ihrem Umhang hinterließ sie einen dunklen, salzigen Fleck.

„Körperlicher Schmerz, so schlimm er auch ist, ist nichts gegen den Schmerz, der hier herrscht.“ Er deutete auf die Stelle an seinem Brustkorb, an dem sein Herz lag.

Andromeda nickte, versuchte, weitere Tränen zurückzuhalten, doch es gelang ihr nicht.

„Es tut mir so Leid.“, flüsterte sie wieder und wieder.

Ehe sie etwas wirksames dagegen hätte tun können, warf sie sich dem verletzten Ted in die Arme, ließ sich von ihm festhalten und schluchzte so bitterlich und herzerreißend, dass es von den Steinwänden widerhallte. Ted flüsterte ihr vehement ins Ohr, doch unter ihren heftigen Atemzügen konnte Andromeda ihn nicht verstehen. Sie spürte, wie sich ihr Brustkorb zusammenzog, wie ihre Kehle brannte und sie kaum noch Luft bekam. In ihrem Kopf hämmerten die Bilder von Bellatrix' wahnsinnigen Augen, dem Hass darin und Lord Voltmorts' grauenvolles Antlitz gegen die Innenseite ihres Schädels und sie zitterte schlimmer denn je. Ihre Tränen schienen kein Ende nehmen zu wollen, doch dann verstand sie langsam, was Ted ihr ins Ohr flüsterte.

Immer klarer wurden seine leisen Worte, ihre Aufgebrachtheit ebte ab und sie spürte, wie sie langsam wieder regelmäßig atmen konnte. Benommenheit überkam sie wie eine betäubende, dichte Welle und sie sank ohne jegliche Spannung in Teds Armen zusammen, sein wärmendes Flüstern am Ohr.

„Anapneo... anapneo.... anapneo...“

In dem von ihren eigenen Tränen getränkten Umhang schmiegte sich Andromeda an die Kuhle an Teds' Hals und schloss die Augen, die nicht mehr weinen konnten.

Der Gedanke, der sie ein letztes Mal zum Schluchzen brachte, war die einnehmende Erkenntnis, dass sie nicht wusste, was sie und Ted in diesem Moment ohneeinander gemacht hätten. Dass sie beiden sich gegenseitig festhielten war für sie das einzig Vertrauliche, das einzig Wahre, was es in diesem Moment auf der Welt gab.

Bande

Niemand wusste, was sich an diesem Morgen in den Fluren des Schlosses zugetragen hatte. Andromeda hatte es für selbstverständlich gehalten, dass Ted dem Schulleiter Bericht davon erstattete, was Bellatrix ihm angetan hatte. Sie hatte sich schon gegen ihre eigene Schwester aussagen hören. Bei dem Gedanken daran drehte sich ihr der Magen um. Der Blick, den Bellatrix ihr geschenkt hatte, lag darin wie eine Messer. Die Klinge so scharf und verletzlich, dass jede Gefühlsregung sich wie ein Schnitt im Inneren anfühlte. Die Tatsache, dass sie sich sogar im Stande fühlte, ihrer Schwester Schuld zuzuweisen, zu riskieren, dass Bellatrix der Schule verwiesen wurde, hob die tiefste Wunde in ihr Fleisch. Aber Ted machte keinerlei Anstalten, zu Dumbledore zu gehen. Nachdem sie sich ohne weitere Worte von ihm gelöst hatte, beschämt, sich so schwach in den Armen eines noch Schwächeren gewunden zu haben, war er aufgestanden und zum Frühstück gegangen, als wäre nichts passiert. Andromeda war ihm nicht gefolgt. Für den Rest des Tages rechnete sie damit, ihn zum Büro des Schulleiters gehen zu sehen oder von irgendjemand sonst dahin bestellt oder auf das Geschehnis angesprochen zu werden, aber nichts geschah. Das einzige, was am Abend noch an den Vorfall erinnerte, war die Kälte und der Schmerz in Andromedas' Seele, der beklemmende Gedanke an den vernichtenden Blick ihrer Schwester, die, so fühlte es sich an, nicht mal mehr länger diese sein wollte. Andromeda mied den Gemeinschaftsraum und die große Halle, und als sie den Schlafsaal betrat, war Bellatrix noch nicht in ihrem Bett. Andromeda schlief ein, ohne sie zu sehen, und als sie am Morgen aufwachte, war Bellatrix schon lange aufgestanden.

Der nächste Tag begann. Immer noch rechnete Andromeda damit, in jeder Sekunde von Dumbledore angehalten zu werden, oder, noch schlimmer, Bellatrix mit ihm reden zu sehen- darüber, dass sie für ihre Gräueltat Hogwarts verwiesen werden würde. Aber nichts dergleichen geschah. Dumbledore war in der großen Halle damit beschäftigt, den anderen Lehrkräften dabei zuzusehen, wie sie einen von vielen hohen Tannenbäumen zum Weihnachtsfest aufstellten. Ein erschreckend großer Mann mit wildem Rauschbart trug eine trollgroße Tanne, als wäre sie federleicht. Andromeda hatte ihn noch nie zuvor im Schloss gesehen.

„Hagrid, stell diese bitte hier her!“, rief Professor McGonagall dem riesenhaften Mann zu.

„Aber klar doch, Professor.“, sagte er mit einer überraschend warmen Stimme.

Andromeda setzte sich weit an das Ende des Slytherin-Tisches. Sie hatte Bellatrix immer noch nicht gesehen. Was, wenn sie nun doch der Schule verwiesen worden war? Ohne, dass sie oder sonst wer es mitbekommen hatte? Was, wenn Ted alleine zum Schulleiter gegangen und ihm davon erzählt hatte? Oder wenn nun ein Dritter das Geschehnis beobachtet und es Dumbledore gepetzt hatte? Wieder spürte Andromeda dieses Stechen im Magen. Ihr Kopf dröhnte und essen wollte sie schon gar nichts. Der benebelnd süße Duft der Honigschnittchen, die vor ihr aufgetischt waren, trieb ihr ein Würgen in den Hals.

Als sie den Kopf reckte, steigerte sich ihr Unwohlsein schlagartig in nackte Angst. Anders konnte sie das Gefühl nicht beschreiben, das sie durchfuhr, als sie ihre ältere Schwester, flankiert von den Lestrage-Brüdern, beide süffisant lächelnd, an das andere Ende des Tisches treten und Platz nehmen sah. Sie lachten und tischten sich reichlich Schnittchen, Milchbrötchen und Zimtschnecken auf.

Andromeda wagte es kaum, hinzusehen. Bellatrix war unbedarft und ausgelassen, als wäre tatsächlich nichts geschehen. Bloß, und das konnte Andromeda selbst aus dieser Entfernung sehen, schien es, als funkelten ihre schwarzen Augen noch um einiges wahnsinniger als sonst. Vielleicht waren es diese, die ihr solche Angst einjagten. Oder sie fürchtete sich einfach davor, wie der nächste Blick ausfallen würde, den ihr ihre Schwester schenken würde, nachdem sie am Tag zuvor so kaltblütig allen Hass in ihrer Seele von ihren in Andromedas Augen geschickt hatte. Aber als Bellatrix' Blick durch die Halle wanderte und Andromeda streifte, blieb er nicht für eine Sekunde an ihr hängen. Nichts in Bellatrix' Gesicht regte sich. Es war, als hätte sie Andromeda nicht einmal gesehen.

Narzissa betrat die große Halle. Leichten Fußes schwebte sie erst zu Bellatrix, küsste sie zum Morgen auf die Wange, was diese mit einem Nasenrumpfen abtat, und ging dann zu Andromeda herüber.

„Guten Morgen, Schwesterherz.“, sagte sie leise und küsste auch Andromeda. Ihre kühlen, kleinen Lippen fühlten sich an wie eine Schneeflocke, die auf Andromedas Wange landete.

„Was ist los, Dro?“, fragte Narzissa. „Wieso sitzt du nicht bei den Anderen?“

Andromeda zögerte. Auf keinen Fall würde sie Narzissa von dem Vorfall erzählen.

„Hast du dich mit Bella gestritten?“, fragte die Kleine und setzte sich zu ihr. Sie nahm sich einen großen Teller Honigschnittchen. Wieder musste Andromeda würgen.

„Was ist denn los?“ Besorgt legte Narzissa ihre schmale Hand auf Andromedas'. Obwohl ihre gläserne Haut stets blasser als die ihrer großen Schwester war, wirkte sie nun um einiges gesünder als der Ton von Andromedas Haut. Diese war beinahe graugrün. Andromeda sah aus, als hätte sie eine ganz schlimme Grippe.

„Ach, nichts.“, sagte diese schließlich. „Mir ist nur etwas übel.“

„Und was ist mit Bella?“ Narzissa biss in ein Schnittchen. Der Honig troff ihr am Kinn hinunter. „Ist dir schlecht wegen ihr?“ Sie lachte, hatte sie doch keine Ahnung, dass es wirklich so war. „Sag schon. Habt ihr euch gezofft? Hat sie wieder irgendwas gemacht?“

„Ach, nein. Ist nicht so wichtig.“, tat Andromeda die Sache ab. Sie blickte in Gedanken an Ted's gequältes Gesicht in ihren Kelch und zwang sich mit aller Kraft, einen Schluck Traubensaft zu trinken.

Narzissa biss sich auf die Lippen. Sie wollte etwas sagen, wusste aber noch nicht, wie es formulieren sollte. Ihre Augen huschten von Andromedas Gesicht zu ihrer anderen Schwester am gegenüberliegenden Tische.

„Dro...“, setzte sie an. „Hör mal...“

Andromeda schaute auf, blickte ihrer kleinen Schwester prüfend in die Augen.

„Ich muss mal mit dir reden.“

„Was gibt's?“, fragte Andromeda. Sie kam sich ein wenig albern vor, im Begriff zu sein, Kummerkasten für ihre Schwester zu spielen, wo sie es doch war, die sich dringend etwas von der Seele reden müsste.

„Es geht um Bella.“ Jetzt flüsterte Narzissa.

Andromeda spürte das altbekannte Ziehen ihres schmerzenden Magens. Wusste Narzissa doch, was geschehen war?

„Ja?“, hauchte Andromeda. „Was ist mit ihr?“

„Seitdem sie vor zwei Tagen in den Wald gegangen ist, um den Dunklen Lord zu treffen, kommt sie mir komisch vor.“

„Ist sie das nicht immer?“ Andromeda zwang sich zu einem Lächeln. „Du kennst sie doch.“

„Ja, aber ich kann ihren üblichen Wahnsinn von dem unterscheiden, den sie seit dieser Nacht in ihren Augen trägt. Irgendetwas ist da vorgefallen.“

Andromeda sah das besorgte Gesicht ihrer geliebten Schwester und sie konnte jedes Wort, das diese sagte, nachvollziehen. Auch sie hatte eben dieses irre Funkeln in Bellas' Augen gesehen, noch irrer und angsteinflößender als je zuvor. Und dass in dieser Nacht etwas im Verbotenen Wald geschehen war, dass Bellatrix stark mitgenommen hatte, stand außer Frage. Wieder tauchte Ted's sich unter Todesqualen windender Boden vor Andromedas innerem Auge auf.

Andromeda wollte es Narzissa am liebsten erzählen. Sie wollte diese schrecklichen Gedanken loswerden, in zittrigen Worten aus ihrer Seele treiben. Aber dann sagte sie etwas anderes, es war, als spreche jemand Fremdes durch sie: „Du spinnst doch. Bella ist wie immer.“

Narzissas sorgenvolles Kindergesicht veränderte sich schlagartig in eine verächtliche Maske des Hohns, die erkannt hatte, dass Andromeda nicht ehrlich war. Sie ähnelte Malfoy, als sie sagte:

„Ach, und deswegen redest du nicht mit ihr?“

Andromeda rang mit sich. Sie durfte es Narzissa nicht erzählen. Damit würde sie einen Keil zwischen Bellatrix und sie treiben. Und das durfte nie geschehen. Sie waren doch Schwestern, sie hielten zusammen. Sie durften einander nicht verraten.

„Hör zu, Zissy. Es kann doch mal vorkommen, dass man ein bisschen wütend aufeinander ist. Du kennst Bella doch, wie gesagt. Mach dir keine Sorgen.“

„Mach ich aber!“ Narzissas Augen füllten sich mit Tränen. Sie war schrecklich aufgebracht. „Ihr seid meine Schwestern und ich liebe auf der Welt nur euch so sehr. Ich will nicht, dass irgendetwas zwischen uns steht. Bitte vertragt euch wieder.“

Es war wie früher, als Narzissa noch ganz klein gewesen war. Wenn Andromeda und Bellatrix sich wegen irgendeiner Banalität gestritten hatten, war sie es stets gewesen, die den Streit geschlichtet hatte. Allerdings kamen Unstimmigkeiten zwischen den Schwestern seltener vor als man ein Mondkalb sichtete.

Andromeda musste sich beherrschen, um nicht selbst zu weinen. Sie wollte ihre kleine Schwester umarmen, trösten, und im Gegenzug von ihr getröstet werden. In nur zwei Tagen hatte sich eine so tiefdunkle Trauer in ihr Herz geschlichen, dass sie sich fürchtete, darin zu versinken. Aber Narzissa beruhigte sich

wieder, biss in ein weiteres Schnittchen und die letzte Träne, die ihr noch im Augenwinkel gelegen hatte, floss in den Honig und ließ ihn goldgelb funkeln.

„Miss Black.“ Eine weit entfernte, mahnende Stimme drang an Narzissas Ohr. Sie reagierte nicht. „Miss Black.“, wiederholte die Stimme. Und dann ein drittes Mal, noch lauter und mit im schneidenden Ton: „Miss Black!“

Narzissa spürte, wie Undine Midgeon ihr den Ellenbogen in die Seite stieß. Sie schreckte hoch. „Ja, Professor?“, sagte sie wie mechanisch.

„Ich habe sie bereits zweimal gefragt, was der Unterschied zwischen einem Werwolf und einem Animagus ist.“

„Selbstverständlich, Professor Durban.“, stammelte Narzissa. „Ich habe bloß überlegt.“

In der anderen Ecke des Raumes hörte Narzissa ein verächtliches Lachen. „Was gibt’s da zu überlegen?“, flüsterte Malfoy einem seiner ständig wechselnden Freunde zu.

Narzissa spürte, wie sie rot anlief. Sie war Gedanken nachgegangen, statt im Unterricht für Verteidigung gegen die dunklen Künste aufzupassen, und nun versuchte sie, eine korrekte Antwort zu formulieren.

„Nun, ein Werwolf verwandelt sich nicht freiwillig in einen Wolf, sondern tut dies unter Einfluss des Vollmondes, und nur, weil er zuvor von einem anderen Werwolf gebissen wurde. Ein Animagus allerdings,-“

Narzissa stockte. Ihr fiel einfach nicht ein, wie ein Zauberer zu einem Animagus werden konnte. Ihr Kopf war schwer und schwirrte, sie dachte noch immer an die Gesichter ihrer Schwestern, und das Brennen von Malfoys Augen auf ihrem Gesicht war kaum auszuhalten.

Sie biss sich auf die Lippe und hoffte, würde sie einfach gar keine Antwort geben, würde Professor Durban sie in Ruhe lassen und vielleicht den nächsten Schüler dran nehmen. Inzwischen meldete sich nämlich die ganze Klasse.

„Bitte, Professor.“

„Ja, Mr.Malfoy?“

Natürlich, wer sonst als Lucius Malfoy sollte Narzissa vor dem Rest der Klasse blamieren?

„Ein Animagus verwandelt sich vorsätzlich in ein Tier.“, setzte Malfoy an. „Es ist ein wirklich schwerer Zauber, den zu erlernen nur mächtige Hexen und Zauberer fähig sind. Es erfordert viel Zeit und Kraft und Mut, denn bei der Transformation geht nicht selten etwas schief. Die Form des Tieres, zu dem man, sobald man den Zauber beherrscht, jederzeit und ohne Zauberstab oder Zauberspruch werden kann, kann man nicht wählen. Sie richtet sich nach der Persönlichkeit des Zauberers oder der Hexe.“

„Könnten sie das genauer erläutern?“, hakte Professor Durban nach. „Stellen sie sich einen wirklich listigen Zauberer vor. Klug, gerissen und von außergewöhnlicher Schönheit. Fix im Denken und ein guter Kämpfer. Zu welchem Tier würde er wohl werden, Mr. Malfoy?“

„Ich tippe auf einen Fuchs, Sir.“

Professor Durban nickte anerkennend. „Sehr gut.“

„Hey Malfoy!“, rief ein dicker Junge quer durch den Raum. Professor Durban blickte ihn mahnend an, doch er fuhr fort: „Was meinst du was unser gläsernes Mädchen für ein Tier wäre? Eine Blindschleiche vielleicht?“

Die Klasse lachte. Narzissa zuckte zusammen. *Na los, dachte sie, sag schon. Ein dummer Esel, eine lahme Ente. Beleidige mich, schließlich habe ich es nicht anders verdient.*

„Sei leise, Jasper.“, bellte Malfoy zu Narzissas Überraschung. „Wenn sie ein Tier wäre, dann ganz bestimmt nicht so ein fettes Schwein wie du.“

„Mr. Malfoy, ich muss doch sehr bitten!“ Professor Durban knallte den Zauberstab auf Malfoys Pult. Ein Raunen ging durch die Klasse. Narzissa war binnen eines Augenzwinkerns schrecklich heiß geworden. Sie fühlte die Hitze in ihre Wangen steigen und das Blut in ihren Adern pochen. Hatte Malfoy sie gerade wirklich verteidigt?

„Ich würde ihnen allzu gerne Hauspunkte abziehen, aber leider gehört Mr. Porkins zum selben Haus wie sie. Bitte bleiben sie nach dem Unterricht noch hier, dann werde ich ihnen eine Strafarbeit zuteilen.“

Narzissa sah Malfoy gebannt an. Nichts in seinem Gesicht regte sich angesichts dieser Ankündigung.

„Können wir jetzt bitte mit dem Unterricht fortfahren?“, maulte Patricia Conelly, die größte Streberin, die Hogwarts je gesehen hatte.

„Aber sicher doch.“, sagte Professor Durban und fuhr sich durch die strähnigen Haare. Narzissa konnte ihn nicht ausstehen. Er war ein kleiner, muggelstämmiger Zauberer, der sich einen Spaß daraus machte, seine Schüler zu demütigen. Am schlimmsten war das kleine, falsche Lächeln, das er stets auf dem pickligen Gesicht trug.

„Also.“, sagte er. „Wie erkenne ich einen Werwolf?“

Nach dem Unterricht blieb Narzissa vorm Klassenzimmer stehen. Sie hatte beschlossen, dort auf Malfoy zu warten. Es waren unliebsame Schuldgefühle und die Abneigung gegenüber Professor Durban, die sie dazu brachten. Es dauerte eine ganze Weile, bis Malfoy schließlich als Letzter aus der Tür kam.

„Was machst du denn hier?“, fragte er. Er setzte eine verächtliche Miene auf, welche die Überraschung in seinen Augen allerdings nicht verfremden konnte.

„Ich hab auf dich gewartet, das siehst du doch.“, sagte Narzissa. Und dann, ohne es zu wollen, flüsterte sie: „Danke.“

„Danke?“ Malfoy lachte. „Wofür?“

„Dafür, dass du mich verteidigt hast. Das war nicht selbstverständlich.“ Demütig senkte Narzissa die Augen auf ihre Schuhe.

„Natürlich nicht.“, zischte Malfoy. „Es war ziemlich nett von mir. Und schon das zweite Mal, dass ich dir aus der Patsche geholfen habe.“

Zu beschämt, um aufzublicken, nickte Narzissa kaum merklich. Typisch von ihm, jetzt seinen Triumph auszuspielen, den gönnerhaften Helfer heraushängen zu lassen.

„Denk mal drüber nach.“, fügte er gespielt kühl hinzu. Er drehte sich um und machte Anstalten, zu gehen, aber dann schien er zu merken, dass es vielleicht doch etwas zu harsch wäre, Narzissa mit diesen Worten allein zu lassen. Außerdem war das der perfekte Moment für ihn. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Milchgesicht aus.

„Hör zu.“, sagte er leise. „Ich verzichte auf unser abgemachtes Treffen, das übrigens längst hätte stattfinden sollen, wenn du jetzt mit mir zu Mittag isst.“

Narzissa sah auf und blickte in die kindlichen Augen ihres Gegenübers, die auf einmal weich wie nie zu ihr hinabsahen.

„Kein Madam Pudifoots, keine Drei Besen?“, fragte sie unsicher.

„Kein Knutsch-Café und keine idiotische, von Gryffindors belagerte Taverne. Wir essen heute im Schloss zusammen und wir sind quitt.“

Ohne auch nur im geringsten zu verstehen, wieso Malfoy schon wieder so nett zu ihr war, nahm Narzissa sein Angebot dankend an. Sie willigte sogar ein, ihm die Hand zu reichen, als er ihr die steile Treppe im Geheimgang zur großen Halle hinab half.

Nur Rodolphus und Rabastan wussten, was Bellatrix mit Ted angestellt hatte. Deswegen sahen sie ihn mit dem düstersten Blick, den sie zu Stande bringen konnten, an, als er sie beim Mittagessen passierte. Zu ihrem Erfreuen errötete er und verschwand sofort wieder aus der großen Halle.

„Er hat *Angst*.“, sagte Rodolphus und lachte. „Dieses dreckige Schlammblood pisst sich vor Angst fast in die Hose. Gut gemacht, Bella.“

„Danke nochmal.“, sagte Rabastan. „Wirklich. Das war brilliant von dir, ich wünschte, ich hätte es gesehen.“

„Nichts zu danken.“, hauchte Bellatrix griff mit den Händen das Gesicht ihres Freundes. Sie zog es zu sich heran und küsste ihn sanft auf die Stirn, sehr zur Verwunderung seines älteren Bruders und Rabastan selbst.

„Ich wünschte, ich könnte es der ganzen Schule verkünden. Dass das erste Schlammblood bereits in den Genuss von wahrer Magie gekommen ist.“, flüsterte er. „Es dauert nicht mehr lange und das, was ihm passiert ist, wird all diesen dreckigen Muggelgeburten zustoßen.“

Bellatrix lächelte zufrieden. „Der Dunkle Lord wird kommen und die Schule und die restliche Zaubererwelt von Unwürdigen wie ihm säubern. Und ich werde an seiner Seite stehen und ihm mit all meiner Kraft dabei helfen.“

Da war es wieder, dieses Funkeln in ihren Augen, wenn sie an Voldemort dachte. Rodolphus rutschte bekloppt auf seinem Platz nach vorne.

„Du hast dem Dunklen Lord alle Ehre erwiesen, Bella.“, lobte er sie. „Er ist sicher furchtbar stolz auf dich.“

Bellatrix nickte eifrig. „Oh ja, oh ja.“, wisperte sie. „Wenn ich ihm erzähle, was ich getan habe...“

„Und außerdem hast du Rabastans Ehre wiederhergestellt.“, fügte Rodolphus hinzu. Er versuchte durch seine Worte Bellatrix davon abzuhalten, in Gedanken an Lord Voldemort zu verfallen. „Ich danke dir nochmal in seinem Namen. Und du solltest wissen, auch ich bin sehr stolz auf dich.“

„Ja, ja, aber das zählt nicht.“ Bellatrix schmiss in ihrer Euphorie den Kelch vom Tisch. Der Traubensaft darin ergoss sich über Rodolphus' Hose.

„Na prima.“, keuchte er.

Bellatrix bemerkte nicht einmal, was sie getan hatte. Sie starrte geradeaus, zu Andromeda und Calista, die sich stumm gegenüber saßen. Andromeda aß nichts. Wie auch beim Frühstück. Bellatrix hatte getan, als ob sie ihre Schwester nicht gesehen hatte, doch das hatte sie sehr wohl. Und als sie in für diesen kurzen Moment in ihre Augen geschaut hatte, hatte sie nichts von der schwesterlichen Liebe gefühlt, die sie sonst immer verspürt hatte. Da war nur ein Gefühl in ihr gewesen, ein Gefühl, das sie nicht mehr lange in sich halten konnte: Hass.

Und sie hasste sich selbst dafür, dass sie so etwas fühlte. Ihrem eigenen Blut gegenüber. Dass Andromeda Ted geholfen hatte, hatte sie bei ihrem Bericht über das Geschehnis ausgelassen. Das wusste niemand. Bellatrix schämte sich dafür, dass ihre Schwester so etwas verräterisches getan hatte. Und außerdem wusste sie, wie ihre Freunde sie behandeln würden, wenn sie das erfuhren. Und trotz des plötzlich in ihr aufgekeimten, befremdlichen Hasses, wollte sie das Andromeda auf keinen Fall antun. Noch nicht.

„Dro, guck mal! Zissy und Lucius essen zusammen.“ Calista stieß Andromeda an. „Guck doch mal!“

Die beiden silberblonden Slytherins saßen zusammen am Kamin und aßen stillschweigend Gänsebraten. Glücklicherweise sahen sie nicht aus, zumindest Narzissa zog ein angewidertes Gesicht, wann immer sie merkte, dass Malfoy den Kopf zu ihr drehte- was er beinahe im Sekundentakt tat.

Calista lachte laut auf, doch Andromeda regte sich nicht.

„Hey, schau doch mal!“, kicherte Calista. „Gehen die miteinander?“

„Weiß ich doch nicht.“, maulte Andromeda. „Nein. Die sind doch viel zu klein und sowieso. Zissy kann diesen Malfoy nicht ausstehen.“

„Wer kann das schon?“, lachte Calista. „Was ist eigentlich mit dir und Rabastan?“

„Was?“ Andromeda verschluckte sich fast an dem bisschen Kürbissaft, das sie sich unter größten Anstrengungen zu Trinken zwang. Noch immer rebellierte ihr schmerzender Magen.

„Na, ich dachte, da wäre was. Bloß weil Bella und Rodolphus ja das zukünftige Traumpaar von Hogwarts sind.“

„Sei einfach leise, Calista, okay?“ Andromeda stapelte ihre unbenutzten Teller aufeinander. Sofort lösten sie sich in Luft auf.

„Meine Güte, was ist denn los mit dir? Ich dachte, wenn ich dich ein bisschen mit Jungs-Geschichten ablenke, schaffe ich es, dir heute vielleicht auch nur ein winziges Lächeln abzurufen! Aber wenn du nicht willst!“

„Es hat nichts mit dir zu tun.“, sagte Andromeda und stand auf. „Ich bin einfach müde. Ich glaube, ich gehe ins Bett.“

„Dro, es ist gerade mal Mittag. Wir haben noch zwei Stunden Kräuterkunde und eine Stunde Geschichte der Zaubereri. Du kannst doch jetzt nicht ins Bett gehen!“

„Sag Professor Beery und Professor Binns, dass ich krank bin. Bitte, tu mir den Gefallen.“

Mit diesen Worten verschwand Andromeda. Doch sie war nicht auf den Weg in die Schlafsäle.

Unter der weißen Schneedecke sah der Verbotene Wald am Tage kaum bedrohlich aus. Friedlich lag die Front von dichten Bäumen vor Andromeda, als sie am Fuße des Berges, auf dem Hogwarts sich befand, angelangt war. Sie wollte für sich allein sein, wollte nicht länger in der Nähe von Bellatrix oder Narzissa oder Calista oder sonst irgendjemandem sein, der sie mit Worten nur wieder daran erinnerte, wie furchtbar ihre

Gedanken waren. Diese wollte sie jetzt einfach gehen lassen. Und tatsächlich. Als sie den ersten Fuß hinter die Grenze des Waldes setzte und sich die Stille der Einsamkeit um sie legte, schien es ihr, als könne sie zum ersten Mal seit zwei Tagen wieder atmen. Sie holte tief Luft, die weihnachtliche Kälte brannte darin, doch erfüllte sie zugleich mit einer unbekanntem Gelassenheit, sodass sie gleich einen weiteren und noch einen tiefen Atemzug tat, bis ihr schwindelig wurde. Genau das brauchte sie jetzt.

Sie bückte sich und öffnete ihre Schuhe und dann rannte sie barfuß durch den Schnee. Sie sprang über Wurzeln und Dornenbüsche, wich hohen Pflanzen und umgekippten Baumstämmen aus und raffte sich auf, nachdem sie gegen ein unsichtbares Wesen gestoßen war, das wie ein Pferd gewiebert und offensichtlich in Besitz von ledrigen Flügeln war, mit denen es um sich schlug und ihr Schnee ins Gesicht wehte. Sie rannte einfach immer weiter, berührte mit den nackten Füßen gerade nur so lange den Boden, dass die Kälte ihr nicht wehtun konnte.

Immer tiefer war sie in den Wald gerannt, ohne wirklich ein Ziel zu haben, aber als sie an der Lichtung angelangt war, auf welcher das Treffen mit dem Dunklen Lord stattgefunden hatte, wusste sie, wie weit sie vom Schloss entfernt war. Ihre Schuhe hatte sie am Waldestrand stehen lassen und jetzt begann sie doch, zu frieren. Und dann erschrak sie sich fürchterlich, denn inmitten der Lichtung lag ein totes Einhornfohlen.

„Oh nein.“, hauchte Andromeda und ließ sich vor dem blutleeren Wesen auf die Knie fallen. „Oh nein, oh nein, oh nein.“

Sie streckte die Hand aus, strich mit den kalten Fingern über das Fell des Tieres, das noch weißer war als der Schnee, in dem es lag.

„Du armes Ding.“, flüsterte sie. „Wer hat dir das angetan?“

Und dann wusste sie es. Die Finger noch immer im Fell des Fohlens vergraben, begann Andromeda zu weinen, denn das Bild von dem gepeinigten Tier und den zwei vermummten Gestalten, die sich an seinem Leid erfreuten, zeichnete sich so deutlich vor ihrem inneren Auge ab, dass es ihr vorkam, als geschehe es gerade in diesem Moment vor ihr. Ihr war, als höre sie das Einhorn sogar schreien, bevor ihre eigene Schwester ihm den finalen grünen Blitz ins Herz jagte.

Andromeda verfluchte die Verbindung, die sie mit ihrer Schwester hatte. Diese weit über natürliche Schwesternliebe hinausgehende Bande, die sie ab und zu zwischen sich und Bellatrix gefühlt hatte. Wenn sie Schmerzen gehabt hatte und dann auch ihre Schwester plötzlich erkrankt war. Oder das eine Mal, als Bellatrix sich im Garten der Rosiers in einer Schlingpflanze verwickelt hatte und drohte, zu ersticken. Andromeda hatte noch am Kaffeetisch gesessen und Teascones gegessen, als ihr eigener Hals sich ihr zuschnürte und sie nach Luft rang. Wie von einer unsichtbaren Macht geleitet war sie ans Fenster gestürzt, hatte Bellatrix gesehen und konnte ihr in letzter Sekunde die Wurzeln vom Leib schneiden. Das war keine Zauberei. Es war mehr als das. Und jetzt wurde ihr diese Bande zum Verhängnis. Andromeda schrie, so laut sie konnte, und dann ließ sie sich gänzlich in den Schnee fallen, schluchzte und schrie und konnte den Gedanken und Ängsten nicht entfliehen, wie sie es sich gewünscht hatte.

Hätte sie nicht im tränenbenetzten Augenwinkel das silbrige Licht vor ihr gesehen, hätte Andromeda mit dem Weinen gar nicht aufhören können. Vielleicht wäre sie erfroren, denn die Kälte hatte sich bereits durch ihren Umhang gefressen und in ihren nackten Füßen hatte sie kein Gefühl mehr. Zusammengekauert neben dem toten Einhornfohlen wäre sie vielleicht tatsächlich erfroren, wenn da nicht dieses Licht gewesen wäre.

Und das war hell, heller als der Schnee, heller noch als das Fell des Einhorns, und so warm, dass der Schnee um es herum zu schmelzen begann und auch Andromeda augenblicklich von der davon ergriffen wurde.

„Was ist das?“, hörte sie sich flüstern. Sie schaffte es, sich aufzurappeln und sah dabei nur dieses Licht an. Keine fünf Meter vor ihr schwebte ein silberner Lichtball. Doch nein, es war kein richtiger Ball. Je länger Andromeda es ansah, umso mehr erkannte sie darin die Gestalt eines Tieres. Erst hatte sie den absurden Gedanken, dass es der Geist des Einhornfohlens war, der sich ihr zeigte, aber dann sah sie, dass das Wesen weitaus größer jenes war, und statt des gehörnten Pferdekopfes einen Schnabel besaß. Außerdem flankierten es große, feinfedrige Flügel, mit denen es zu schlagen begann, als Andromeda, erschrocken von ihrer plötzlichen Erkenntnis, was dort vor ihr stand, zurückwich: Es war ein Hippogreif.

Oder zumindest der Geist eines Hippogreifs, denn dieser hier war silbern, beinahe durchsichtig, und je schneller er mit den Flügeln schlug, umso undeutlicher wurde er.

Andromeda fühlte ihr Herz bis in den Hals schlagen.

Dann begann der Hippogreif zu rennen. Lautlos glitt er über den Schnee, hinterließ keinerlei Spuren.

Andromeda überlegte nicht lange. Sie wusste, es war das Richtige, dieser Erscheinung zu folgen, vielleicht würde sie ihr den Weg aus dem Wald leiten.

Alleine würde sie hier sicher nicht mehr rausfinden.

Sie hatte alle Mühe, mitzuhalten, rasch wie das Silbertier durch die Bäume rauschte. Und es rauschte wortwörtlich durch die Bäume, glitt durch ihre Stämme, denn es war körperlos und durchsichtig, nicht wirklich da. Für einen Moment dachte Andromeda sogar, sie bilde sich das Tier nur ein, aber dann sah sie auf einer anderen Lichtung einen Menschen stehen, der den Kopf erschrocken nach dem Wesen wand, als es an ihm vorbei lief. Doch sobald er den Menschen passiert hatte, verschwand der silberne Hippogreif und Andromeda konnte ihn nicht mehr sehen. Allerdings war das auch nicht nötig, denn sie musste ihm nicht länger folgen. Allen Anschein nach war es die Absicht des Tieres, sie hierhin zu führen, denn die Person, die dort auf der Lichtung stand, war niemand geringeres als Albus Dumbledore.

„Miss Black!“, rief dieser überrascht und eilte seiner Schülerin entgegen. „Was in aller Welt machen sie hier? Sie wissen, dass es Schülern strengstens untersagt ist, den Verbotenen Wald zu betreten! Und dann auch noch alleine, sind sie des Wahnsinns?“

Beschämt schüttelte Andromeda den Kopf. „Es tut mir Leid, Professor. Ich musste einfach mal,- Ach, schon gut.“

„Was ist los, mein Kind?“ Besorgt schaute der Schulleiter sie mit seinen hellblauen Augen an und wie so oft kam es Andromeda vor, als könne dieser Mann durch ihre Augen hindurch auf ihre Seele blicken. „Gibt es etwas, worüber sie mit mir sprechen wollen?“

Für einen Augenblick überlegte Andromeda, ob sie Dumbledore alles beichten sollte. Es täte ihr sicherlich gut, sich den Kummer von der Seele zu reden. Aber nach wie vor stand für sie fest, dass sie Bellatrix nicht verraten durfte. Vor allem würde sie nicht nur die Gräueltat ihrer Schwester, sondern die gesamte Anhängerschaft des Dunklen Lords verraten, wenn sie jetzt redete.

„Nein, Professor.“, log sie. „Ich wusste nicht, dass sie hier waren.“

„Ansonsten wärest du auch sicherlich nicht so auf mich zugerannt, oder?“ Dumbledore schien sich nicht weiter darum zu scheren, dass Andromeda mit dem Betreten des Waldes eine der obersten Schulregeln gebrochen hatte. Er schien zu fühlen, dass etwas mit ihr nicht stimmte.

„Nein, Sir. Ich habe den Weg aus dem Wald nicht mehr gefunden.“

„Oh je. Miss Black, das hätte sehr gefährlich enden können. Aber Gott sei Dank hat ihr Patronus ihnen den Weg geleitet.“

„Mein was?“ Andromeda sah verwundert zu dem alten Mann auf.

„Ihr Patronus. Der silberne Hippogreif, der sie hierher geführt hat.“

„Ich weiß nicht, was sie meinen, Sir. Der Hippogreif war nicht mein,- wie sagten sie noch gleich?“

„Patronus.“ Dumbledore hob prüfend die Augenbrauen. „War er nicht?“

„Nein, Sir. Ich weiß nicht einmal, was ein Patronus ist. Ich dachte, er gehört zu ihnen.“

„Nun, offensichtlich hat er sie zu mir geführt, das stimmt. Aber ich muss sie enttäuschen, ich habe diesen Hippogreif nie zuvor gesehen. Im Vertrauen gesagt-“ Dumbledore zwinkerte Andromeda zu. „Mein Patronus hat die Gestalt eines Phönixes.“

„Das verstehe ich nicht.“, gab Andromeda zu. „Was war das für eine Erscheinung?“

„Nun, es war ein Hippogreif, das wissen wir beide, aber das tut nicht zur Sache. Es war, und das ist viel wichtiger, ein Patronus. Und das spannendste ist, dass wir beide nicht wissen, zu wem er gehört.“, kombinierte der Schulleiter mit ruhiger Stimme.

„Was ist ein Patronus, Sir?“, fragte Andromeda.

„Ich bin überrascht, dass sie das nicht wissen, Miss Black. Meine Güte, tragen sie denn keine Schuhe?“

Entgeistert fiel der Blick der hinter Halbmondgläsern versteckten Blauaugen auf die nackten Füße seines Gegenübers.

„Nein, Sir.“, sagte Andromeda unnötigerweise.

„Das kann nicht wahr sein, sie müssen ja vollkommen durchgefroren sein. Kommen sie, ich werde ihnen einen Tee in meinem Büro servieren und dann reden wir.“

Erst wollte sich Andromeda dagegen wehren, aber wie zuvor, als sie einfach wusste, dass es richtig war, dem Hippogreif zu folgen, wusste sie jetzt, dass es die beste Entscheidung war, mit Dumbledore in sein Büro zu gehen. Sie würde ihm schon nichts verraten, aber vielleicht würde er ihr erklären, was ein Patronus ist. Das silberne Tier hatte ihr Interesse geweckt.

„Danke, Sir.“, sagte sie im Vorraus.

„Nichts zu danken.“, sagte Dumbledore. „Aber fürs Erste-“ Er griff in die Taschen seines langen Winterumhangs und holte tatsächlich ein paar Winterstiefel daraus- „ziehen sie die an. Das wird das kälteste Weihnachtsfest, das Hogwarts je gesehen hat!“

Silberne Nacht

„Ein Patronus ist, wie der Name schon erahnen lässt, der Schutzpatron einer Hexe oder eines Zauberers. Mit einem wirklich schweren, aber unglaublich machtvollen Zauber lässt sie dieses silberne Schild hervorbeschwören, was nicht nur hervorragend zur Verteidigung gegen Dementoren, Letifolde oder andere dunkle Wesen geeignet ist, sondern auch eine Art, nun, sagen wir, Seelenverwandter des Beschwörers ist.“

„Sie meinen...?“ Vorsichtig nippte Andromeda an dem Tee, den Dumbledore ihr gezaubert hatte. Sie saß, in eine warme Decke gehüllt, auf einem Ohrensessel vor seinem Schreibtisch, hinter dem er ihr nun ein Buch zeigte, das die Beschwörungsformel und diverse Berichte über Patroni enthielt.

„Ich meine damit, dass dein Patronus ein Teil Ihrer nach außen gekehrten Seele ist.“ Dumbledore reichte ihr das Buch. „Mit all Ihren guten Gedanken gefiltert lassen Sie ihn erscheinen. Er beschützt Sie Und wenn er nicht sichtbar ist, weiß man, dass er immer in einem ist, als ein Teil von einem selber.“

Andromeda spürte, wie ihr bei diesen Worten ganz wohl wurde. Der Gedanke daran, einen eigenen Schutzpatron in sich zu tragen, war überraschenderweise kurzweilig trostspendend, auch wenn sie die Angst, die sie in sich trug, auf keinen Fall mit einem Zauber bezwingen konnte.

„Hier steht, dass es besonders viel Kraft erforderte, einen gestaltlichen Patronus zu erzeugen.“, erklärte Andromeda. „Heißt das, dass derjenige, der den Hippogreif geschickt hat, ein besonders starker Zauberer ist?“

„Das lässt sich annehmen. Allerdings kann ich Ihnen eines verraten: Wenn man die schönsten Gedanken hat und es wirklich will, schaffen auch Sie es, einen gestaltlichen Patronus heraufzubeschwören.“ Dumbledore zwinkerte Andromeda zu und goss ihr, ohne einen Finger zu heben, mehr Tee in die Tasse.

„Sie trinken den, als wäre es das Erste, was Ihnen heute auf den Tisch kommt.“, lachte er.

„Das ist es.“, gab Andromeda zu und bereute es sofort. Sie durfte keine Aufmerksamkeit auf ihre Traurigkeit lenken. „Mir war übel heute Morgen.“

Dumbledore nahm dies stumm zur Kenntnis.

„Professor, wer glauben Sie, hat den Patronus geschickt?“

„Ich weiß es nicht, Miss Black. Ich habe noch nie jemanden getroffen, dessen Patronus ein Hippogreif ist. Soweit ich das beurteilen kann, ist das überaus selten.“

„Und wieso meinen Sie, war er da?“, hakte Andromeda weiter nach. „Hier steht, Patroni können Nachrichten überbringen. Wollte er mir vielleicht etwas mitteilen?“

„Das glaube ich nicht. Allerdings ist anzunehmen, dass es durchaus seine Intention war, Sie zu mir zu führen. Wo er doch verschwand, sobald Sie mich erreicht hatten. Ich frage mich nur, wieso.“

Prüfend blickte Dumbledore in Andromedas Augen, als erwarte er, darin die Antwort auf seine Frage lesen zu können.

„Zumal ich selbst von dem Patronus aus den Gewächshäusern geführt wurde.“

„Sie meinen?“

„Ich war gerade dabei, die neu gezüchteten Schlingpflanzen zu begutachten, als ich ihn auf den Ländereien erblickte. Ich folgte ihm und er leitete mich in den Wald. Als ich auf der Lichtung ankam, ließ er mich allein und kurze Zeit später kam er mit Ihnen zurück.“

Andromedas Mund war trocken, sie konnte sich das, was der Professor dort sagte, nicht erklären.

„Kurios.“, brachte sie hervor.

Dann trat Stille ein. Dumbledores Augen ruhten auf Andromedas sorgenvollem Gesicht.

„Gibt es wirklich nichts, was Sie mir sagen wollen, Miss Black?“, fragte er schließlich.

„Nein, Professor, wirklich nicht.“

„Nun denn. Ich muss noch einige Eulen verschicken, aber sie können gerne noch ein Weilchen hier bleiben, ihren Tee in Ruhe trinken und sich mit ihrem Verwandten hier unterhalten.“

Dumbledore deutete augenzwinkernd auf das Portrait von Phineas Nigellus Black an der Wand, dessen Gegenstück im Hause von Andromedas Tante hing.

„Professor?“, fragte Andromeda, bevor der Schulleiter aus der Tür seines Büros verschwunden war. Sie stand auf und rannte zu ihm. Der Gedanke daran, ohne ihn in seinem Büro zu sein, erfüllte sie mit Unbehagen.

„Ja, Miss Black?“

„Danke.“

„Ach, der Tee ist nicht der Rede wert, um ehrlich zu sein.“

„Nein.“ Andromeda lachte. „Ich meine nicht den Tee. Der Besuch bei Ihnen hat mich wirklich aufgeheitert. Wo soll ich das Buch hinstellen?“

„Behalten Sie es. Es gehört ihnen. Auch wenn ich nicht so Recht weiß, was Sie betrübt, so glaube ich, dass Sie das hier wenigstens ein bisschen aufheitern kann.“

„Vielen Dank.“, sagte Andromeda leise.

Dumbledore klopfte ihr sanft auf die Schulter. „So, und jetzt machen Sie's gut, Miss Black.“

Tatsächlich fühlte sich Andromeda ein wenig erleichtert, als sie in den Gemeinschaftsraum der Slytherins hinabstieg, der zu dieser Zeit noch vollkommen leer war. Obgleich sie im Grunde noch zum Unterricht hätte gehen können, hatte sie sich entschlossen, bei ihrem ursprünglichen Plan zu bleiben und für heute zu schwänzen. Nicht einmal Dumbledore hatte ein Wort darüber verloren, dass sie eigentlich hätte im Unterricht zu sein. Er wusste, dass etwas nicht stimmte mit ihr und einerseits war das beängstigend, da Andromeda weder ihre Schwester noch sich selbst verraten wollte, aber auf der anderen Seite beruhigte sie dieses Wissen gleichermaßen und gab ihr ein Gefühl von Geborgenheit. So viel ihre Familie und all ihre Bekannten auch auf diesen Schulleiter und seine Prinzipien schimpften, kam sie nicht umhin, ihn, freundlich und warmherzig wie er war, für einen wirklich guten Mann zu halten und einfach zu mögen.

Sie trat an das Kerkerfenster, vor dem die Tiefen des schwarzen Sees lagen. Ab und zu konnte man hier Grindelohs oder andere Tiefseekreaturen vorbeischwimmen sehen. Der große Kraken hatte sich aber noch nie blicken lassen. Wieder kam ihr der silberne Hippogreif in den Sinn und warum er sich ihr und Dumbledore gezeigt hatte, um sie zusammenzuführen.

„Black!“, ertönte eine Stimme hinter ihr. „Solltest du nicht im Unterricht sein?“

Andromeda wirbelte herum und sah Jonah Macnaire, in einen Morgenmantel gehüllt am Kamin. Wie lange hatte er schon dort gestanden?

„Ich fühle mich nicht besonders.“, sagte Andromeda, obwohl das jetzt schon fast wieder gelogen war. Sie spürte Jonash prüfenden Blick im Rücken, als sie sich umdrehte.

„Hat Calista mir auch erzählt. Ich dachte, du würdest hier sein, aber du warst nicht da.“

Andromeda biss sich auf die Lippe. Hoffentlich schöpfte keiner Verdacht auf ihren Gemütszustand. Vor allem nicht Macnaire, der ebenso fasziniert vom Dunklen Lord war wie ihre Schwester.

„Ich war kurz im Krankenflügel. Mir geht es echt nicht gut.“, log sie.

„Ach so. Ja, ich bin auch krank. Das ist das Wetter. Und so was an Weihnachten.“

Andromeda hörte das Leder des Sofas quietschen, als Jonah aufstand.

„Bis Weihnachten ist es noch eine Woche. Vielleicht wirst du ja wieder gesund bis dahin.“

„Hoffentlich.“, keuchte Jonah. „Ich fahre nicht nach Hause in den Ferien, da wäre es ein Jammer, wenn ich hier ans Bett gebunden wäre.“

„Wieso bist du dann nicht auch im Krankenflügel, wenn es dir so schlecht geht?“ Andromeda drehte sich wieder um und nun war sie es, die Jonah prüfend ansah.

Jonah errötete augenblicklich.

„Lügst du mich an?“, fragte Andromeda forsch.

„Nein.“, sagte Jonah und ging an Andromeda vorbei auf die Schafsäle zu. Sie sah ihm an, dass er genau das Gegenteil meinte.

Zwei weitere Tage, an denen Andromeda auch endlich wieder einen Gruß zum Morgen von ihrer großen Schwester erhalten hatte, gingen ins Land. Bellatrix hatte sogar gelächelt, als sie ihre Schwester nach der langen Schweigezeit wieder in die Arme genommen hatte. Trotzdem hatte es sich kalt angefühlt, kalt wie der Schnee vor den Toren des Schlosses. Es schneite und schneite ohne Ende und keiner traute sich mehr, hinauszugehen. Selbst als es Wochenende wurde und die Schüler nach Hogsmeade durften, verloren die Leckerein im Honigtopf an Reiz, denn um sie zu erreichen, musste man ein weißes Schlachtfeld aus Eis und Wind überqueren.

Durch die Flure des Schlosses flogen kleine Weihnachtsmänner auf winzigen Besen, die jedem Schüler,

der an ihnen vorbeilief, kleine explodierende Geschenke auf den Kopf warfen. Die Mehrheit fand das furchtbar lustig, bloß Lucius Malfoy war fürchterlich genervt von den Weihnachtsvorboten.

„Das war bestimmt wieder eine von Dumbledores fixen Ideen, um den Schulalltag hier noch bunter und alberner zu gestalten. Sieh sie dir an. Die Dinger sehen sogar aus wie er.“

Narzissa lachte leise, aber von Herzen. Seit dem Mittagessen mit ihm hatte sie ein seltsam vertrautes Gefühl im Bauch, wenn sie ihn ansah. Er war so furchtbar glücklich gewesen, neben ihr zu sitzen und mit ihr zu essen und sogar ein wenig mit ihr zu reden, ohne dabei ständig diesen hochnäsigen Ton anzuschlagen, dass sie es in den letzten zwei Tagen nicht übers Herz gebracht hatte, ihn wieder vor den Kopf zu stoßen und alleine zu lassen. Sie hätte es nicht gewagt, auszusprechen, aber gewiss waren Narzissa und Lucius Freunde geworden.

„Morgen haben wir Muggelkunde, ist das zu fassen? Dass so etwas hier überhaupt unterrichtet wird.“ Lucius rümpfte die Nase.

„Du hast Recht.“, gab Narzissa zu. „Ich finde auch nicht, dass wir uns um die Angelegenheiten des... Abschaums kümmern sollten.“

„Du gefällst mir.“, lachte Lucius. „Du gefällst mir wirklich.“

Narzissa erwiderte sein Lächeln, aber diesmal kam es nicht von Herzen.

Es war Nacht und der Mädchenschlafsaal der Slytherins war in eine Stille gehüllt, die Andromeda zu erdrücken schien. Sie konnte nicht schlafen. Immer wieder wanderte ihr Blick zu ihrer Schwester, die im Bett neben ihr in ihrem Berg aus schwarzen Locken vergraben friedlich wie nie dalag. Wie sehr wünschte sich Andromeda, sich jetzt neben sie legen zu können wie früher, als sie sich in kalten Winternächten ein Bett geteilt und die Stunden bis Weihnachten gezählt hatten. Sie hatten sich gegenseitig die Haare geflochten und Geschichten erzählt, bis die Sonne aufging. Und auch in den ersten Jahren auf Hogwarts hatte man die beiden nicht selten in einem Bett aufgefunden, und wie sie dort gelegen hatten, erschöpft vom vielen Flüstern in der Nacht, hatten sie einander bis auf das letzte Haar geglichen. Und hatte sie noch vor kurzer Zeit vor Slughorns Party ihre Schwester zurechtgemacht wie früher, so kam sie ihr jetzt wie eine Fremde vor. Und Andromeda versuchte, das Gefühl im Keim zu ersticken, aber sie ahnte, dass es sich nicht mehr ändern würde. Im Gegenteil. Sie befürchtete sogar, es würde immer schlimmer werden, die Kluft zwischen ihnen immer größer. Vor allem, weil sie immer öfter feststellte, dass sie sich selbst von Bellatrix und ihren Idealen entfernte, weil sie mit Dumbledore sympathisierte und ihre Abneigung gegenüber dem Dunklen Lord noch gewachsen war, seitdem ganz offensichtlich er es gewesen war, der Bellatrix zu ihrer Gräueltat veranlasst hatte. Außerdem musste sich Andromeda eingestehen, dass sie allzu oft an Ted dachte, dass er ihr Leid tat und sie gern mit ihm reden wollte, was Bellatrix gegenüber ein absoluter Hochverrat wäre.

Sie lag dort und wand sich in den Laken, versuchte, ein bisschen in dem Buch zu lesen, dass Dumbledore ihr gegeben hatte, doch konnte sich einfach nicht konzentrieren. Sie schlug es wütend zu, als sie plötzlich ein schwaches, aber einnehmend schimmerndes Licht auf ihrem Gesicht spürte. Sie hob den Kopf und sah, dass es unter dem Türspalt des Schlafsaals hervorbrach. Also packte sie ihren Zauberstab, stand leisen Fußes auf und ging zur Tür, um zu sehen, was vor ihr geschah. Aber als sie hinaustrat, sah sie, dass die Quelle des Lichts sich nicht im Gemeinschaftsraum befand, sondern auch bloß unter den Spalt seiner Tür hindurchschien. Also verließ Andromeda den Gemeinschaftsraum, folgte dem immer stärker werdenden Schein nach oben und fand sich bald in der Eingangshalle wieder, mit den nackten Füßen auf dem kalten Steinboden und völlig alleine.

Plötzlich packte sie die Angst. Sie schaute sich in der Dunkelheit um, die dösen Portraits hatten keinerlei Notiz von ihr genommen und schließlich fragte sie sich, ob sie vielleicht längst eingeschlafen war und jetzt bloß träumte.

Sie kniff sich, aber nichts geschah.

„Lumos!“, wisperte sie und sofort erleuchtete die Spitze ihres Zauberstabs die verlassene Halle. Das Licht, dem sie gefolgt war, war nirgends zu sehen. Zu ängstlich, um sich von der Stelle zu bewegen, leuchtete sie in alle Ecken. Nichts. Doch dann schien das Licht ihres Zauberstabs heller zu werden. Immer heller und fast silbern. Bis Andromeda eine Wärme hinter sich spürte, die unmöglich von ihrem Zauber kommen konnte. Und so hell konnte kein Zauberstab leuchten, oder?

Sie drehte sich langsam um und fand sich Angesicht zu Angesicht mit dem silbernen Hippogreif, der sie Tage zuvor im Wald zu Dumbledore geleitet hatte. Er stand vor ihr, mitten im Schloss, leise und warm, silbrig

schimmernd und so ehrfurchtgebietend, dass Andromeda einen Schrei unterdrücken musste.

Der Patronus scharrte mit den Hufen und lief dann sanftmütig an ihr vorbei, geradewegs auf die Eingangstür zu.

„Oh nein.“, flüsterte Andromeda. „Glaub ja nicht, dass ich dir folge! Da draußen hol ich mir den Tod!“

Doch sie hatte sich bereits entschieden, es doch zu tun. Sie öffnete mit all ihrer Mühe und einigen hilfreichen Zaubern das schwere Tor und schlüpfte hinaus in die Nacht, in die eisige Kälte. Sie verfluchte den Hippogreif, der vor ihr im Schnee stand, mit seiner dämlichen Überzeugungskraft und kam sich vollkommen lebensmüde vor, zum zweiten Mal barfuß durch den Schnee zu irren, und dieses Mal auch noch bei Nacht. Jeder wusste, was sich nachts auf den Ländereien von Hogwarts herumtrieb.

Der Hippogreif beschleunigte. Er lief geradewegs auf den Wald zu.

„Warte doch!“, rief Andromeda, die inzwischen so schnell rannte wie es nur ging, aber der Hippogreif schien sie nicht zu hören.

Und dann verschwand er im Wald. Andromeda stolperte ins Gestrüpp, schrie auf. Der Sichtverlust hatte sie auch ihr Gleichgewicht verlieren lassen.

Doch dann hörte sie in nicht allzu großer Ferne den Zauberspruch, der den Patronus heraufbeschwörte: „*Expecto patronum!*“ Und der Hippogreif erschien wieder, diesmal direkt vor ihr. Wärmend schlug er mit seinen Silberflügeln und geleitete Andromeda nur ein Stückchen tiefer in den Wald, bis sie eine Gestalt erkennen konnte, von der sie erst dachte, dass sie wieder Dumbledore war, doch dann erkannte sie, wer dort wirklich stand.

Der Patronus lief auf seinen Herren zu und löste sich vor ihm in schimmernde Luft auf.

„*Lumos!*“ Andromeda richtete ihren leuchtenden Zauberstab genau dorthin, wo die Gestalt stand. Das Gesicht, das ihr dann entgegenblickte, versetzte ihr ein altbekanntes Stechen im Magen. Doch diesmal gefiel es ihr.

Im Verbotenen Wald

Ted!“, sagte Andromeda mit überraschender Freude in der Stimme. „Was machst du hier?“

„Ich zaubere.“, sagte Ted Tonks kleinlaut. Er freute sich ebenso, Andromeda hier zu sehen, dennoch huschten seine Augen ängstlich hin und her, als habe sie ihn bei etwas Verbotenem erwischt.

„So spät, alleine im Wald?“, fragte Andromeda besorgt.

„Du denkst wohl, deine Schwester könnte kommen und mich diesmal kalt machen?“ Verletzender Spott lag in Teds Stimme.

„Ich hab das nicht böse gemeint.“, flüsterte Andromeda voller Reue.

„Und ich habe es witzig gemeint.“, sagte Ted und knuffte sie in die Schulter. „Pass auf. Gleich springt sie hinter einem Baum hervor und verwandelt mich in eine Weihnachtsgans.“

Ted lachte und wenn Andromeda nicht so schrecklich beschämt wäre, hätte sie vielleicht mitgelacht. Aber stattdessen starrte sie mit bebender Unterlippe auf ihre nackten Füße. Sie fror.

„Ted, das ist nicht richtig.“, sagte sie leise.

„Ja, tut mir Leid. Ich sollte nicht so über sie reden, immerhin ist sie deine Schwester. Ich meine das nicht-“

„Davon spreche ich nicht.“, hauchte Andromeda. „Rede über sie wie du willst.“ Es war erschreckend, dass es ihr tatsächlich egal war, wie Ted über Bellatrix sprach. Schließlich hatte er alles Recht dazu, böse über sie zu reden. „Ich meine damit, dass du die Sache nicht so locker nehmen sollst. Ich hatte angenommen, du würdest zu Dumbledore gehen.“

„Das würde ich nie tun und das weißt du.“, sagte Ted und hob mit den Fingern Andromedas Kinn an, um ihr in die Augen zu sehen. Eine überraschend vertraute Geste, die ihr zusätzlich zu der Eiseskälte einen Schauer über den Rücken jagte.

„Ich bin keine Petzte.“, fügte Ted hinzu. „Und außerdem weiß ich, wie weh dir das tun würde, wenn deine Schwester der Schule verwiesen wird. Auch, wenn sie es wirklich verdient hätte. Ich komme mir noch immer vor, als hätte ein Troll mich-“

Andromeda unterbrach ihn: „Danke, Ted. Wirklich. Ich habe mir solche Sorgen gemacht und gleichzeitig war ich so wütend auf Bella. Es tut mir so Leid, was sie getan hat.“

„Dafür kannst du doch nichts. Du warst da für mich, du hast mir geholfen. Wenn hier einer Danke sagen muss, dann bin ich das. Und zwar immer und immer wieder.“

Andromeda nickte. „Ich kenne sie so gar nicht. Ich meine, sie war immer sehr impulsiv und, nun ja, anders als die meisten Mädchen in ihrem Alter, aber dass sie zu etwas fähig ist, hätte ich nie geahnt. Ich schäme mich ja beinahe für sie. Also nicht nur beinahe. Ich schäme mich.“

„Tu das nicht. Man kann sich seine Verwandten nicht aussuchen. Ich habe zum Beispiel einen Onkel, der als Elvis verkleidet auf Hochzeiten auftritt. Er singt mit verstellter Stimme und schwingt die Hüften, als würde es um sein Leben gehen. Dabei ist er fast fünfzig Jahre alt und pensionierter Banker. Weißt du, wie ich mich für ihn schäme?“

„Wer bei Merlins Bart ist Elvis?“ Andromeda lächelte endlich.

„Ah, natürlich.“ Ted zeigte auf sich und murmelte: „Muggelstämmig. Nicht so wichtig.“

Dann schwiegen die beiden eine Weile.

„Ich hab gesehen, wie du leidest.“, gab Ted zu. „Ich hab dich in letzter Zeit ein bisschen beobachtet. Tut mir Leid.“

Andromeda spürte, wie sie rot wurde. Gott sei Dank konnte Ted das in der Dunkelheit nicht sehen. „Gruselig.“, sagte sie. „Hör auf damit.“

„Ich hab mir einfach Sorgen um dich gemacht.“

„Sorgen um mich? Du bist derjenige, der beinahe-... Na du weißt schon.“

Wieder schwiegen sie, dann erinnerte sich Andromeda daran, warum sie eigentlich hier war. Scharf sog sie die Winterluft ein und sagte dann, mit viel zu hoher Stimme: „Der Hippogreif!“

„Ja?“, sagte Ted, ganz offensichtlich aus einem wichtigen Gedanken gerissen.

„Das ist dein Patronus, nicht wahr?“

„Ich bekenne mich schuldig.“ Ted lächelte. „Gut, oder? Ich meine, ich musste wirklich lange üben und wie

du siehst bin ich immer noch dabei, ihn in nächtlichen Zauberstunden zu perfektionieren, aber er ist schon ganz schön respekteinflößend, hm?“

„In der Tat! Ted, hast du gemacht, dass er mich im Wald zu Dumbledore führt?“

Schnell wie nie zuvor rauschte Andromedas Blut durch ihren Körper. Was hatte Ted damit bezwecken wollen? Sie konnte nicht glauben, dass er in der Lage war, einen so mächtigen Patronus zu beschwören.

„Ja. Du hättest doch den Weg daraus nie wieder alleine gefunden. Ich war selbst am Waldesrand, als ich dich reinrennen sah. Und ich wusste sofort, dass es dir wegen Bellatrix schlecht ging. Wie gesagt, ich hab dich die Tage im Auge behalten.“

„Und dann?“, fragte Andromeda hitzig.

„Wie und dann? Du weißt, was geschah. Er fand dich und führte dich zu Dumbledore, den er zuvor in den Wald gelockt hatte, eben, damit ihr euch dort trefft.“

„Aber wieso sollte ich Dumbledore treffen?“, fragte Andromeda nach. Noch immer war ihre Stimme von der Aufregung viel zu hoch.

„So richtig weiß ich das auch nicht. Ich dachte einfach, es tut dir gut. Dumbledore ist ein guter Mann und als damals meine Tante Effy gestorben ist, hat er mit mir ein wirklich gutes Gespräch geführt. Hat mir enorm geholfen. Du hast doch mit ihm in seinem Büro geredet, oder?“

Andromeda nickte. Fasziniert und überrascht von Teds unglaublicher Fürsorglichkeit schaute sie ihm zärtlich in die Augen.

„Hast du ihm von dem Vorfall mit mir und Bella erzählt?“, hakte Ted nach, der seinen Blick ebenfalls nicht von Andromeda wenden konnte.

„Nein. Natürlich nicht. Aber du hast Recht. Es tat gut, einfach mal so mit ihm zu reden. Außerdem hat er mir ein Buch geschenkt, in dem sehr viel über Patroni steht. Hat mein Interesse geweckt und mich abgelenkt.“

„Ist das nicht einfach der beste Zauber aller Zeiten?“, sagte Ted laut. „Pass auf!“

Dann wich er einige Schritte zurück, hob seinen Zauberstab, schloss die Augen und filterte, das konnte Andromeda ganz deutlich sehen, all seine guten Gedanken, bis er schließlich rief:

„*Expecto patronum!*“

Und da war er wieder, der Hippogreif. Er trabte um Andromeda und Ted herum, hinterließ einen hellen Lichtschweif und tauchte den Schneehügel, auf dem sie standen, in sein wunderschönes Silberlicht.

„Wow.“, hauchte Andromeda. „Er ist wunderschön. Ich wünschte, ich könnte auch einen Patronus heraufbeschwören.“

„Hast du es schon einmal probiert? Vielleicht hilft dir ja das Buch, das Professor Dumbledore dir gegeben hat.“

„Nein.“, sagte Andromeda. „Ich traue mich nicht.“

„Wieso denn das?“, fragte Ted.

„Ich weiß nicht. Das ist ein so mächtiger und guter Zauber, das ich mich fürchte, ihn einfach nicht erlernen zu können.“ Andromedas Stimme begann, zu zittern. „Ich habe noch nie jemanden in meiner Familie einen Patronus-Zauber ausüben sehen. Ich wusste nicht einmal, dass diese Dinge existieren. Und ich habe außerdem immer furchtbare Angst, zu versagen.“

„Ich auch. Ich hasse es, zu verlieren, und sei es nur beim Zauberschach.“ Ted steckte seinen Arm aus und griff Andromedas Hand. Einfach so. Es war eine wunderbare Geste, die Andromeda mit ungewohnter Zuneigung erfüllte. Dann fuhr Ted fort: „Aber die Sache ist, manchmal muss man verlieren. Manchmal muss man Opfer bringen, um weiterzukommen. Und was die Sache mit deiner Familie angeht, so kann es sicher nicht schaden, einen Anfang zu machen.“

„Was meinst du?“, fragte Andromeda.

„Ich meine, jeder macht irgendetwas irgendwann zum ersten Mal. Sei die Erste in deiner Familie, die einen Patronus beschwört. Verändere was. Mach einfach. Du wirst erkennen, dass du was Besonderes bist, wenn du es wagst, dich zu beweisen. Man muss einfach den Mut haben, anders zu sein.“

Andromeda schaute Ted an, drückte seine Hand und dankte ihm mit einem kaum merklichen Nicken.

„Sieh mich an.“, sagte er. „Muggelstämmig. Weißt du, was ich mir anhören muss? Du hast mit eigenen Augen gesehen, was die Radikalen mit Leuten wie mir machen. Aber soll ich jetzt so tun, als wäre ich wie die Meisten hier? Nein. Denn das bin ich nicht. Ich habe irgendwann gelernt, einfach das zu tun, was mein Herz mir sagt und mein Herz sagt mir nicht, dass ich verstecken soll, wer ich wirklich bin.“

Ted ließ Andromedas Hand los und kletterte, lachend wie ein kleiner Junge, auf einen schneebedeckten

Felsen, sodass er Andromeda um einiges überragte. Lachend blickte sie zu ihm auf.

„Ich bin Ted Tonks!“, verkündete er mit stolzer Stimme. „Meine Eltern sind Muggel und ich liebe die Beatles, obwohl hier noch niemand was von ihnen gehört hat. Ich gucke für mein Leben gern Muggelfernsehen und verabscheue Schokofrösche! Aber verdammt noch mal, ich bin trotzdem ein Zauberer und nicht mal ein Schlechter, denn ich schaffe es, einen gestaltlichen Patronus heraufzubeschwören, und der sieht verdammt gut aus!“

Andromeda konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal so laut gelacht hatte. Der nächtliche Wald war erfüllt von ihrem Johlen und dem Applaus, den sie Ted für seine Rede schenkte.

„Und du bist super!“, fügte sie unter Lachtränen hinzu. „Einfach super!“

Ted stieg vom Felsen hinab und urplötzlich war wieder alles leise. Er sah Andromeda eindringlich an, aber sie konnte seinen Augen diesmal nicht standhalten.

Sie drehte sich um und sagte, dass sie müde sei und zurück ins Schloss wolle. Ted begleitete sie.

Als sie am großen Tor angekommen waren, ohne auf dem ganzen Weg ein weiteres Wort gewechselt zu haben, fragte Andromeda:

„Wieso dachtest du, ich würde es vorziehen, mir bei Dumbledore mein Herz auszuschütten, anstatt einfach selbst mit mir zu reden?“

Ted holte tief Luft, sagte aber nichts.

„Ich verstehe das nicht. Das ist ein bisschen unlogisch, oder? Wärest du einfach mal zu mir gekommen, statt mich nur zu beobachten, dann hättest du mir die Verwirrung mit dem Hippogreif ersparen können. Und du hättest dich auch im Wald zeigen können, statt den vorzuschicken.“

Ted sagte wieder nichts.

„Okay, vielleicht hätte ich nicht mal mit dir darüber reden wollen. Ich hab Dumbledore ja auch nichts gesagt. Aber trotzdem. Wieso?“

„Ich...“, begann Ted zögerlich. „Ich schätze, ich war einfach zu schüchtern.“

„Du und schüchtern?“ Andromeda lachte. „Erinnere dich bitte an deine Rede im Wald.“

„Ja, aber das ist was Anderes. Es ist sowieso anders jetzt, glaube ich.“

„Was meinst du?“

Andromeda wusste, dass die Antwort sie in irgendeiner Form treffen würde. Ihr Herz raste schon, ehe Ted sagte:

„Das mit dir und mir. Das ist anders ab heute Nacht.“

Es fiel ihm unheimlich schwer, das zu sagen. Es war so fast aus der Luft gegriffen, aber auch Andromeda konnte nicht verneinen, dass dort etwas im Wald gewesen war, in der Eisluft, zwischen ihrer und Teds Lunge hin und her schwebend.

Sie sagte nichts.

„Mein Gott, jetzt sag schon was!“ Ted lachte unsicher.

Andromeda lächelte ihn an. „Gute Nacht.“, sagte sie und drehte sich um, damit Ted nicht sehen konnte, wie strahlend ihr Lächeln jetzt war. Ihr tat beinahe das Gesicht weh davon.

„Gute Nacht.“, sagte Ted irritiert.

Bevor Andromeda im Schloss verschwand und einen vollkommen neben sich stehenden Ted zurückließ, drehte sie sich doch noch einmal um und sagte: „Morgen nach dem Unterricht im Verbotenen Wald. Ich will einen Patronus beschwören, der deinen in den Schatten stellt!“

Die schönste Erinnerung

Es war stärker als jeder Fluch und berauschender als jeder Zaubertrank, dieses Gefühl, das sich seit der gestrigen Nacht in Andromedas Körper hielt wie Gift in ihren Venen. Bei jedem Atemzug spürte sie ein herrliches Stechen in ihrem Magen, das sich beim Gedanken an das, was geschehen und gesagt worden war, noch verstärkte. Doch sie schämte sich. Als sie nach wenigen Stunden Schlaf aufgewacht war und in den Spiegel gesehen hatte, in ihr blasses, aber glückliches Gesicht mit den vor Aufregung weit aufgerissenen Augen, hätte sie aus Scham beinahe geweint. Sie konnte nicht fassen, dass etwas derart unerwartetes geschehen war: Dieser Einbruch von Gefühlen einem Jungen gegenüber, den sie kaum kannte. Und vor allen Dingen waren dies Gefühle, die auf keinen Fall wünschenswert waren. Sie wollte gar nicht weiter darüber nachdenken, aber Ted war muggelstämmig, was die Vertiefung ihrer Beziehung zu ihm unter ihrem familiären Aspekten absolut unmöglich machte und außerdem war er sicher nicht die Art von Junge, die Andromeda sich immer an ihrer Seite gewünscht hatte. Calista hatte gar nicht mal Unrecht gehabt, als sie nach Rabastan gefragt hatte. Er war ohne Frage hübsch, klug, ein Freund der Familie. Ohne es wirklich je selbst entschieden zu haben, hatte Andromeda sich in der Zukunft stets mit ihm vermählt gesehen. Bellatrix und Rodolphus, Andromeda und Rabastan. So würden die Schwestern auch später den selben Familiennamen tragen. Die Lestrage-Schwestern.

Andromeda sagte sich, dass es nur eine alberne Schwärmerei war, ausgelöst durch die Umstände der letzten Nacht: Sie war verletzt gewesen, hatte vor lauter Gedanken nicht schlafen können und der Patronus, dessen Beschwörung zu ihrem größten Interesse geworden war, hatte sie auf eine magische Reise mit in den winterlichen Wald genommen. Es war wie ein idiotisches Märchen für kleine Mädchen gewesen, und genau deswegen hatte sie in Ted den Helden der Geschichte gesehen. Wahrscheinlich sehnte sie sich so sehr nach Zuneigung, dass sie jeden, der gleich ein bisschen freundlicher zu ihr war, als es sich für seine Position gehörte, ganz ohne es zu wollen in ihr Herz schloss.

Sie war fest entschlossen, Ted für heute abzusagen. Auf keinen Fall wollte sie sich mit ihm treffen, um womöglich bei ihm die selben Gefühle zu schüren. Oder die ihren noch zu intensivieren. Ein absurder Gedanke, sich diesem Kribbeln und Stechen zu ergeben. Es würde nicht geschehen. Doch als sie Ted am Frühstückstisch der Gryffindors saß, verschlug ihr eben dieses Kribbeln und Stechen die Sprache. Sie konnte sich nicht dagegen wehren. Es war, als hätte ihr jemand die Ganzkörperklammer verpasst und alles, was sie tun konnte, war starren.

„Das mit dir und mir...“, hörte sie Ted in Gedanken noch einmal sagen.

„Hey, Dro, geh mal aus dem Weg! Dro, was ist los?“, fragte eine Stimme hinter ihr. „Wen starrst du an?“

Andromeda wirbelte herum und sah in die dunklen Augen ihrer älteren Schwester. Als wäre nichts geschehen, lächelte sie sie an, beugte sich vor, um ihr zum Morgen einen Kuss auf die Wange zu hauchen. Doch er war kalt und fremd und in Bellatrix' Augen stand Abneigung.

„Bella...“, flüsterte Andromeda verwundert. Ihr wurde kochend heiß und ihre Gesichtsfarbe wechselte von Schnee zu Tomate. „Guten Morgen.“

„Du siehst aus, als hättest du den Blutigen Baron nackt gesehen. Was zur Hölle ist los mit dir?“ Bellatrix lachte und drängte sich an Andromeda vorbei an ihren Platz.

„Nichts, nichts.“, stammelte diese, immer noch zittrig von dem Gefühl, erwischt worden zu sein. „Ich stand hier bloß und habe mich umgesehen und habe nachgedacht.“

„Ja?“ Bellatrix hob den Kopf. „An was hast du gedacht?“

Sie sah ihrer Schwester tief in die Augen, als könne sie die Antwort selber darin lesen. Dann zuckten ihre Mundwinkel und schließlich gab sie nach und lächelte. „Meine kleine Schwester.“

Sicher, die Situation zwischen ihr und Bellatrix hatte sich wieder gelegt, aber dass diese nun so überschwänglich freundlich zu ihr war, machte Andromeda stutzig. Wenn nicht diese meilenweite Entfernung, die zwischen ihr und ihrer Schwester zu liegen schien, genau in deren Augen zu sehen gewesen wäre, hätte sie sicherlich gedacht, Bellatrix wolle sich wieder mit ihr vertragen. Sie lächelte unsicher zurück und beschloss, endlich mal wieder ordentlich zu frühstücken.

„Zwei tote Schlammblüter in Harwich.“, flüsterte Rodolphus. „Keine Frage, wer das vollbracht hat.“

„Da wohnt meine Großmutter.“, sagte Alison und erntete den verächtlichen Blick zweier dunkler Augenpaare. „Schöne Stadt.“

„Jetzt noch schöner, mit zwei Missgeburten weniger.“, lachte Rabastan. „Ich freue mich schon wie irre darauf, wenn das erst richtig losgeht.“

„Was meinst du?“, fragte Alison.

„Geht dich eigentlich nichts an, Zabini.“, keifte Rabastan. „Bei deinem losen Mundwerk geraten noch Informationen an Leute, die damit absolut nichts zu tun haben sollen.“

„Wenn ihr schon wieder über euren Dunklen Lord sprecht,-“ Alison legte die Stirn in Falten. „Mein Bruder hat sich euch angeschlossen.“

„Bitte?“ Rodolphus hob prüfend die Augenbrauen. „Wann denn das bitte?“

„Er und ich stehen in regem Briefkontakt. Ich habe ihm von euch erzählt und,-“

„Bist du bescheuert, Zabini?“ Rabastan knallte die Faust auf die Sofalehne. „Was, wenn das jemand Anderes liest? Was, wenn dein dämlicher Bruder,-“

„Halt dich zurück, Rabastan!“, schrie Alison plötzlich. „Mein Bruder ist alles Andere als dämlich. Er ist einer der besten Zauberer, die ich je getroffen habe. Und außerdem weiß ich sehr wohl, was ich tue. Meine Familie gehört seit langer Zeit zu einer alten italienischen Dynastie von reinblütigen Zauberern. Wir haben stets für die Ehre und Erhaltung unseres Blutes gekämpft. Genau wie ihr. Also stellt mich nicht hin, als wüsste ich nicht, worum es hier geht.“

„Es geht um weitaus mehr als die Reinigung der Zaubererwelt von den Unwürdigen.“, sagte Rabastan trocken, wenn auch etwas zurückhaltender als zuvor.

„Hör endlich auf, mich hinzustellen, als wäre ich dumm.“, zischte Alison. „Mein Bruder sympathisiert bis ins kleinste Detail mit den Idealen des Dunklen Lords. Er ist einer von euch.“

„Hat er den Dunklen Lord schon getroffen?“, fragte Rodolphus verächtlich.

„In der Tat.“ Jetzt lächelte Alison. „Als er meine Großmutter besucht hat. Wer glaubst du, hat dem Dunklen Lord geholfen, die Schlammblüter umzulegen?“

Fiebrig überlegte Andromeda, ob sie nicht einfach wirklich von dem Treffen im Wald wegbleiben sollte. Sie könnte Ted erzählen, sie hätte zu viele Hausaufgaben gehabt, und das würde sie so beiläufig und abweisend sagen, dass sie danach nie wieder mit ihm reden musste, weil es ihm in der Betonung und mit ihren Blicken klar machen würde, dass sie nichts mehr mit ihm zu tun haben wollte. Oder sollte. Beziehungsweise durfte.

„Tut mir Leid, Ted, aber ich kann mich auf keinen Fall weiter mit dir treffen.“, sagte sie leise vor sich hin, als sie am Waldesrand stand und mit sich rang. „Es liegt nicht an dir. Doch, es liegt an dir. Ich kann dich nicht leiden.“

Noch nie hatte sie sich so dumm, klein und schwach gefühlt. Das war weitaus schlimmer als das Gefühl, dem Dunklen Lord gegenüber zu stehen. Wie gerne würde sie sich jetzt sogar mit ihm duellieren, um diesem Treffen zu entfliehen? Sie würde lieber mit Voldemort kämpfen, als jetzt Ted gegenüberzutreten.

Wieder begann sie, zu reden, als stünde Ted vor ihr: „Ted, das darf erst gar nicht anfangen.“

„Was darf nicht anfangen?“ Eine warme Stimme, dicht an Andromedas Ohr, ließ sie vor Schreck aufschreien.

„Verflucht!“, entwischte es Andromeda. „Ted.“

„Tut mir Leid!“ Ted lachte. „Ich hätte mich früher bemerkbar machen sollen.“

„Wie lange stehst du schon hier?“, brachte Andromeda unter Panik hervor.

„Nur so lange, um mitzuhören, wie du sagst, dass das gar nicht erst anfangen darf. Was meinst du damit?“

„Nichts.“, sagte Andromeda. „Ich übe nur.“

„Für was?“ Ted hob die Augenbrauen und sah Andromeda eindringlich an. Sie fühlte, wie das Herz in ihrer Brust zu zerspringen drohte und hasste sich dafür. Hatte sie sich nicht vorgenommen, das auf keinen Fall geschehen zu lassen? Ihre Vorahnungen schienen sich zu bestätigen. Ganz zu ihrem Unglück. Oder auch nicht. Denn sie konnte sich nicht erinnern, wann ein Blick ihr das letzte Mal so ein wildes Gefühl geschenkt hatte. Das war noch nie geschehen.

„Für den Ernstfall.“, brachte sie hervor und das war nicht mal gelogen.

„Ich glaub, ich muss das nicht verstehen, oder?“, fragte Ted.

„Nein.“ Jetzt lächelte Andromeda.

„Also, wollen wir in den Wald? Ich sehe hier niemanden, der uns erwischen könnte. Eben meinte ich, einen Schatten in den Wald huschen zu sehen, aber das war sicher nur ein Bowtruckle. Gehen wir?“

Andromeda wusste, dass sie jetzt mit dem Kopf schütteln musste. Sie musste es ihm sagen: Sie musste ihm erklären, dass sie idiotischerweise nach nur einem Treffen im Wald angefangen hatte, sich mehr von diesen Treffen mit ihm zu wünschen. Das würde ihn sicherlich erst einmal freuen, aber dann musste sie ihm sagen, dass es so nicht weitergehen durfte. Weil sie sich auf keinen Fall enger mit einem Jungen wie ihm verbinden durfte. Sie musste ihm sagen, dass sie die Zuneigung, die in ihrem Herzen für ihn wuchs, im Keim zu ersticken hatte. Dann würde sie ihn um Verzeihung bitten und gehen. Die Worte, die sie sich zurechtgelegt hatte, lagen ihr auf der Zunge. Es tat ihr schon jetzt leid. Sie holte tief Luft und sagte:

„Gut. Gehen wir.“

„Was ein Patronus ist, was er bewirkt und wie du ihn beschwörst, hast du sicherlich schon in dem Buch von Dumbledore gelesen.“, sagte Ted mit fester Stimme. Wie ein wirklicher Lehrer hatte er sich auf der Lichtung vor Andromeda gestellt und erklärte ihr nun den Zauber. Es war die selbe Lichtung, auf der sich die Todesser trafen. Die Leiche des Einhornfohlens war inzwischen verschwunden.

„Ich habe es dabei, für alle Fälle.“, sagte Andromeda und hob es kurz aus ihrer ledrigen Umhängetasche.

„Gut. Jetzt geht es also nur noch darum, ihn auch wirklich zu beschwören.“

Andromeda nickte. Sie war sich absolut sicher, dass sie es nicht hinkriegen würde. Sie konnte sich nicht erklären, weswegen Ted es schaffte, einen so mächtigen, gestaltvollen Patronus hervorzubringen. Als ein so guter Zauberer war er ihr nie aufgefallen. Seine Freunde, die Prewett-Brüder, waren allgemein bekannt weitaus klüger und stärker.

„Du musst dich konzentrieren. Zück deinen Zauberstab.“

Andromeda musste sich ein Lachen verkneifen. Ted sprach so ernst und geschwollen, dass es beinahe albern war. Sie tat dennoch, wie ihr geheißen und stellte sich mit ausgestrecktem Zauberarm vor Ted.

„Würdest du ihn vielleicht ein bisschen mehr nach links ausrichten? Ich will hier nicht gleich von deinem Patronus umgehauen werden.“

„Natürlich.“ Andromeda gehorchte und zeigte nun auf einen knorrigen Baumstamm. Der Wald war ganz hell und weiß und keine Kreatur zeigte sich.

„Gut, und jetzt musst du dich wie gesagt konzentrieren. Denk an das Schönste, was dir einfällt.“

„Wie meinst du das?“, fragte Andromeda unsicher. Auf einmal hatte sie Angst, dass Ted lachen würde, wenn sie es nicht schaffte. Sie wusste, dass sie es auf keinen Fall schaffen würde, aber über Teds Reaktion hatte sie sich noch keine Gedanken gemacht. Sie begann wieder, zu zittern. Seit wann kümmerte es sie so sehr, was Andere über sie dachten? Eigentlich hatte es das nie getan. Und im Grunde kümmerte es sie immer noch nicht. Es sei denn, es ging um Ted. Wieder setzte ihr Herz für den Bruchteil einer Sekunde aus.

„Ich meine, hol deine schönste Erinnerung aus deinem Herzen hervor und durchlebe sie im Kopf noch einmal.“ Ted sprach jetzt leise. Außer seiner Stimme gab es nichts mehr im Wald. Keine Geräusche, keine Regung. Nichts, was wichtig war. „Lass dich von dem Gefühl, dass du dabei hattest, durchströmen. Konzentriere dich nur darauf und verbanne alle schlechten Gedanken aus deinem Kopf. Und wenn du eine Erinnerung hast, sprich den Zauber aus.“

Andromeda nickte. Sie musste es zumindest versuchen. Auch, wenn sie es nicht schaffen würde. Sie schloss die Augen. Dachte an ihre Kindheit. Daran, wie sie mit ihren Schwestern im Garten der Rosiers spielte. Das war die schönste Zeit ihres bisherigen Lebens gewesen.

„*Expecto patronum!*“ Nichts geschah.

Andererseits machte sie diese Erinnerung auch traurig. Es war vielleicht nicht bloß die schönste Zeit ihres bisherigen Lebens gewesen, es war gut möglich, dass es nie wieder so schön werden würde. Nie, nie wieder. Weil Bellatrix sich von ihr entfernte. Das Bild ihrer großen Schwester nach dem Angriff auf Ted leuchtete in Andromedas Kopf auf. Dieser Blick, immer wieder dieser Blick. Das war nicht ihr schönster Gedanke, das war der Schlimmste.

„Andromeda?“, hörte sie Ted im Hintergrund sagen. „Alles okay?“

Gequält nickte sie. Sie versuchte mit all ihrer Gedankenkraft, diese dunklen Bilder aus jüngster Zeit zu

verbannen und an die schönen Abende in ihrer Kindheit zu denken, aber es gelang ihr nicht.

„*Expecto patronum!*“ Nichts.

Immer, wenn sie es schaffte, sich auf eine Erinnerung zu konzentrieren, wie zum Beispiel an die Märchenabende in ihrem Zimmer, das rituelle Haareflechten unter den Schwestern oder ihren elften Geburtstag, den sie mit ihrer Familie in Kent verbracht hatte, flammte das Wissen in ihrem Kopf auf, dass es nie wieder so schön wie damals sein würde. All ihre guten Erinnerungen machten sie traurig.

„Ich kann nicht.“, sagte sie schließlich und ließ sich auf die Knie fallen. Der Schnee durchweichte sofort ihre wollene Strumpfhose.

„Was ist los, hm?“ Ted eilte herbei und legte die Arme um Andromeda. „Steh auf.“

Er stützte sie und schaffte es, sie wieder auf die Beine zu stellen.

„Ich kann das nicht, Ted. Ich will gehen.“ Sie versuchte, sich aus Teds Armen zu winden, grub sich aber nur tiefer in seine Umklammerung, bis er sie gänzlich im Arm hielt. Sein Körper war nahezu heiß unter seinem Umhang. Andromeda wusste, dass sie gehen sollte, aber alles, was sie wirklich wollte war, so lange wie möglich in dieser Position zu verharren: Mit dem Kopf an Teds warmen, sich ruhig hebenden Brustkorb, halb in seinen Umhang gehüllt. Ihr war warm und wohl zumute und trotzdem spürte sie, dass sie zu weinen begonnen hatte. Deswegen hielt Ted sie wahrscheinlich so fest.

„Alles Gute in der Vergangenheit“, schluchzte sie, „wird schlecht, wenn mir klar wird, dass es vorbei ist.“ Ted nickte stumm und lauschte.

„Ich habe solche Angst, dass es nie wieder gut wird. Ich habe da so eine Vorahnung. Und meine Vorahnungen bestätigen sich in der Regel.“

Noch fester, noch enger drückte Ted sie an sich. Andromeda bekam kaum noch Luft. Aber nicht, weil Ted sie zu stark an sich hielt, sondern weil ihr Kopf schwirrte, ihr Herz raste und sie einfach dieses verdammte Stechen in ihrem Magen kaum noch aushielt. Ohne es wirklich zu wollen, stieß sie Ted von sich.

„Ich habe keine schöne Erinnerung, Ted. Es tut mir Leid.“

Dann drehte sie sich um und wollte gehen.

„Halt, warte!“ Ted griff nach ihrer Hand und riss sie vorsichtig, aber bestimmt zurück. Er sah ihr tief in die Augen und Andromeda wusste nicht, wieso, aber in diesem Moment wusste sie, woran er dachte. Der selbe Gedanke durchfuhr nun sie. Ob ihr Herz irgendwann gänzlich aussetzen würde?

„Nein, Ted.“, sagte sie. „Das darf gar nicht erst anfangen.“

„Das hast du also gemeint.“, sagte Ted. Enttäuschung legte sich auf sein Gesicht. „Du hast mich damit gemeint.“ Trotzdem ließ er Andromeda nicht los. Sie rechnete fest damit, dass er jetzt traurig genug war, um sie gehen zu lassen. Sie wollte sich losreißen, aber war zu schwach. Ted ließ sie nicht frei.

„Lass mich, Ted.“, flehte sie unter Tränen. „Es hat keinen Sinn.“

„Nein.“ Ted schaute sie mit einem Blick an, der den Schnee um sie hätte zum Schmelzen bringen können. Es war unfassbar albern, wie schnell Andromedas Atem ging. Sie schämte sich wieder, wollte nur weg. Wusste, dass sie nicht hier sein durfte. Was würde Bellatrix sagen? Ihre geliebte Schwester würde dem Jungen, wegen dem ihr Herz so raste, einen Todesfluch auf den Hals jagen.

„Ich will nicht, dass du so unglücklich bist.“, sagte Ted. „Du wolltest doch einen Patronus beschwören, der meinen in den Schatten stellt.“

„Das habe ich doch nur so gesagt.“, sagte Andromeda mit bebender Stimme. „Das schaffe ich doch niemals. Sieh mich an, ich habe nicht mal eine Erinnerung, die mich nur annähernd glücklich genug machen könnte. Es hat keinen Zweck.“

„Komm her.“, flüsterte Ted und zog sie wieder in seine Arme. Diese Umarmung war sachter, leiser. Und noch wärmer als die vorherige. Andromeda hörte auf, zu weinen. Lange Zeit standen sie nur da, umarmten einander und sagte nichts.

„Ted?“, hörte dieser Andromeda plötzlich in seine Brust murmeln.

Sie löste sich halb von ihm, sah zu ihm auf und hatte plötzlich etwas in den Augen, was Ted noch nie zuvor darin gesehen hatte. Er wusste nicht, ob es Entschlossenheit war oder der Wahnsinn, den ihre Schwester in den Augen trug. Sie blickte ihn so fest und innig an, dass er kaum noch atmen konnte.

„Ja, Andromeda?“, fragte er verunsichert.

„Küss mich.“

Er sog scharf die Luft ein. Diese Blutsverräterin! Bellatrix hatte Recht gehabt. Dicht an den Baum gepresst sah er zu, wie Andromeda und der Gryffindor mit den zersausten Haaren sich küssten. Sie ließen gar nicht mehr voneinander ab. Er kam sich wie ein schäbiger Spanner vor, dort zu stehen und den immer fordernder werdenden Küssen der beiden zuzusehen, aber er weidete sich an dem bevorstehenden Unheil, das über ihren vor Knutschen ganz wirren Köpfen hing wie ein dunkler Schatten. Er wusste, dass er für diese Information Respekt von der schönen Bellatrix gezollt bekommen würde. Und außerdem war es einfach eines der besten Gefühle auf Erden, bestätigt zu werden.

Was er hier vor sich sah, war der sich anbahnende Blutsverrat an einer der angesehensten Zaubererfamilien aller Zeiten. Wenn nicht sogar der größten Zaubererfamilie im Land. Es war ein Skandal und er hatte ihn beobachtet.

„Macht nur weiter.“, flüsterte er. Die Beiden hatten die Welt um sich vergessen. Er konnte sich nicht daran erinnern, je einen so langen und innigen Kuss zu beobachten. Es wäre herzerreißend schön gewesen, wenn der Junge kein Schlammlut und das Mädchen keine Verräterin gewesen wäre. Wenn sie nicht das Mädchen gewesen wäre, dass er heimlich wollte wie nichts auf der Welt. Das hier war ein Skandal und er würde stolz Bericht erstatten. Er war der einzige Zeuge.

Verbindung und Verrat

Kein Zauber der Welt besaß eine vergleichbare Macht. Ted konnte sich nicht erinnern, wann er je so einen innigen, wunderschönen Kuss erlebt hatte und Andromeda, für die es das erste Mal war, dass sie überhaupt geküsst wurde, konnte ihrerseits nicht an einen einzigen Moment zurückdenken, in dem sie sich schon einmal so glücklich und lebendig gefühlt hatte wie in dem, als Ted mit einem selbstgefälligen, aber aufgeregtem Lächeln ihrer übermütigen Bitte nachgekommen und ihr den Kuss geschenkt hatte, den sie sich ein gefühltes Jahrhundert lang ersehnt hatte.

„Jetzt bekommst du deine schönste Erinnerung.“, hatte Ted gelacht und dann hatten seine Lippen schon auf ihren gelegen.

Sie wusste nicht, woher sie auf einmal diesen Mut geschöpft hatte, jene Dummheit begehen zu wollen und wieder hatte ihr Herz schneller entschieden, als ihr Kopf, aber für den Moment, in dem Teds Lippen die ihren trafen, verbat sie sich, auch nur ein bisschen Furcht, Scham oder aufkeimende Zweifel zu verspüren.

Alles, was sie fühlte, war Ted und dieser war nicht minder hungerissen.

Ewig schien der Kuss zu währen, bis Ted Andromeda plötzlich von sich stieß.

„Sag mal, geht es dir noch gut?“, schrie er aus voller Kehle. Verfremdende Wut zeichnete sich in seinem Gesicht ab.

Andromedas Magen, der sich während des Kusses einmal umgedreht zu haben schien, zog sich schmerzhaft zusammen. Ihr Kopf begann wieder zu surren, diesmal auf unangenehme Art und Weise. Doch dann wurde ihr klar, dass Ted nicht sie meinte. Hinter einem Baum am Saum der Lichtung konnte sie gerade noch einen gebückten Schatten davon eilen sehen.

„Ted!“, schrie Andromeda außer sich. Er hatte mit pochender Halsschlagader in Richtung des Schattens gestarrt, dann war er, schneller als Andromeda jemals einen Menschen hatte rennen sehen, darauf zugerast.

„Ted!“, schrie sie noch einmal. Wie von selbst begannen ihre Füße, zu rennen, trugen sie hinter Ted her.

„Na warte!“, rief sie Ted rufen. Einige Meter vor ihm sah sie den Schatten durch den Schnee huschen. In eine lange Kutte gehüllt konnte sie bloß erkennen, dass die Säume seines Umhangs die Hausfarben von Slytherin trugen.

Ted war schnell, aber der Schatten war schneller. Er konnte ihn nicht einholen und hielt schließlich ruckartig an, als er dies erkannte. Andromeda stolperte beinahe in ihn hinein.

„Ted, verflucht, was sollte das? Wer war das?“, keuchte sie. Die Winterluft brannte in ihren gereizten Lungen.

„Ich weiß es nicht. Aber der Mistkerl hat uns beobachtet. Was für ein dreckiger Spanner.“

Andromeda fühlte sich, als hätte ihr soeben jemand vor den Kopf geschlagen. Benommen taumelte sie zurück.

Ein Slytherin hatte sie und Ted beobachtet. Ein Slytherin, der, wie die meisten Schüler in diesem Haus, die Ideologie des reinen Blutes verfechtete, hatte gesehen wie sie, Andromeda Black, den muggelstämmigen Zauberer geküsst hatte, der einen der angesehensten Slytherins überhaupt entehrt hatte. Tausend Gedanken rasten durch ihren Kopf. Bellatrix würde davon erfahren. Sie wollte sich nicht ausmalen, was dann geschehen würde. Ihre Familie würde davon erfahren. Und sie würde zu ihrem und dem Wohl aller Anderen Ted Lebewohl sagen und das, was eben erst begonnen hatte, würde enden, ehe es überhaupt etwas Richtiges gewesen war.

„Alles okay?“, fragte Ted.

„Nein.“, sagte Andromeda. Aber sie konnte Ted unmöglich klar machen, wie furchtbar es ihr wirklich ging.

Zu ihrem Überraschen und ihrer Erleichterung sagte Ted: „Ich weiß. Wenn er das petzt, bist du geliefert.“

Er war kein dummer Schuljunge. Er wusste, wie wichtig Andromeda ihre Familie war und was es bedeutete, dass sie ihn küsste. Er wusste, dass sie keine Chance hatten, sich gegen die Moral der Blacks und Andromedas Lebensstil durchzusetzen. Auf einmal war Ted schrecklich traurig. Der Kuss verlor an Bedeutung, mit Hinblick darauf, dass es der erste und letzte zwischen ihm und Andromeda gewesen sein musste.

Andromeda nickte nur.

„Von mir erfährt das keiner.“, sagte Ted leise. „Das verspreche ich.“

„Danke.“, hauchte Andromeda. Sie strich sich den Schnee vom Umhang. Sie wollte nur noch raus aus diesem Wald.

„Hör zu, Andromeda. Vielleicht hast du Recht.“ Ted griff ihre Hand und sah ihr tief in die Augen. Er sah jetzt weitaus verletzlicher aus als nach Bellatrix' Angriff. „Das darf gar nicht erst anfangen. Das ist zu deinem Besten. Und zu meinem wahrscheinlich auch.“

Andromeda erstickte beinahe an ihren Tränen. Tränen, die einfach nicht aus ihren Augen treten wollten. Sie wollte weinen, doch es ging nicht. Sie bekam kaum noch Luft. Nicht eine Minute länger würde sie es hier aushalten. Ohne noch etwas zu sagen, drehte sie sich um und lief aus dem Wald. Sie ließ Ted zurück und die Schuld legte sich wie ein Letifold über ihren Körper. Schuld, weil sie Ted geküsst hatte, aber auch, weil sie ihn jetzt alleine ließ. Und das fühlte sich ebenso falsch an, vor allem für ihr Herz.

Als sie aus dem Wald auf die Länderein trat und den schwarzen See friedlich unter dünnen Eisschollen daliegen sah, konnte sie endlich weinen.

Narzissa stand vor dem Spiegel und kämmte sich ihr weißblondes Haar. Sie hatte noch immer glühend rote Wangen von der Kälte draußen. Pflege magischer Geschöpfe in den Mittagsstunden war besonders im Winter eine Qual. Aber sie und Lucius hatten sich einen Spaß daraus gemacht, den Crup mit kindischen Zaubereien in ein Schoßhündchen im Plüschmantel zu verwandeln, weswegen der Unterricht doch noch erträglich gewesen war.

Jetzt wollten sie sich treffen, um zusammen Hausaufgaben zu machen. Narzissa hatte beschlossen, nicht zu hinterfragen, weswegen sie auf einmal die Gesellschaft dieses blasierten Jungen genoss. Vielleicht war es die Tatsache, dass sie sich mit ihren Schwestern nicht mehr wohl fühlte. Bellatrix und Andromeda hatten sich vielleicht nicht gestritten, aber es war wiederrum undbestreitbar, dass etwas vorgefallen war, was jetzt zwischen den beiden stand. Früher hatte Narzissa die beiden Älteren weinend angefleht, sich wieder zu vertragen, aber das würde heute nicht mehr gehen. Sie hatte versucht, den Grund für die Kälte in ihren Augen, sobald diese sich trafen, herauszufinden, aber war gescheitert. Nicht einmal Lucius oder Rodolphus konnten sich erklären, was vor sich ging. Alle sagten, es würde vorüber gehen, war nur ein Streit unter Schwestern, aber Narzissa fühlte, dass es anders war. Sicherlich war sie deswegen sehr traurig. Nicht selten kamen ihr nachts die Tränen und sie versuchte krampfhaft, ihre Schwestern gerecht zu behandeln und kein Wort mehr über ihren Verdacht, dass zwischen ihnen etwas schreckliches vorgefallen war, zu verlieren. Die Zeit, die sie mit Lucius verbrachte, war pure Zerstreuung. Sie genoss es wirklich, mit ihm zu lernen, in der Bibliothek zu sitzen oder zu Mittag zu essen. Sogar die einsamen Spaziergänge am See waren mit ihm um einiges schöner geworden. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte Narzissa das Gefühl, Freunde zu haben. Und Lucius war noch viel mehr als das.

Es war offensichtlich, dass er im großen Maße für sie schwärmte. Narzissa hatte kein Problem damit. Am Anfang hatten seine Versuche, ihr nahe zu sein, sie in den Wahnsinn getrieben. Es war keinen Monat her, dass sie ihn für seine aufgeblasenen Komplimente am liebsten die Zungenklammer auf den Hals gejagt, ihn im Verbotenen Wald an einen Baum gefesselt und den Zentauren überlassen oder ihn eigenhändig im Schwarzen See ertränkt hätte. Sie wollte nicht, dass jemand wie Lucius Malfoy für sie schwärmte. Aber dann hatte sich gezeigt, dass er, insofern niemand Anderes dabei war, vor dem er seinen Status als Schul-Ekel verteidigen musste, ein wirklich guter, ehrlicher Freund sein konnte. Ein Freund, der offensichtlich verliebt in sie war. Sobald sie sich das aber eingestanden hatte, hatte sie begonnen, es auch zu genießen. Für ihn war sie das schönste Mädchen, nicht Bellatrix oder Andromeda. Für Lucius war Narzissa nicht länger das Mädchen aus Glas. Er konnte sie sehen und blickte nicht durch sie und er sah sie, wie sie immer hatte gesehen werden wollen: Bei ihm war sie schön, klug, einfach wichtig.

Narzissa spürte etwas in sich, was sie als Selbstbewusstsein zu bezeichnen wusste, und es wuchs mit jedem Mal, da sie Lucius traf. Stets leise und devot, ergeben ihrer Familie gegenüber, war Narzissa ein ängstliches, zurückhaltendes Mädchen, das sich nicht viel aus sich selbst zu machen gelernt hatte. Zwar stets als wunderschön bezeichnet, hatte sie dennoch nie das Gefühl gehabt, dass ihre Familie ihre Schönheit wirklich sah. Eine Schönheit, die weitaus mehr war als ihr langes Haar, ihr Porzellangesicht und ihr schlanker, fragiler Körper. Es war die Schönheit, die unter all jenen Äußerlichkeiten ruhte und Lucius schien sie zu sehen. Eine bessere Bestätigung gab es für Narzissa nicht. Nichtsdestotrotz bewunderte der junge Malfoy sie

auch für ihr Aussehen, weswegen sie ihre Haare nun auch besonders vorsichtig kämmte, um dass ja jede Strähne am rechten Platz saß, wenn sie ihn gleich treffen würde. Narzissa dachte nicht an ihre Sorgen, als sie sich den ihren Hausumhang über die Schultern legte und den Korridor zum Gemeinschaftsraum entlang ging. Sie dachte nur daran, wie froh sie war, sie selbst zu sein. Und das war das erste Mal in ihrem Leben, dass sie überhaupt so etwas dachte.

Er war fest entschlossen. Sobald er Bellatrix sehen würde, würde er es ihr sagen. Und dann wäre es vorbei mit dem Schlammlut und Andromeda. Er wusste nicht genau, was er sich davon versprach, und je näher er dem Schloss kam, umso größer wurden seine Zweifel ob das, was er im Begriff war, zu tun, auch das Richtige war. Aber er war so wütend und zugleich so aufgeregt, dass er befürchtete, zu platzen, wenn er nicht loswurde, was ihm auf der Seele brannte. Es waren Sensationsgier und Eifersucht, Aufmerksamkeitsverlangen und Schadenfreude, die ihn immer schneller vorantrieben. Das Schlammlut hatte er längst abgehängt, nur Andromeda sah er in der Ferne mit bebenden Schultern aus dem Wald treten.

Er wusste sofort, warum sie weinte. Sie wusste, dass sie geliefert war. Jemand hatte sie gesehen und würde sie verraten. Das war's für sie und das Schlammlut. Er lachte schadenfroh auf. Er fragte sich, wie lange sie sich schon heimlich mit dem Muggelstämmigen im Wald traf. Und was sie anstellten, wenn er nicht da war, um sie zu beobachten. Dieser Gedanke schürte seine Wut. Bellatrix hatte gewusst, dass er Andromeda mochte. Wie konnte er das auch nicht tun? Sie war schön, klug, lustig. Eine mächtige Hexe von besonderem Status. Und er war stets zu schüchtern gewesen, um seine Zuneigung zu zeigen.

Als Bellatrix ihn vor einiger Zeit, als die Schwestern sich gestritten hatten oder was auch immer dort vorgefallen war, damit beauftragt hatte, Andromeda im Auge zu behalten, da hatte er seine Chance gewittert, ihr endlich näher zu sein. Er wollte sie eigentlich bloß bei sich haben, wollte ihr Vertrauen. Aber jetzt verriet er sie. Er war dabei, sie an ihre eigene Schwester zu verraten. Vielleicht würde dies zum endgültigen Bruch zwischen ihnen führen. Es war ihm inzwischen egal geworden. Andromeda war so abweisend zu ihm gewesen, als er sie das letzte Mal gesprochen hatte, dass auch er nicht anders gekonnt hatte, als sich ihr gegenüber wie ein gemeiner Kobold zu verhalten. Irgendwann wird einem einfach alles egal, hatte er sich zur Erklärung gesagt.

Und dass er jetzt zum Verräter wurde, war ihm auch egal, selbst, wenn er zweifelte. Und das sogar sehr stark. Als er das Schloss betrat und geradewegs auf den Kerker zusteuerte, hatte er den absurden Gedanken, erst einmal was Essen zu gehen, zu versuchen, nicht über die Sache nachzudenken und am Abend dann in Ruhe mit Bellatrix darüber zu reden. Vielleicht war das sogar besser. Aber es war nicht sein wütendes Herz oder sein vor Aufregung ganz wirrer Kopf, der da an ihn appellierte, sondern sein Gewissen.

Und das musste man im Zaum halten, am besten sogar einfach töten, wenn man Erfolg haben wollte und seine Ziele durchsetzen wollte. Vor allem als Todesser. Das jetzt war eine gute Übung für spätere Zeiten, in denen er zahlreiche Leute, unwürdige, dreckige Leute, töten würde. Niemand sprach es aus, aber er wusste, dass alle unter ihnen damit haderten, ihr Gewissen zu töten, um töten zu können.

Er kannte nur zwei Personen, von der er sich denken konnte, dass sie nie ein Gewissen gehabt hatten. Und eine von ihnen stand jetzt vor ihm.

Noch einmal überlegte er, ob er es ihr wirklich sagen sollte oder ob er lieber stumm blieb.

Aber als sie ihn begrüßte und die Aufregung in seinem Blick erkannt hatte, ihm gebannt ins Gesicht sah und fragte: „Was ist los mit dir, Macnaire?“, lächelte er.

Toujours pur

Das Land, das am Fenster vorbeiflog, war nur noch ein weißer Lichtschwaden. In der Scheibe spiegelte sich Bellatrix' verhärtetes Gesicht. Starr und ohne wirklich hinzusehen, schaute sie nach draußen. Andromeda wusste nicht, woran sie dachte. Früher hatte sie oft erraten können, was im Kopf ihrer Schwester vorging. Jetzt war sie ihr fremd, auch, wenn sie genau wie immer, im selben Abteil, am selben Platz saß und die gleichen Süßigkeiten auf dem Schoß verteilt wie immer.

Narzissa saß zum ersten Mal bei einer Fahrt im Hogwarts-Express nicht bei ihnen, sie war in einem Abteil mit Lucius Malfoy und einigen anderen Drittklässlern. Wäre sie da gewesen, wäre es Andromeda vielleicht ein wenig leichter gefallen, zu atmen. Sie hielt es kaum aus auf so engem Raum mit dieser Fremden zu sein. Sie verfluchte sich dafür, dass es ihr so erging, und zwang sich immer wieder, Bellatrix' Spiegelbild ein Lächeln zu schenken, aber das erwiderte es nicht. Also sah sich Andromeda ihr eigenes Spiegelbild im Fenster an, was dem von Bellatrix so ähnlich gewesen war. Jetzt konnte sie keinen ihrer Züge mehr darin erkennen.

Andromeda grub ihr Gesicht in ihren kratzigen Schal und weiß wurde zu schwarz. Für den Rest der Fahrt fiel sie in einen ruhigen, traumlosen Schlaf.

Seit jeher feierten die Blacks ihr Weihnachtsfest im Hause ihrer Ahnen. Der Grimmauldplatz Nr. 12 besaß ein Zimmer, dessen Wände bis zur Decke mit dem Stammbaum der Familie geschmückt waren. Hier hatten die meisten ihrer Vorfahren gelebt und neben den Gärten der Rosiers war dies der Ort, an dem die Black-Schwestern den größten Teil ihrer Kindheit verbracht hatten. Als sie vor zwei Tagen für die Ferien heimgekehrt waren, hatten sie bloß ihre Koffer in ihre Zimmer daheim geworfen und waren sofort durch den Kamin hierhergekommen.

In dem sonst so dunklen und kalten Haus herrschte weihnachtlichen Wärme, die Decken waren mit goldschimmernden Fäden geschmückt und es duftete nach Zimtplätzchen, die ganz sicherlich von Großcousine Lucretia stammten. Sie war eine begnadete Köchin und es war eine Schande, dass sie und Onkel Ignatius keine Kinder hatten, an die ihre Kunst vererbt hätte werden können.

Andererseits war das laut Druella und Walburga, den Tratschweibern der Familie, wiederum doch nicht allzu schlimm, auf Gefahr hinaus, dass die Kinder von Ignatius Prewett denen seines Bruders glichen: Mit den milchgesichtigen Rotschöpfen der Prewett-Familie wollte niemand etwas zu tun haben. Ignatius wurde im Hause Black nur geduldet, weil sein Blutstatus hervorragend und sein Einkommen beim Ministerium hoch genug war, um Bedeutsames zur Familienkasse der Blacks beizutragen.

Cygnus hatte seine Töchter nach dem ersten Halbjahr in Hogwarts stolz zu Hause empfangen. Hervorragende Zensuren wie immer, und allesamt sahen sie schön und gesund aus. Bis auf Andromeda, welche ihm furchtbar blass erschienen war. Allerdings war Cygnus Black nicht die Art von Mann, der sich seine Töchter zur Seite nimmt und auf den Schoß setzt und mit ihnen über ihre Probleme spricht und versucht, ihnen mehr Freund als Vater zu sein. Es war ihm schwer genug gefallen, zu akzeptieren, dass seine Frau ihm keinen männlichen Nachkommen schenkte und er war froh, dass seine Töchter in ihrer Entwicklung aus dem Größten raus waren. Solange sie hübsch aussahen und später gut heirateten, um nicht wie seine verschrobene alte Tante Cassiopeia zu enden, sollte er glücklich sein.

Narzissa konnte die Verwandtschaftsgrade der vielen Menschen, die sich am Weihnachtsabend im Grimmauldplatz Nr. 12 einfanden, nicht im Geringsten aufzählen. Ihre Familie bestand aus edel aussehenden Hexen und Zauberern mit ernsten Gesichtern, die für die Erhaltung ihres reinen Blutes sogar untereinander geheiratet hatten. So war Tante Walburga doch die Cousine zweiten Grades ihres Ehemannes Orion, worüber sich Narzissa mit Andromeda nicht selten das Maul zerrissen hatte.

„Das ist beinahe, als müsste ich Sirius heiraten.“, hatte sie kichernd geflüstert.

Ihre Cousins mit den strubbeligen schwarzen Haaren waren einige Jahre jünger als Narzissa und doch das einzige, worauf sie sich an diesem Weihnachtsfest freute. Sie hatte nicht nach Hause fahren wollen, jetzt, wo sie zum ersten Mal Freunde auf Hogwarts gefunden hatte.

Freundenstrahlend stürzten sie ihr entgegen, als sie Sirius' Zimmer betrat.

„Zissy!“, rief Regulus und fiel ihr als erster um den Hals. Sirius hielt sich erst im Hintergrund, konnte

dann aber auch nicht mehr warten und landete in einer stürmischen Umarmung mit Narzissa fast auf dem Boden. Trotzdem fragte er sogleich nach Andromeda. Seit jeher war sie seine Lieblingscousine gewesen. Man konnte ihnen die Verwandtschaft auch tatsächlich ansehen. Als Sirius noch kleiner gewesen war, hatte Andromeda stets auf ihn aufgepasst. Für sie war sie immer der kleine Bruder gewesen, den sie sich vielleicht statt Narzissa gewünscht hatte. Früher war diese deswegen immer neidisch gewesen, aber inzwischen hatten Altersunterschied und Vernunft dazu geführt, dass auch sie Sirius und Regulus wie kleine Brüder behandelte. Auch, wenn Sirius mit seinen zehn Jahren schon so groß geworden war, dass er Narzissa beinahe um einen Kopf überragte.

„Dro ist unten und hilft Lucy beim Backen.“, erklärte Narzissa und sofort stürmte er an ihr vorbei die Treppe hinunter.

„Zissy!“, lachte Regulus wieder. „Was schenkst du mir zu Weihnachten?“

„Das verrate ich dir doch jetzt noch nicht!“, entgegnete Narzissa. Wie jedes Jahr hatte sie reichlich im Honigtopf eingekauft, um ihren kleinen Cousins eine süße Freude zu machen.

„Aber ich bin mir sicher, dass es dir schmeckt.“, fügte sie mit einem Augenzwinkern hinzu. Regulus riss erstaunt die Kinderaugen auf und wusste genau, was Narzissa meinte.

„Hurra!“, rief er und umarmte sie erneut.

„Was ist denn hier los?“, fragte eine vertraute Stimme hinter Narzissa. Sie drehte sich um und sah in das Gesicht ihrer Mutter. „Hier wird aber nicht verraten, was es zur Bescherung gibt!“

„Nein nein, Tante Druella!“, lachte Regulus.

Dann wurde das Gesicht der schönen Frau ernst. „Regulus, such doch mal deinen Bruder, ja?“

Ohne ein weiteres Wort rauschte der Junge aus dem Zimmer und ließ Mutter und Tochter alleine.

„Mum, was ist los?“, fragte Narzissa unsicher. Nur selten hatte sie in ihrem Leben einmal mit Druella unter vier Augen gesprochen. Alle vertraulichen Gespräche, die andere Mädchen mit ihren Müttern führten, hatte sie mit ihren älteren Schwestern geführt. Und diese wiederum hatten zugegeben, dass auch sie nie das gewöhnliche Vertrauen zu ihrer Mutter hatten schöpfen können, dass man als Mädchen eigentlich haben sollte. Sie hatten in ihrer Kindheit mit Lucretia gekocht und gebacken, mit ihrer Großmutter Ausflüge gemacht und Großtante Dorea ihre Sorgen anvertraut. Druella Rosier hatte sich selbst nie in der Lage gesehen, eine aufopfernde Mutter zu sein, weswegen sie es nie versucht hatte. Sie liebte ihre Töchter, ohne Frage, aber alles, was sie an ihnen liebte war das, was sie von sich in ihnen wiedererkannte. Ab und zu werden Menschen geboren, welche sich ihr Leben lang nur um sich selbst und niemanden sonst kümmern, und Druella Rosier zählte zu dieser Art Mensch. Dennoch hatte sie bemerkt, dass eine ihrer Töchter nicht ganz wohl auf zu sein schien.

„Stimmt etwas nicht mit Andromeda?“, fragte sie.

„Was?“ Narzissa Stimme überschlug sich. Für einen Augenblick überlegte sie, ob sie ihrer Mutter von der seltsamen Stimmung zwischen ihren Schwestern erzählen sollte, aber dann sagte sie: „Nicht, dass ich wüsste.“

Und das genügte Druella. Mit dem Gefühl, ihre Pflicht erledigt zu haben, drehte sie sich auf dem Absatz um und ließ Narzissa mit einem unguuten Gefühl im Bauch im Kinderzimmer ihres Cousins zurück.

Charis und Caspar hatten dieses Jahr eigenhändig in Muggelwäldern einen Truthahn geschossen, wenn auch mit einem einfachen Todesfluch. Diesen schob Lucretia jetzt in den Ofen. Dann griff sie eine große Schale herrlich duftener Zimtgebäcke und reichte sie, welche sie an ihren Mann Caspar weitergab. Leider bestand keine große Chance, dass er sie an jemand anderen gab, denn Caspar glich einem überdimensionalen Quaffel und war stets bemüht, sein Körpervolumen noch zu erweitern.

„Das ist das beste Weihnachtsfest aller Zeiten!“, sagte Regulus. Wie jedes Jahr.

Andromeda hatte sich mit Sirius in dessen Zimmer zurückgezogen, um ein wenig mit ihm zu spielen. Als sie eingetreten war, hatte sie Narzissa vorgefunden. Blass, mit bebenden Lippen.

„Alles gut mit dir, Zissy?“, hatte sie gefragt. Narzissa hatte den Kopf geschüttelt und war gegangen. Am Türrahmen hatte sie gesagt:

„Es wird immer schlimmer.“

Diese vier Worte hatten sich in Andromedas Fleisch gehoben wie Axtschläge und sie konnte kaum ein freundliches Gesicht für ihren Cousin aufsetzen, als der mit einer Kiste Bausteine aus Erumpentknochen auf

sie zukam und sie dazu aufforderte, mit ihm Hogwarts nachzubauen.

„Nächstes Jahr“, sagte er mit kindlicher Aufregung in der Stimme, „komme ich auch nach Hogwarts. Bist du dann noch da, Dro?“

„Ja, ich bin dann in meinem letzten Jahr, Sirius.“, erklärte sie mit traurig belegter Stimme. Es war ein furchtbares Gefühl, von fröhlich pochenden Herzen umgeben zu sein, wenn das eigene nicht mehr im richtigen Takt schlug.

„Schade! Aber du zeigst mir doch alles, oder? Die Geheimgänge und,-“

„Ganz ruhig. Es ist verboten, die Geheimgänge zu benutzen, du Räuber.“ Mechanisch stupste sie den schwarzgelockten Jungen an. „Und außerdem weiß ich nicht einmal, wo die alle liegen.“

„Das finde ich raus.“, erklärte Sirius. „Ich finde alle Geheimgänge in ganz Hogwarts.“

„Du bist ja ganz schön aufgeregt, was?“

„Oh ja. Ich freue mich auf Hogwarts wie ein Hauself über Kleider.“ Sirius lachte laut über seinen eigenen Witz und Andromeda stimmte gezwungenermaßen mit ein.

„Weißt du schon, in welches Haus du kommen willst?“, fragte sie und schaute auf den Erumpentknochen, den sie seit Minuten in der Hand drehte.

„Slytherin!“, sagte Sirius voller Euphorie. „Was sonst?“

„Ja, da hast du Recht. Schließlich ist die ganze Familie in Slytherin. Da wäre es ein Unding, wenn du aus der Reihe fallen würdest, oder?“ Sie konnte die Ironie in diesem Satz nicht verbergen und hoffte nur, dass Sirius sie nicht verstand. Doch seine glänzenden Augen verengten sich und er vergewisserte sich, dass seine Zimmertür zu war, ehe er sagte:

„Ich weiß, das darf auf keinen Fall passieren. Ich habe schreckliche Angst, dass ich nicht nach Slytherin komme. Andererseits... Ich weiß nicht, Dro. Ich habe da drüber nachgedacht und um ehrlich zu sein finde ich nichts Schlimmes daran, ein bisschen anders zu sein.“ Wie er das sagte, mit seiner so ernst klingenden Kinderstimme und als hätte er mit dieser Erkenntnis die Entdeckung seines Lebens gemacht, rührte es einen wunden Punkt in Andromedas Seele.

„Jetzt verrate ich dir mal was“, sagte sie leise. Es war, als würde sie nur für Sirius so tun, als handele es sich dabei um ein Geheimnis, aber in Wirklichkeit hatte sie tatsächlich noch keiner Menschenseele davon erzählt. Ihr Puls beschleunigte sich. „Als ich vor sechs Jahren den Sprechenden Hut aufgesetzt bekam, weißt du, was der da gesagt hat?“

„Slytherin natürlich.“, sagte Sirius leise. „Oder?“

„Ja, doch. Er hat Slytherin gesagt. Er hat mich nach Slytherin geschickt. Und weißt du auch, warum?“

„Weil du da hingehörst, wie jeder Black.“, erklärte Sirius. „Und wie ich auch. Ist doch klar.“

„Du irrst dich.“, flüsterte Andromeda. „Er hat mich nach Slytherin geschickt, weil ich ihn darum gebeten habe.“

„Der Sprechende Hut nimmt Wünsche an?“ Sirius Augen weiteten sich. „Das ändert doch auch nichts. Ich wünsche mir doch, nach Slytherin zu kommen.“

„Gut möglich, und das ist wahrscheinlich auch richtig so. Schließlich wollte ich es auch. Und ja, wenn es dir wirklich wichtig ist, nimmt er deinen Wunsch an. Aber das Entscheidende kommt noch, Sirius, hör gut zu.“

„Was, Dro?“ Sirius hing an den Lippen seiner Cousine, starrte gebannt in ihr angespanntes Gesicht. Er merkte, dass sie Schwierigkeiten hatte, übers Herz zu bringen, das folgende zu sagen.

„Er hat gesagt, dass ich nicht nach Slytherin gehöre. Als ich ihm sagte, wie wichtig es mir sei, nach Slytherin zu kommen, hat er gesagt, dass es dumm von mir ist, nach etwas zu streben, wonach ich einzig und allein um des Namens wegen strebe. Nach Slytherin zu kommen, nur, um in Slytherin zu sein, hat den selben Effekt wie Kapitän der Quidditch-Mannschaft zu werden, ohne überhaupt Quidditch spielen zu können. Verstehst du?“

Sirius nickte. „Wo wollte er dich hinstecken, Dro?“, fragte er.

„Warte noch.“, sagte sie. „Die Geschichte geht weiter. Ich habe ihm gesagt, dass es wegen meiner Familie ist, und er hat gesagt, er kennt diese Familie sehr wohl. Er hat mir erzählt, dass er seit Jahrhunderten auf den Black'schen Köpfen ruht und in ihre Seele blickt und erkannt, dass die meisten von ihnen nach Slytherin gehören.“

„Er hat sie auch alle nach Slytherin geschickt, Dro.“, sagte Sirius mahnend. „In unserer Familie war niemals jemand in einem anderen Haus als Slytherin.“

„Ja, aber was, wenn nicht sie nicht selten auch darum gebeten haben, um der Ehre und der Tradition willen?“ Andromeda lächelte Sirius an und er riss vor Erstaunen den Mund auf.

„Gute Überlegung.“, gestand er ihr zu.

„Jedenfalls flüsterte der Hut mir ins Ohr, dass es ab und zu vorkommt, dass er sich unsicher ist, in welches Haus ein Schüler gehört, weil er etwas Besonderes in ihren Köpfen sieht, was sich in kein Bild schieben lässt. Und da lässt er ihn entscheiden. Er hat mir gesagt, dass ich etwas in mir trage, was er durchaus bei so einigen meiner Familienmitglieder gesehen hat, dann aber auch etwas, was nicht zum Muster zu passen scheint. Verrückt, oder?“

Sirius nickte gebannt und Andromeda fuhr fort: „Da habe ich ihm umso flehentlicher zugeflüstert, dass er mich doch bitte nach Slytherin lässt. Aber er hat gesagt, dass er sich bei mir eigentlich gar nicht unsicher ist. Er sagte, er weiß, in welches Haus ich gehöre, und es ist nicht Slytherin.“

„Welches Haus, Dro, welches Haus?“, drängte Sirius. Schließlich gab Andromeda nach.

„Gryffindor.“, flüsterte sie, aber das mit einer solchen Kraft, dass es den ganzen Raum zu erfüllen schien. „Ehrlich?“

„Ja, ehrlich. Er hat mir zugeflüstert, dass ich nach Gryffindor gehöre. Ich wollte das nicht wahrhaben. Ich meine, es ist nichts Schlimmes daran, ein Gryffindor zu sein. Wirklich, ich kenne keinen Gryffindor, mit dem man sich nicht verstehen könnte. Außerdem waren Godric Gryffindor und Salazar Slytherin gute Freunde. Sie waren gar nicht so unterschiedlich. Beide Häuser stehen für starke Persönlichkeiten und Macht. Wenn auch auf unterschiedliche Art und Weise. Aber ich wollte nicht nach Gryffindor. Aus dem selben Grund, weswegen du auch unbedingt nach Slytherin willst, flehte ich ihn an, mich dorthin zu schicken.“

„Das tat er dann ja auch.“, sagte Sirius.

„Ja, das tat er. Aber glaub mir, ich musste wirklich lange bitten und betteln. Die ganze große Halle hat mich angestarrt, weil ich den Hut so lange aufbehielt. Aber dann gab der Sprechende Hut nach und alles war, wie es sein sollte.“

Sirius schwieg und ließ das eben Gesagte auf sich wirken. Andromeda hatte von ihrer eigenen Geschichte gefesselt so fest auf den Erumpentknochen gedrückt, dass er schmerzliche Abzeichnungen in ihren Handflächen hinterlassen hatte.

„Dro?“, fragte Sirius schließlich.

„Ja, Sirius?“

„Es ist gut, dass du in Slytherin bist, oder?“

„Ja. Ich denke, ich hatte Recht mit meiner Entscheidung.“ Aus irgendeinem Grund zweifelte sie plötzlich ihre eigenen Worte an. Teds Gesicht flammte vor ihrem inneren Auge auf und versetzte ihr einen scharfen Stich in den Magen. „Weißt du...“, begann sie, „Es geht nicht darum, was die Anderen sagen. Es geht darum, was du sagst. Und darum, was du willst. Du findest heraus wer du bist, indem du Entscheidungen triffst.“

Sie sagte diese Worte, als sollten sie Sirius dazu ermutigen, sich für seine Sortierung nach Slytherin einzusetzen. Aber eigentlich meinte sie damit das völlige Gegenteil. Sie wollte nicht, dass sich ihr Cousin solche Gedanken darum machte, wie er in der Familie dastehen würde, wenn er sich als etwas Besonderes erweist. Als anders. Sie wollte, dass es ihm gut ging, als die Person, die er war. Und das wollte sie auch für sich selbst. Was sie hier versuchte war, ihren inneren Kampf zu rechtfertigen: Die Gedanken an Ted im Gegensatz zu ihrer Vernunft, der sich anbahnende Streit mit ihrer Schwester, die Angst, verraten zu werden oder bereits verraten worden zu sein. Sie musste sich selbst Mut machen, um nicht an all diesen Gefühlen zu Grunde zu gehen. Sie musste sich selbst Mut machen, einfach das zu tun, was sie selbst sich sagte. Wie vor einer Woche im Wald, als sie Ted den Kuss abverlangt hatte. Doch schaffte sie es, so eine Willenskraft im gesamten Leben aufzubringen?

„Andromeda?“, fragte Sirius und weckte sie aus ihren wirren Gedanken. „Ich glaube, ich weiß, was du meinst. Ich glaube, ich weiß, wie ich auf mich selbst höre und meinen Willen durchsetzen kann.“

Sein kleines Gesicht wurde weich und einfühlsam. Er blickte ihr tief in die Augen. Dann holte er tief Luft und fragte:

„Aber weißt *du* das auch?“

Im fürnehmen und gar alten Haus der Blacks

Ein Geheimnis zu teilen ist eine Geste, die zwei Menschen auf eine besonders innige Weise miteinander verbindet. Nachdem Sirius und Andromeda das vertrauliche Gespräch beendet hatten, bedachten sie einander für den Rest des Abends mit aufmunternden Blicken. Beide wussten, dass der Andere die selben Gedanken hatte. Es war ein unheimlich beruhigendes Gefühl in einer Zeit, in der Andromeda alles Andere als beruhigt war.

Derjenige, der begonnen hatte, ihr Trost zu spenden, saß meilenweit entfernt von ihr im Kreis seiner nichtmagischen Verwandten und feierte Weihnachten, wahrscheinlich ohne zu wissen, dass er in Andromedas Gedanken war. Hätte er gewusst, dass sie sich einredete, dass sie ihn nie wieder treffen durfte, damit nichts Schlimmeres geschah, wäre er sicher verletzt gewesen. Wobei Andromeda davon ausging, dass er sicher schon ahnte, dass diese mögliche Verbindung gegen jede zwischenmenschliche Regel verstieß, zumindest unter den gegebenen Umständen. Andromeda versuchte sogar, sich einzureden, dass es Ted vielleicht sogar egal wäre, wenn sie sich nicht mehr mit ihm treffen wollen würde. Aber es gelang ihr nicht.

Bellatrix indessen hatte sich eines der Gästezimmer zurückgezogen. Sie lag ausgestreckt auf dem weichen, alten Bett, auf dessen Pfosten Wichtelschädel steckten und starrte auf das zerknitterte Bild, das sie stets mit sich trug.

In ihrer Familie kannte jeder den mächtigen Zauberer Tom Riddle, aber sie ging davon aus, dass niemand etwas von Lord Voldemort ahnte. Erst hatte sie es für sich behalten wollen. In Hogwarts redeten sie und die anderen Todesser auch nie öffentlich darüber. Aus Gefahr, von ahnungslosen und unwürdigen Schülern verraten zu werden. Die Anhängerschaft war noch nicht groß und bei weitem noch nicht stark genug, um an die Öffentlichkeit zu treten. Aber in ihrer Familie von reinblütigen Zauberern, die sich mehrheitlich schon lange der tieferen, dunkleren Magie verschrieben hatten, würde ihr der Posten als engste Vertraute des aufsteigenden Dunklen Lords sicherlich viel Lob einbringen. Und weil Bellatrix es gewohnt war, gelobt zu werden und immer wieder genoss, im Mittelpunkt zu stehen, beschloss sie schließlich, spätestens beim Abendessen Andeutungen zu machen, die ihre Familie darauf schließen ließ, dass etwas Besonders in der Zaubererwelt vor sich ging. Und dass sie, Bellatrix, die älteste und schönste der drei Schwestern, eine bedeutende Rolle in dieser Bewegung spielte.

Ihr Bauch kribbelte und sie biss sich auf die Lippe, dann küsste sie das Bild des Dunklen Lords und schob es unter das Kissen.

„Zissy, hilfst du mir kurz?“, rief Irma aus der Küche. Ihrer Großmutter ähnelte Narzissa, im Gegensatz zu ihrer eigenen Mutter, sehr. Man konnte sich leicht ausmalen, wie sie in sechzig Jahren aussehen würde, wenn sie neben Irma Black stand.

Irma war eine störrische und schnippische alte Frau, die allerdings um einiges sanftmütiger war als ihre Tochter Walburga. Besonders, wenn es um ihre Enkeltöchter ging, war sie durchaus fähig, Liebe und Fürsorglichkeit zu zeigen, viel mehr als deren eigene Mutter.

Sie hatte alle Hände voll zu tun, Geschirr sauber zu zaubern und Charis und Lucretia beim Vorbereiten des Truthahns zu helfen.

Narzissa gehorchte und nahm ihr eine große Schüssel mit etwas darin ab, das aussah wie eine Mischung aus Flubberwurmschleim und Steinen. Sie wollte gar nicht erst wissen, um was für eine Speise es sich bei dieser Kreation handelte.

„Zissy, komm doch mal her!“, rief Charis, nachdem Narzissa die Schüssel auf die große Tafel in der Stube des fürnehmen Hause Blacks gestellt hatte. Wieder eilte sie herbei.

„Hör mal, ich hab gehört, du verstehst dich gut mit dem Spross der Malfoys?“ Wie sie das so sagte, mit diesem fordernden Blick in den blassen Augen, erinnerte sich Narzissa auf einmal wieder lebhaft an die Zeit, in der sie Lucius noch nicht gemocht hatte.

„Ja, ich denke schon. Wir sind ganz gute Freunde.“, sagte Narzissa leise.

„Schön finde ich das. Ich kenne die Malfoys schon sehr lange. Eine tolle Familie.“ Charis zwinkerte Narzissa zu. „Halt dich an den Jungen.“, flüsterte sie.

„Natürlich.“, sagte Narzissa. An wen auch sonst. Keiner in der Familie wusste, wie schwer sie es stets in Hogwarts gehabt hatte. Ohne Freunde, und dann der plötzliche Noteneinbruch in der Mitte des Halbjahres. Gut, dass Lucius ihr geholfen hatte. Dass sie sich durch die Freundschaft mit ihm zum ersten Mal in ihrem Leben vollkommen wohl im Schloss fühlte, interessierte hier niemanden.

„Nein, ich meine, *halte dich an ihn*.“ Charis zwinkerte ihr zu. „Am besten für immer. Kann nicht schaden, wenn man sich früh genug Gedanken um seine Zukunft macht.“

„Was meinst du?“, fragte Narzissa, obwohl sie schon ahnte auf welche stupide, schreckliche Forderung ihrer unliebsamen Verwandten hinauslief.

Und tatsächlich. „Eine spätere Ehe mit ihm wäre von größtem Vorteil!“ Charis lächelte.

Narzissa drehte sich der Magen um. Sie fühlte sich peinlich berührt und bloßgestellt und das Blut schoss ihr augenblicklich in die Porzellanwangen. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, ließ sie ihre Verwandte stehen und setzte sich schon lange vor Beginn des Abendessens mit Regulus und dessen Opa Arcturus an die Tafel. Sie versuchte, die bloßstellenden Worte von Charis zu verdrängen, aber wie das so ist, wenn man so etwas gesagt bekommt, kam auch sie nicht umhin, ständig wieder das bittere Szenario einer Hochzeit zwischen Malfoy und ihr durchzuspielen. Das war vollkommen idiotisch und eines stand fest: Dazu würde es ganz sicher nie kommen.

Endlich ließ Orion die Glocke zum Beginn des Festmahls mit einem Zauber erklingen. Sirius stürmte herbei und Andromeda nahm neben ihm Platz, am anderen Ende des Tisches klemmte sich Bellatrix zu ihrer Mutter und ihrem Vater und Narzissa blieb einfach an ihrem Platz sitzen, auch, wenn sie sich ein bisschen darüber ärgerte, als Pollux und Charlus neben ihr Platz nahmen. Die beiden Streithähne, die sich schon seit Beginn der Familienfeier wegen den dümmsten Kleingkeiten in den Haaren hatten, hörten auch mit dem Diskutieren nicht auf, als sie es über Narzissas Kopf hinweg tun mussten. Wieder einmal fühlte sie sich, als wäre sie aus Glas. Unsichtbar. Oder einfach gar nicht wirklich da.

„Potter, du Idiot, jetzt gib endlich zu, dass du Grahams zum Minister wolltest!“, bellte Pollux. Der Großvater der Schwestern war einer der größten Verfechter des reinen Zaubererblutes. Alle in der Familie folgten der Ideologie, dass Zauberer sich auf keinen Fall mit Halbblütern oder gar Muggeln verbinden sollten. Sie empfanden es als eine Schande, als unnatürlich und abstoßend, und wenn sie es schon so radikal sahen, sah Pollux es um einiges radikaler.

Er würde besonders stolz auf sie sein, wenn sie ihm erzählte, was sie bei Vollmond im Verbotenen Wald tat, das wusste Bellatrix.

„Ach Quatsch, Pollux, du weißt ganz genau, dass ich Eddins von Anfang an für den richtigen Mann hielt.“, keifte Charlus zurück. „Du willst mir bloß wieder unterstellen, dass ich Muggelstämmige verteidige.“

„Wiederlich!“, krächzte Pollux bei dem Wort. „Ich meine nur, unter Grahams hätten die Squibs es vielleicht nochmal versucht, und der wäre weitaus toleranter gewesen als Leach. Aber nicht mal der hat unterbinden können, dass die sich letztes Jahr aufgelehnt haben. Squib-Rechte, wenn ich das schon höre. Eine Sumpfhexe hat mehr Rechte verdient als die.“

„Bitte erinnere dich, wer der Allianz von Reinblütern beigewohnt hat, die den Squibs Einhalt geboten haben.“ Charlus versuchte jetzt, den Streit zu schlichten, aber Pollux ließ nicht ab.

„Na und?“, brüllte er. „Du wohnst mit meiner Schwester in einem fast ausschließlich von Muggeln bewohnten Ort! Du kannst nicht mal in deinen Vorgarten gehen, ohne beschmutzt zu werden von den Grüßen des niederen Volkes.“

Daraufhin entgegnete Charlus nichts mehr. Die ganze Familie schwieg und wartete darauf, dass entweder der Streit weiterging oder Lucretia endlich den Truthahn servierte. Die meisten hofften natürlich, dass ersteres eintrat.

„Ich hab von Anfang an gesagt, nehmt Riddle.“, sagte Pollux schließlich.

Riddle. Beim Klang dieses Namens überkam Bellatrix ein wohliger Schauer. Ein Stechen in der Bauchgegend zauberte ihr ein Lächeln aufs Gesicht. Das war ihr Stichwort.

„Tom Riddle?“, fragte sie und ließ sich dabei jeden Buchstaben wie süße Eiscreme auf der Zunge zergehen.

„Genau der.“, sagte Pollux und nickte Bellatrix zu.

„Aber der hat schon vor längerem Nein gesagt. Der will nicht.“, sagte Cassiopeia plötzlich. „Warum auch

immer. Er wäre der beste Mann für den Job gewesen.“

„Ganz genau.“, sagte Pollux. „Er und kein Anderer. Selten hat die Welt einen Zauberer wie ihn gesehen.“

Bellatrix tat bereits das Gesicht vom Lächeln weh. Dieses Gefühl, das man hat, wenn man mehr weiß als die Anderen, wenn man Klarheit besitzt, während sie im Dunkeln tappen, war pure Macht.

„Besser als Grindelwald und dieser Schnösel Dumbledore zusammen.“, sagte Alphard, der Onkel der Schwestern, der erst vor kurz vor Einläuten des Essens in der Küche appariert war. Er lächelte schief.

„Unvergleichlich mit einer Vogelscheuche wie Dumbledore.“, lachte Irma.

Andromeda hätte noch vor einem Jahr mitgelacht. Aber jetzt, sie wusste nicht, ob es nur an ihrem Gespräch in seinem Büro lag, oder daran, dass sich ihre Einstellung zu vielen Dingen in letzter Zeit auf teils unerklärliche Art und Weise zu ändern begonnen hatte, fühlte sie sich beleidigt, als sie zuhören musste, wie ihre Familie über Dumbledore herzog. Sie wollte das nicht. Sie wünschte sich, dass sie mitlachen und sich das Maul über ihn und Konsorten zerreißen konnte und tatsächlich zwang sie sich auch, über die weiteren Witze auf seine Kosten zu lachen, aber sie meinte es lang nicht mehr ernst. Sie wollte es nicht wahrhaben, doch hier, inmitten ihrer einst so heißgeliebten Familie, fühlte sie sich plötzlich wie eine Fremde. Nur Sirius neben ihr schaute sie aufmunternd an. Er sah, dass ihr Lächeln nicht ehrlich war.

„Ich frage mich, was Riddle jetzt macht.“, sagte Pollux.

Jetzt musste es raus. Bellatrix hatte das Glas in ihrer Hand so fest gedrückt, dass es eingebrochen war. Ihre Handfläche blutete und niemand bemerkte es.

„Dazu kann ich etwas sagen!“, rief sie mit zitteriger Stimme. „Es ist nämlich, so, dass-“

„Er ist *Lord Voldemort*.“, sagte plötzlich eine andere Stimme, die Bellatrix noch vor Beendigung ihres Satzes übertönte. „Er versammelt Anhänger um sich, welche die Ideologie des reinen Blutes vertreten und machthungrig genug sind, um mit ihm die ganze Zaubererwelt und vielleicht auch die der Muggel zu verändern.“

Die ganze Familie starrte gebannt auf die Lippen des Mannes, der soeben gesprochen hatte: Alphard Black lächelte selbstgefällig in die Runde und fuhr fort.

Scherbenschnitt

„Bald wird ihn niemand mehr als Tom Riddle kennen. Dieser Name wird in Vergessenheit geraten, weil das, was er inzwischen geworden ist, all das, was seine frühere Persönlichkeit ausgemacht hat, in den Schatten stellt. Nie hat die Welt einen so mächtigen Zauberer gesehen. Bald wird sich alles ändern, das verspreche ich euch.“

„Wie meinst du das?“, hakte Pollux nach. „Mein Sohn, wieso hast du mir nie davon erzählt? Was weißt du, was wir nicht wissen?“

„Nun. Es begann vor einiger Zeit. Nachdem Tod Riddle sich zurückgezogen hatte, hat er erst begonnen, den Weg für das zu ebnen, was in Zukunft geschehen wird. Er hat begonnen, sich vorzubereiten, die Zaubererwelt in zu verändern. Und mit ihr, wenn es nicht anders geht, wobei er das doch auch eigentlich anstrebt, in einen Krieg zu ziehen, die magischen Linien vom Schmutz der Unwürdigen zu reinigen und die Magie als das zu nutzen, was sie ist: Macht.“ Alphard ließ das Wort eine Weile so über den Köpfen seiner angespannten Verwandten stehen, dann fuhr er fort. „Er hat begonnen, im Untergrund Leute um sich zu scharen, die bereit sind, ihm in seinem Kampf beiseite zu stehen. Reinblüter, mächtige Zauberer und Hexen, die er im Geheimen dafür ausbildet. Aber das ist nicht alles. Er selbst setzt alles daran, zum größten aller Zauberer zu werden. Und was die wenigsten wissen: Er ist es, der damals die Kammer des Schreckens geöffnet hat. Bereits in seiner Schulzeit hat er das Ziel verfolgt, das Slytherin vor Jahrhunderten gesetzt hat. Slytherin, der übrigens einer seiner Vorfahren ist.“

Ein Raunen ging durch die Familie. Sie flüsterten aufgeregt durcheinander, bis Alphard weiter redete.

„Ich darf eigentlich nicht öffentlich darüber reden. Ich genieße des volle Vertrauen des Dunklen Lords. Aber hier weiß ich, dass ihr alle auf seiner Seite seid. Auf unserer Seite, der Seite der Todesser. Wir sind die Anhänger des Dunklen Lords und ich möchte euch, meine liebe Familie, ganz herzlich dazu einladen, einem unserer Treffen beizuwohnen. Glaubt mir, das ist eine ganz große Sache. Das größte, was die Zaubererwelt je erlebt hat.“

Wieder sogen alle erstaunt die Luft ein.

„Fantastisch...“, murmelte Cassiopeia. „Darauf habe ich gewartet.“

„Wieso hast du das nicht früher gesagt?“, fragte Caspar.

„Ich wusste es, ich wusste es.“, murmelte Irma. „Lord Voldemort. Magie ist Macht. Oh ja.“

„Ich bin ja so stolz auf dich, mein Junge!“, sagte Pollux.

Alphard lächelte. „Ich will ja nichts sagen,“, feixte er, „aber der Dunkle Lord selbst hat mich offiziell zu seinem engsten Vertrauten gemacht.“

Jetzt ertönte ein einheitliches „Oooh“ und „Aaah“ und Cassiopeia und Charis klatschten verzückt in die Hände.

„Mein Junge!“, staunte Pollux.

„Er lehrte mich Zauber, die niemand von euch je gesehen hat und nahm mich mit auf eine ganz besondere Reise. Ich will nicht zu viel verraten, aber Lord Voldemort ist in Besitz eines der wertvollsten Artefakte der magischen Geschichte, und dieses haben wir gemeinsam in eine Höhle am Meer versteckt, denn dieser Gegenstand birgt ein mächtiges Geheimnis.“

„Erzähl mehr, erzähl mehr!“, bat Regulus.

„Oh nein, mein Kleiner, das darf ich nicht. Wie ich bereits gesagt habe, ich bin der engste Vertraute des Dunklen Lords und darf keinesfalls mehr verraten, als er mir erlaubt hat zu sagen. Sonst könnte das üble Konsequenzen haben. Ihr habt keine Vorstellung, wie mächtig er ist.“

„Der Truthahn ist fertig!“, schallte es aus der Küche und sofort eilte Lucretia mit der großen Platte herbei. Goldbraun gebrannt und vor Fett triefend lag darauf der von Caspar und Charis getötete Prachtvogel.

Keiner würdigte ihn oder seine Köchin eines Blickes. Sie alle starrten noch immer Alphard an. Während seines ganzen Vortrages hatten sie nur ihm gelauscht, hatten nur ihn angesehen. Alles, woran sie gedacht oder was sie gefühlt hatten, waren seine Worte gewesen. Nie hatten sie so etwas Spannendes gehört. Alle hatten sie ihm gebannt gelauscht, hatten sich an seinen Worten erfreut.

Nur drei von ihnen nicht.

Narzissa hatte zwar gelauscht, aber das weitaus weniger gespannt, weil sie all diese Geschichten, bis auf

die mit dem magischen Artefakt und der Höhle bereits von Bellatrix gehört hatte. Sie hatte sich umso mehr mit den immer wiederkehrenden Gedanken an Lucius herumschlagen müssen.

Andromeda hatte nicht zugehört. Als der Name Tom Riddle gefallen war, hatte sie sofort zu ihrer großen Schwester geschaut. Und trotz der vielen aufkeimenden Zweifel an der Beziehung zu ihr hatte sie augenblicklich Mitleid verspürt, als ihr Onkel Bellatrix über den Mund gefahren war und das erzählt hatte, was sie wahrscheinlich eigentlich hätte sagen wollen. Ja, Bellatrix tat Andromeda auf einmal schrecklich Leid. Sie hatte sich gewünscht, sie umarmen zu können, weil sie das so lange nicht getan hatte und weil sie sich vorstellen konnte, wie es für Bellatrix war, von Alphard zu hören, dass er der engste Vertraute des Dunklen Lords war, wenn sie sich stets für Selbige gehalten hatte. Andromeda hatte auch als Einzige das Blut an Bellatrix' Hand hinab rinnen sehen. Zu gerne hätte sie etwas zu ihr gesagt, aber sie brachte kein Wort zustande.

Bellatrix selbst hatte den Schmerz in ihrer Hand nicht gespürt. Die Scherben steckten inzwischen tief in ihrem Fleisch, aber alles was, sie fühlte, war Wut. Heiße, nackte Wut. Sie wollte ihren Zauberstab zücken und Alphard zum Schweigen bringen, aber sie schaffte es nicht einmal, ein einziges Wort zu sagen, um seinen verdammten Redefluss zu unterbinden. Und als er von der Reise zu der Höhle erzählte und stolz eröffnete, dass er dem Dunklen Lord nah stand wie kein Anderer, sich Bellatrix' Wut kurz in Trauer, dann in Eifersucht und schnell wieder in eine noch viel größere Wut verwandelte, da zweifelte sie sogar daran, je wieder sprechen zu können. Ihr Hals war trocken, ihre Augen tränten. Statt Lucretia auf ihre Frage, wie viel Löffel Mondkalbmett sie zum Truthahn wollte, zu antworten, riss sie sich ohne jegliches Gefühl darin die Scherbe aus der Hand, stand auf und lief schluchzend davon, viel Blut und erschrockene Familienmitglieder zurücklassend.

Salz, Fleisch und Blut

Andromeda wusste nicht, was sie tat, als sie aufstand und ihrer Schwester hinterherrannte.

„Dro, komm zurück, es gibt doch jetzt Essen!“, rief Sirius hinter ihr her, aber Andromeda war der Appetit schon wieder vergangen. Die ganze Familie starrte ihr nach, als sie Bellatrix die Treppen hoch folgte.

„Was ist denn nur los mit den Mädchen?“, fragte Cygnus seine Frau.

„Was weiß ich.“, maulte Druella. „Die haben Launen.“

„Soll ich mal nach ihnen sehen?“, fragte Irma in die Runde.

„Bitte iss doch erstmal, Mutter.“, sagte Cygnus. „Es schmeckt vorzüglich.“

„Danke, Charis und Caspar.“, sagte Cassiopeia. Ihre irren Augen huschten umher. „Und danke auch dir, Lucy, für dieses herrliche Festmahl.“

„Gerngeschehen.“, sagte Lucretia und schob sich einen riesigen Brocken Fleisch in den Mund.

„Nein ehrlich, das mit den Mädchen lässt mir keine Ruhe.“, hauchte Irma. „Vielleicht sollte ich wirklich mal nach ihnen sehen. Bella war ja ganz außer sich. Und Andromeda kommt mir sowieso ganz komisch vor in letzter Zeit.“

„Ach Quatsch.“, bellte Cygnus. „Jetzt iss und sei leise, Mutter. Druella wird gleich nach ihnen sehen.“

Bellatrix hatte die Tür des Gästezimmers mit einem Zauber verriegelt, aber Andromeda brauchte nicht lange, um sie wieder zu öffnen. So, wie sie ihre Schwester vorfand, hatte sie sie noch nie erlebt. Klein und verletzlich, zu einem schwarzen Bündel auf den Decken des Bettes zusammengerollt lag sie dort und weinte bitterlich in das Kissen hinein, dass sie sich wie ein Schild vor die Brust geklemmt hatte. Dennoch war dieser befremdliche Anblick ganz anders als der, den sie Andromeda bei ihrem Angriff auf Ted geboten hatte. Diese noch unbekannt Seite von Bellatrix schien wieder mit dem Bild der lieben, wenn auch leicht wahnsinnigen, großen Schwester zu harmonieren, das Andromeda stets von ihr gehabt hatte. Und das Mitleid, das schon in der Stube in ihr aufgekeimt war, steigerte sich ins Maßlose. Alles, was Andromedas Seele jetzt begehrte, war die Stärke, zu Bellatrix zu schreiten und sie zu umarmen, wie sie es früher getan hätte. Sie wollte, dass Bellatrix ihr Gesicht in ihren Haaren vergrub und weinte, sie wollte die salzigen Tränen ihrer Schwester auf ihrem Kleid, wollte den Geruch ihrer Haut in der Nase und den dunklen Schleier ihrer Trauer auch auf ihrem Herzen spüren. Sie wollte ihr Leid teilen, wollte ihr die Last der Enttäuschung abnehmen. Auch, wenn sie wusste, dass Bellatrix lang nicht mehr versuchen würde, im Gegenzug sie zu trösten, weil sie im Gegenteil sogar der Grund für ihre Trauer war. Andromeda fühlte sie wieder, die Liebe zu ihrer Schwester, auch wenn die sie vor Wochen mit jenem Blick in in sich selbst getötet hatte.

„Bella...“, hauchte Andromeda und fiel vor dem Bett auf die Knie. Sie legte den Kopf auf die Matratze und schaute ihrer Schwester in das von Tränen benetzte Gesicht. „Meine Bella...“

Bellatrix schluchzte weiter.

„Ich kann dich verstehen, Bella. Es tut mir so Leid für dich. Ich kann mir vorstellen, wie weh das tut.“

„Kannst du nicht.“, heulte Bella. „Du hast *keine Ahnung*, wie das ist.“

„Doch, Bella, ich weiß, dass es wehtut.“ Andromeda dachte an Ted, daran, wie sehr ihr Herz bei dem Gedanken schmerzte, ihn nicht mehr treffen zu können. Sie erinnerte sich an den Kuss und wünschte sich zurück in den Wald.

Alles um sie herum war leise. Es war ein nahezu beiläufiger Gedanke, der plötzlich in ihr hochkam, aber hier, bei ihrer Schwester auf dem Boden hockend, mit all dem Schmerz in sich, gestand sich Andromeda ein, dass sie ruhig weiter dagegen ankämpfen konnte, aber längst gefallen war. Sie hatte nicht gedacht, dass es so geht. Sich verlieben. Sie hatte stets gedacht, Gefühle kommen mit der Zeit. Vertrautheit aus Gewohnheit, sich langsam anbahnende Zärtlichkeit. Aber nach nur einem Kuss, der nicht hätte stattfinden dürfen, nach nur dieser kurzen Zeit, war es geschehen. Sie hatte sich in Ted verliebt und es gab keinen Weg, das zu bestreiten. Sie war sich so albern vorgekommen, als sie vorher darüber nachgedacht hatte und weil das auf keinen Fall sein durfte, hatte sie den Gedanken auch stets verdrängt. Aber den Schmerz, den sie spürte, weil sie wusste, dass es nie ein gutes Ende nehmen könnte, der Schmerz, der jetzt in ihr hochkam, weil auch ihre Schwester vor der Tatsache stand, dass jemand, der ihr am Herzen lag, nicht bei ihr war, sie enttäuscht hatte und es

unmöglich war, mit ihm auf die Art und Weise vereint zu sein, wie sie es sich wünschte, war Beweis genug. Beweis dafür, dass das, was sie nie erwartet hatte, das, was nie geschehen durfte, längst geschehen war. Und in diesem Moment kam sich Andromeda nicht albern vor, nicht kindisch und voreilig. Sie nahm es einfach so hin, akzeptierte den Gedanken.

Auch, wenn es zwei völlig verschiedene Situationen waren, in denen sie und ihre Schwester sich befanden, so war sich Andromeda doch sicher, dass es sich gleich anfühlte.

Noch viele Jahre später würde sie sich an diesen leisen Moment im Haus der Blacks erinnern. Es war der erste Moment, in dem sie Ted liebte. Und der letzte, in dem sie Bellatrix liebte.

„Es ist, als ob jemand einen stumpfen Löffeln genommen hat und dir den Brustkorb ausgehöhlt hat.“, sagte sie leise zu ihrer großen Schwester. „Und alles, was du willst ist, dass es aufhört, wehzutun. Aber du weißt, dass der Weg, der zur Linderung deiner Schmerzen führt, unbegebar ist.“

Sie streckte die Hand aus, um Bellatrix' Gesicht zu streicheln, aber da rappelte sich diese urplötzlich auf. Sie schlug Andromedas Hand mit aller Kraft weg und stieß sie zu Boden.

„Halt deine verdammte Schnauze!“, brüllte sie aus ganzer Kehle. Ihre Stimme überschlug sich und in ihren Augen flammte wieder der kalte Wahnsinn auf, selbst, wenn sie noch immer träneten.

„Bellatrix, nein!“, rief Andromeda und drückte sich gegen die Wand. Jetzt weinte auch sie.

„Halt die Schnauze!“, brüllte Bellatrix. „Halt die Schnauze!“, immer und immer wieder.

„Bella, hör auf damit!“, schluchzte Andromeda. *Du machst mir Angst*, wollte sie sagen.

„Du wagst es, mich mit deinen schmutzigen Fingern anzufassen?“ Nie hatte Bellatrix so geschrien. Der Blick, der Andromeda schlaflose Nächte bereitet hatte, war in Bellatrix' Augen zurückgekehrt. Als wäre sie nicht ihre Schwester, als teilten sie nicht Fleisch und Blut. Bellatrix schaute auf Andromeda, als wäre sie ein Stück Dreck und noch weniger als das. Sie heulte und schluchzte, aber als sie weiter schrie, zierte ein irres Lächeln ihre blutrot geschminkten Lippen. „Schande über dich! Du meinst, du weißt, wie es sich anfühlt? Einen Scheißdreck weißt du, du dreckige Schlammluthure!“

Andromedas Herz drohte zu zerreißen. Ein Schlag ins Gesicht hätte nicht mehr wehgetan.

„Bella...“, flüsterte sie. „Bella, sag so etwas nicht.“

„Schnauze!“, kreischte Bella. „Das ist es doch, was du bist! Eine Hure, eine schmutzige, verdammte Hure, die sich an das Schlammblood Ted Tonks verkauft hat! Tu nicht so, als ob du unglücklich bist, du hast keinen Grund dazu! Du weißt nicht, wie sich das anfühlt! Du weißt nur, wie es sich anfühlt, die verdreckte Zunge eines Schlammbloods im Hals stecken zu haben! Hure!“

Noch nie zuvor hatte jemand Andromeda auf diese Weise beleidigt. Ganz plötzlich erinnerte sie sich an ein Weihnachtsfest vor vielen Jahren, als sie sich mit Bellatrix um ein Kleid gestritten hatte, das Callidora genäht hatte. Sie hatte insgesamt drei genäht, aber die älteren Schwestern wollten beide das seidige Blaue haben. Am Ende hatte es natürlich Bellatrix bekommen und da hatte Andromeda sie aus Wut eine hässliche Diebin genannt. Bellatrix war furchtbar beleidigt gewesen, aber eine Woche später war Andromeda in ihr Zimmer gekommen und hatte auf dem Bett das blaue Kleid vorgefunden, mit einem Brief von Bellatrix. Hier hast du dein dummes Kleid. Beleidige mich nie wieder hatte darin gestanden. Ich hab dich lieb. Deine große Schwester.

Andromeda war in Tränen ausgebrochen und sofort in Bellatrix' Zimmer gerannt, wo die beiden Mädchen sich weinend in den Armen gelegen hatten und einander schworen, sich nie wieder zu beleidigen und nie wieder zu streiten. Streit gab es danach noch oft genug, aber stets blieb er ohne Beleidigungen und sie vertrugen sich schnell genug wieder.

Das war sie gewesen, ihre große Schwester. Das, was jetzt vor Andromeda stand, war das verzerrte Bild eines hübschen Mädchens mit so viel Hass in den Augen, dass es auf einmal schrecklich hässlich wirkte. Das war nicht ihre Schwester.

„Wie war es, hm?“, fragte Bellatrix und lachte ein vom Heulen ganz krächzendes Lachen. „Hat es dir gefallen? Wie fühlt es sich an, Schmutz zu küssen?“

Andromeda starrte Bellatrix mit wässrigen Augen an.

„Ja, ja.“, lachte diese. „Jonah hat euch gesehen. Ich hab ihm gesagt, er soll dich im Auge behalten. Er hat's gern gemacht, glaub mir. Er steht auf dich. Schade, dass er nicht dein Typ ist. Du stehst ja eher auf Ratten und den Abschaum unserer Gesellschaft.“

Natürlich. Jonah war nicht krank gewesen. Als Andromeda den Unterricht geschwänzt hatte, war er ihr gefolgt, doch er hatte ihr Spur verloren. Dann, im Gemeinschaftsraum, hatte sie ihn getroffen. Er hatte sie

angelogen und wusste genau, dass auch sie log. Und dann, als sie mit Ted im Wald gewesen war. Er war es gewesen, dem Ted gefolgt war. Er hatte sie gesehen und verraten, wie Andromeda es befürchtet hatte. Es war Jonah Macnaire gewesen.

„Sag schon, Dro, wie ist es? War es schön? War es romantisch?“ Bellatrix lachte laut auf.

„Bella, hör auf.“, flehte Andromeda ein letztes Mal. „Bitte, bitte hör auf!“

„Bist du verliebt, Dro-Dro? Bist du verliebt in Teddy Tonks?“ Bellatrix beugte sich zu Andromeda herunter, sah ihr tief in die Augen. Sie flüsterte: „Liebst du ihn?“ Und dann wich sie wieder zurück und brüllte, lauter noch als je zuvor: „Liebst du ihn!“

Andromeda konnte sich nicht erinnern, in ihrem Leben jemals so viel geweint zu haben. Sie drückte sich gegen die Wand hinter ihr, wünschte sich, darin verschwinden zu können. Sie hatte Angst, Bellatrix würde jeden Moment ihren Zauberstab zücken und auf sie richten. Sie war unberechenbar.

„Ich kann dir sagen, wie das enden wird!“, schrie Bellatrix. „Erinnerst du dich an Cedrella? Grandpas Cousine? Sie hat sich von einem Muggel schwänger lassen. Zwei Wochen später war sie tot. Kein Mensch weiß mehr, wie ihr Gesicht aussieht, nachdem Tante Walburga es für Grandpa aus dem Wandteppich gebrannt hat. Und was ist mit Marius? Vielleicht erinnerst du dich an seinen Namen. Er war Dads Onkel. Er hat sich für Muggelrechte eingesetzt. Sein Gesicht zierte hunderte von Kampagnenplakaten für die Einführung von Muggelbotschaftern. Von unserem Familienstammbaum wurde es allerdings mit Flammen entfernt. Ich schätze mal, er liegt auch schon unter der Erde. Willst du so enden, Andromeda?“

Andromeda kannte all diese Geschichten. Sie wusste Bescheid über die Verstoßenen, sah die Brandlöcher im Wandteppich und es wäre gelogen, würde sie behaupten, sie hätte nicht schon vorher daran gedacht, bald auch ihr eigenes Bild in Flammen aufgehen zu sehen und für die Nachfahren ihrer Verwandten unkenntlich gemacht zu wissen.

„Noch kannst du zur Vernunft kommen!“, hauchte Bellatrix.

Andromeda nickte. Sie wusste nicht wieso, aber sie nickte. Sie wollte nicht mehr beleidigt werden, wollte nichts mehr hören. Sie wollte nur noch weg.

„Willst du vernünftig sein?“, fragte Bellatrix mit verstellter hoher Stimme.

„Ja...“, weinte Andromeda. „Ja, ich will vernünftig sein. Und jetzt bitte, bitte, lass mich gehen.“

„Ich glaube dir nicht.“, sagte Bellatrix hart. „Und um ehrlich zu sein sehe ich keine Chance mehr für dich. Du hast dich bereits beschmutzt.“

Andromeda weinte bitterlich und Bellatrix weidete sich an ihrer Schwäche.

„Du bist eine *Hure*.“, flüsterte sie. „Du bist nicht meine Schwester.“

„Was ist hier los?“ Die Tür sprang auf und Druella trat ein. Sie schaute Bellatrix an, die sofort ihr liebstes Festtagsgesicht auflegte. Der Wahnsinn in den Augen allerdings blieb, jedoch schien Druella den nicht zu bemerken. Sie schaute voller Schreck auf ihre andere, am Boden kauende Tochter, die nicht aufhören wollte, zu weinen.

„Dro, was ist denn geschehen?“, fragte sie und beugte sich zu ihrer Tochter, um ihr aufzuhelfen.

„Ich glaube, sie hat Liebeskummer, Mama.“, hauchte Bellatrix.

Verdutzt schaute Druella ihre jüngere Tochter an. „Liebeskummer?“, fragte sie.

„Ja, ja. Er heißt Ted Tonks.“, sagte Bellatrix mit süßlicher Stimme. Sie wand den Blick nicht von Andromeda.

Innerlich flehte Andromeda Bellatrix an, nichts zu sagen. All ihr Flehen legte sie in ihre Augen, sie bat mit all ihrer Kraft darum, dass sie ihrer Mutter nichts verriet. Bellatrix nickte, als würde sie verstehen und für eine Sekunde war Andromeda fast erleichtert.

Aber nur, damit der Schock, der sie dann lähmte, umso intensiver war.

„Er ist ein Schlammbhut, Mama.“, sagte Bellatrix. „Und Dro hier liebt ihn.“

Familienfeuer

„Andromeda, was redet sie da?“, fragte Druella und starrte ihre noch immer am Boden liegende Tochter mit weit aufgerissenen, schwarzen Augen an. „Was meint Bellatrix?“

Bellatrix war nach ihren letzten scharfen Worten aus dem Raum gegangen. Selbstgefällig hatte sie die Tür hinter sich zugezogen. Kurz bevor sie ins Schloss gefallen war, hatte sie Andromeda mit einem Lächeln bedacht. Einem Lächeln so kalt und durchtrieben böseartig, dass Andromeda sich nicht gewundert hätte, wenn ihr Herz von der Kälte darin zu schlagen aufgehört hätte. Wenn Blicke töten könnten, hätte Bellatrix sie damit schon zum dritten Mal umgebracht. Es war außerdem das Lächeln einer skrupellosen Kämpferin, die sich ihres Sieges sicher war. Was sie besiegt hatte war das, wofür sie einst gekämpft hatte.

„Ist das wahr, was Bellatrix sagt?“ Druella griff grob nach dem Arm ihrer Tochter und riss sie in einem Zug auf die Füße. „Schau mich an.“, keifte sie, „Schau mich an und sag mir, ob es stimmt, was sie gesagt hat.“

Es machte keinen Sinn, zu lügen. Bellatrix war die Ältere, seit jeher die liebste Tochter ihrer Eltern. Egal, worum es ging, man würde stets ihr glauben, und nicht Andromeda. Außerdem war Andromeda schwach. Zu schwach, um Widerstand zu leisten. Sie musste sich ergeben, sie wollte kein Spiel spielen, wie Bellatrix es tat, als sie Jonah auf sie angesetzt hatte und sie nun an ihre eigene Mutter verriet.

Also nickte sie. Kaum merklich, aber es kostete sie alle Überwindungskraft.

„Nein...“, keuchte Druella. „Was fällt dir ein? Kannst du mir das bitte erklären?“

Ohne eine Antwort abzuwarten oder sonst irgendwie zu versuchen, mit ihr über die Angelegenheit zu sprechen, holte Druella aus und schlug ihre Tochter mit der flachen Hand ins Gesicht. Sie brauchte keinen expliziten Grund. Nie hatte sie sich wirklich mit den Problemen und Leben ihrer Töchter auseinandergesetzt. Selbst wenn sie wütend gewesen war, erschienen ihre Gründe dafür nahezu willkürlich.

Andromeda ließ die Schelte über sich ergehen und blickte beschämt zu Boden. Nach allem, was ihr beigebracht wurde, hatte sie die Ohrfeige verdient. Trotzdem war sie geschockt.

„Du liebst ein Schlammbhut, so, so!“ Druella trat einen Schritt von ihrer Tochter weg, die Hand, mit der sie sie geschlagen hatte, noch immer erhoben. „Gehst du mit ihm?“

„Nein, Mutter.“, sagte Andromeda. „Und ich liebe,-“ *ihn auch nicht*, wollte sie sagen, aber das wäre im Grunde gelogen, so unglaublich ihr selbst das auch erschien. Liebe war ein furchtbar großes Wort und sie war sich nicht sicher, ob sie die überhaupt für jemanden, den sie erst seit so kurzer Zeit kannte und erst einmal geküsst hatte, egal, wie bedeutsam ihr dieser Kuss erschienen war, empfinden konnte. Eher nicht, das wusste sie, und sie war die Letzte, die so voreilig mit solchen Bezeichnungen um sich schmiss, aber sie konnte nicht leugnen, dass ihr Herz wild schlug, wenn sie an Ted dachte, dass sie ihm nah sein wollte und ihn, auch ohne ihn wirklich zu kennen, durch und durch für sich wollte. Sie war, das hatte sie eben erst gemerkt, ganz heftig verliebt in ihn und unter normalen oder einfach anderen Umständen hätte sie dieses Gefühl durchaus in einer noch heftigeren Liebe münden sehen wollen. Aber dazu würde es nie kommen.

„Schläfst du mit ihm?“, donnerte Druella.

Andromeda schnappte nach Luft. „Nein.“, brachte sie hervor. Die Vorstellung allerdings... Sie spürte, wie erneut Tränen aufwallten, als sie sich verbat, in dieser Weise an Ted zu denken. Sie durfte gar nicht mehr an ihn denken. Das hier war das Ende von etwas, was noch nicht einmal begonnen hatte.

„Gut. Hör auf, dich mit ihm zu treffen. Und hör auf, an ihn zu denken.“, sagte Druella mit harter Stimme, als hätte sie in den Kopf ihrer Tochter gesehen.

„Ja, Mutter.“, flüsterte diese.

„Du weißt, so etwas führt zu nichts gutes. So etwas ist absolut unerwünscht und zudem furchtbar widerlich.“

„Ted ist ein Zauberer, Mama, er geht mit mir nach Hogwarts, er ist kein Muggel.“, zischte Andromeda, ohne es überhaupt zu wollen. Sie verteidigte Ted.

„Nimmst du ihn in Schutz?“, schrie Druella. „Muggel hin oder her, sein Blut ist nicht rein und eine Verbindung mit einem Jungen wie ihm ist undenkbar für die Familie. Ich weiß, die Zeiten von Zwangshochzeiten sind nun mal vorbei, aber man darf doch sehr darum bitten, dass die Ehre einer würdigen Zaubererfamilie erhalten wird. Und wo triffst du schon eine Familie wie die Blacks. Alle großen Zauberer des Landes finden sich in einer Abzweigung unseres Stammbaums. Toujours pur, Andromeda, denk dran.“

Wie sie dieses Motto zu hassen gelernt hatte. Durch alle Trauer und Angst brach nun Wut in Andromeda aus.

„Hör zu, mein Kind.“ Zum ersten Mal seit langem lag plötzlich etwas mütterliches in Druellas Ton. „Ich weiß wie das ist, wenn du verliebt bist und nicht mit ihm zusammen sein kannst. Nicht, dass ich je für ein Schlammbrot geschwärmt hätte. Trotzdem. Liebeskummer ist bitterer als jeder Zaubertrank! Aber am Ende wirst du schon noch sehen, dass es sich lohnt, jemand so Ehrlosen besser unter Seinesgleichen zu lassen und Ausschau zu halten nach einem Jungen, der voll und ganz zu dir passt. Aber ich kam zur Vernunft. Schau mich und deinen Vater an.“

„Du und Dad.“, keuchte Andromeda. „Ihr...“ Am liebsten hätte sie ihrer Mutter vorgehalten, wie sie und ihr Ehemann es geschafft hatten, drei Kinder in die Welt zu setzen, ohne diese und einander überhaupt wirklich zu lieben. Sie hätte ihr am liebsten gesagt, dass sie gar nicht wusste, was Liebe ist, sonst hätte sie es ihren Töchtern besser beibringen können. Hätte sie öfters Liebe gezeigt, wäre Bellatrix vielleicht nicht so kalt und rücksichtslos, Narzissa nicht so schüchtern und ängstlich und Andromeda selbst vielleicht etwas standfester und nicht so verdammt hin und hergerissen. Die einzige Liebe, welche die Black-Schwestern je erfahren hatten, war die, die sie füreinander fühlten. Aber diese war dabei zu zerbrechen. Andromeda schwieg.

„Wenn du nach Hogwarts zurückkehrst, wirst du nicht mehr mit diesem Jungen reden.“, sagte Druella zum Abschluss. „Ihr trefft euch nie wieder. Hast du mich verstanden?“

„Ja, Mutter.“, sagte Andromeda und es brach ihr das Herz.

Sirius schlief tief und fest, als plötzlich die Tür zu seinem Zimmer aufging und er hochschreckte. Reflexartig griff er nach dem gestohlenen Zauberstab auf seinem Nachttisch, den er vor einiger Zeit seiner vergesslichen Tante Cassiopeia entwendet hatte, um damit schon einmal zaubern zu üben, bis er einen eigenen bekommen würde.

„Wer ist da?“, flüsterte er, bereit, einen der wenigen ihm bekannten Flüche abzufeuern. „Kreacher, bist du das? Mach dich vom Acker du dämlicher-“

„Ich bin's.“, zischte eine Stimme.

Sirius senkte den Zauberstab und lächelte seine Lieblingscousine breit an, als sie vor ihm stand. Sie war ganz blass und sah auf einmal furchtbar dünn aus. Der kleine Junge machte sich schreckliche Sorgen um sie.

„Dro!“, flüsterte er. „Was ist los?“

„Ich kann nicht schlafen.“, sagte sie leise.

„Bist du aufgeregt wegen morgen früh?“, flüsterte Sirius mit einem Lachen in der Stimme.

„Nein. Ich freue mich ganz und gar nicht auf den Weihnachtsmorgen.“

„Was ist los?“, fragte Sirius. „Wo warst du für den Rest des Abends? Bella hat gesagt, du kommst sicher jeden Moment. Aber ich habe mir schon gedacht, dass irgendwas passiert ist. Bella war auch ganz komisch. Ich versteh auch nicht, wieso sie aufgestanden ist und-“

„Sirius“, unterbrach Andromeda sein aufgeregtes Reden, „sei mir nicht böse, aber ich will nicht darüber sprechen. Kann ich auf deinem Sofa schlafen?“

„Nein.“, sagte Sirius. „Aber du kannst in meinem Bett schlafen, ich geh auf's Sofa.“

„Ach Quatsch.“, flüsterte Andromeda, gerührt von der unerwarteten Höflichkeit ihres kleinen Cousins. „Das geht schon so.“

„Nein, ehrlich.“ Sirius kroch aus den warmen Federn seines großen Bettes und zog einige Decken für das Sofa hinter sich her. „Ich bitte dich, Andromeda. Leg dich hin und schlaf gut.“

„Danke, Sirius.“ Sie schlich sich in das warme Bett, das nach Zimtplätzchen und Kindsein roch. „Wirklich, Sirius. Danke.“

Am nächsten Morgen ließ Orion die selbe Glocke erklingen wie zuvor beim Festessen und auf dieses Kommando hin liefen alle Gäste aus ihren Zimmern und fanden sich in der Stube am Weihnachtsbaum ein, wo der Hauself Kreacher über Nacht all ihre Geschenke füreinander drapiert hatte.

Narzissa wollte nicht aufstehen. Sie wollte keine Geschenke bekommen und sie wollte nicht sehen, wie Bellatrix und Andromeda sich stritten. Nachdem Andromeda in der Nacht endlich in das Haus zurückgekommen war, hatte sie bloß ihre Sachen aus dem Gästezimmer der Schwestern geholt und war dann

verschwunden. Narzissa ahnte zwar, dass sie zu Sirius gegangen waren, hielt es aber gleichermaßen für möglich, dass sie jetzt nicht einmal zur Bescherung erscheinen würde. Die Familie Black hielt es klein mit Geschenken und es ging weniger um von Herzen kommende Gesten als um den Austausch von alten Familienerbstücken oder Büchern. Meistens eben Bücher, oder Kleidung.

Lediglich die beiden Jüngsten, Regulus und Sirius, konnten sich noch über Süßigkeiten und besondere Geschenke freuen. Dieses Jahr, das hatte Narzissa schon von ihrer Tante Walburga erfahren, schenkten die Eltern ihren Söhnen die ersten Besen.

Narzissa hatte wenigstens für ihre Schwestern einen ähnlichen Brauch bewahren wollen und im Honigtopf große Tüten mit allerlei Süßkram, von dem sie wusste, dass er ihnen schmecken würde, gekauft. Aber nun hatte sie keine Lust, es ihnen zu geben.

„Zissy, wach auf! Schnau mal was ich bekommen habe!“, brüllte Sirius von unten. Narzissa konnte nicht widerstehen, einen Blick auf die neuen Besen zu werfen und hob sich schließlich doch aus dem Bett. Zu ihrer Überraschung standen Andromeda und Bellatrix beide unter dem Weihnachtsbaum. Sie schauten sich mit einer Kälte in den Augen an, die Narzissa eine Gänsehaut bescherte.

Andromeda war gerade dabei, Bellatrix ihr Geschenk zu überreichen. Beiden widerstrebte diese Prozedur.

„Danke.“, zischte Bellatrix voller Abneigung. Sie riss das Paket achtlos auf und betrachtete das teure Fläschchen von Bydwick's Blubbernder Badetinktur, das sich darin befunden hatte, nur kurz, ehe sie sie zu ihren anderen Geschenken schmiss. „Für dich habe ich leider nichts.“, sagte sie kurz abgebunden.

Narzissa stockte der Atem. Hatte Bellatrix ihr nicht schon vor langer Zeit erzählt, dass sie für Andromeda ein Kleid bei Madam Malkins in Auftrag gegeben hatte, das in den Hausfarben von Slytherin gehalten als Kleid für den Frühlingsball des Slug-Clubs dienen sollte? Was war nur geschehen, dass Bellatrix Andromeda jetzt belog? Weswegen waren die Schwestern zerstritten? War es nur wegen Bellatrix' immer schlimmer werdenden Gemütszustand? Nein, das konnte nicht sein. Narzissa wusste, dass etwas vorgefallen war und bald würde sie erfahren, was. Sie hatte kaum Zeit, um weiter darüber nachzudenken, denn Regulus riss an ihrem Morgenmantel und flehte sie an, mit ihm und Sirius nach draußen zu gehen, um die neuen Besen auszutesten.

„Das geht doch jetzt nicht, du Dummerchen.“, sagte sie. „Die Muggel sehen euch doch. Ihr müsst das nachts machen.“

Enttäuscht gestand sich Regulus sein, dass seine Cousine Recht hatte.

Dann übergab man ihr ihre Geschenke. Sie bekam reichlich Bücher, wie geahnt, einige davon hatten bereits so ernüchternde Einbände, dass sie wusste, sie würde nicht über die zweite Seite kommen, einen schönen neuen Mantel und ein Paar Lederhandschuhe. Andromeda schenkte ihr ein kleines Medallion, aus dem eine kleine, blecherne Banshee stieg, wenn man es öffnete. Die Melodie, die erklang, während sich die Banshee drehte, war passenderweise der bekannte Hit „*Betörende Banshee*“. Narzissa lächelte Andromeda aus ganzem Herzen an. Sie wusste, wie viel ihr dieses Lied bedeutete. Bellatrix schenkte ihr einen Paar herrlich schimmernder Ohringe mit dem Wappen der Familie. Noch nie hatte Narzissa solch schönen Schmuck in der Hand gehalten.

Sie gab ihren Schwestern ihre Geschenke und beide freuten sich. Doch ihre Lächeln erreichten nicht ihre Augen. Andromedas Blick war müde und traurig, Bellatrix' Augen waren hart und kalt.

Die ganze Familie Black frühstückte zusammen, wobei Bellatrix' Blick starr und hasserfüllt auf Alphard ruhte. Narzissa konnte ahnen, wie wütend sie wegen seiner Geschichte vom gestrigen Abend war und eigentlich tat sie ihr Leid. Doch sie wusste, da musste noch mehr gewesen sein als ihre Enttäuschung, dass sie und Andromeda einander nicht mehr richtig ansahen, und wenn, dann, als wären sie nie Schwestern gewesen. Das Frühstück endete und dann entschied sich die Familie zur Feier des Tages einen Spaziergang zu machen. Die Schwestern, sowie Cassiopeia und Pollux, blieben allerdings im Hause.

Narzissa ging für eine Weile in ihr Gästezimmer und begann, in dem Roman zu lesen, den sie von Dorea und Charlus bekommen hatte, doch dann beschloss sie, nach ihren Schwestern zu sehen. Beide waren im ganzen Haus nicht aufzufinden und Narzissa befürchtete schon, sie hätten sich auf eigene Faust ins Freie gemacht, als zwei Stimmen dumpf durch die Tür des Raumes drangen, in dem Narzissa nicht nachgesehen hatte. Bloß, weil sich hier normalerweise niemand aufhielt. Es war das Zimmer, dessen Wände vom Stammbaum der Familie geschmückt wurde.

„Es ist nur zu deinem eigenen Besten!“, keifte Bellatrix.

„Bella, nein, du musst mir zuhören. Ich verspreche dir, dass ich,-“

„Ziiisschhhh! Sieh, wie es brennt!“ Bellatrix lachte laut und spitz. Narzissa stand an der Tür und lauschte. Das Lachen machte ihr Angst. Für einen Moment dachte sie, wenn sie den Raum betrat, würde sie darin nicht ihre Bella, sondern eine böse alte Sumpfhexe auffinden.

„Bella, nein!“, schrie Andromeda.

„Incendio!“, zischte Bellatrix. „Guck nur!“

„Bella, hör auf!“, schrie Andromeda.

Das war genug! Narzissa fiel beinahe durch die Tür, so schwungvoll trat sie ein. Vor ihr fuchtelte Bellatrix mit irrem Blick mit ihrem brennenden Zauberstab herum. Immer wieder hielt sie ihn dicht an das Bild von Andromeda und lachte dabei laut. Andromeda selbst weinte. Sie wurde wie ein getretener Hund von ihrer eigenen Schwester gepeinigt.

„Bella, was tust du da?“, schrie Narzissa gequält. Das zu beobachten tat mehr weh, als jeder Schlag, jeder Tritt, jeder nur mögliche körperliche Schmerz hätte wehtun können. „Hör auf!“

Erst jetzt bemerkten die Schwestern, dass die Dritte von ihnen dazugestoßen war.

„Zissy, geh.“, forderte Bellatrix, doch Narzissa blieb stehen.

„Zissy, bitte.“, flehte Andromeda. „Das hier musst du nicht sehen. Es tut mir so Leid.“

„Nein, ich gehe nicht.“, bestimmte Narzissa. „Ich verlange, zu erfahren, was hier vor sich geht. Ich habe das Recht, es zu wissen. Ihr seid meine Schwestern und glaubt ja nicht, dass ihr mir etwas verbergen könnt. Ich merke doch, was mit euch los ist. Ich sehe, wie ihr euch anseht. Und es zerreißt mich innerlich, zu sehen, wie ihr, die das selbe Blut in den Adern habt wie auch ich, beginnt, einander mit Abscheu und Furcht zu betrachten. Als wären wir keine Schwestern.“

Narzissa begann zu weinen und auch Andromeda schluchzte noch immer. Selbst Bellatrix' Mund zuckte. Sie hatte die irren Augen weit aufgerissen und sah ihre kleine Schwester beinahe mitleidig an. Es war einer der immer seltener werdenden Momente, in den sie wenigstens noch für sie so etwas wie Liebe empfand. Aber dann berappelte sie sich wieder.

„Du willst wissen, was hier vor sich geht?“, hauchte sie. „Gut, ich kann es dir sagen. Andromeda ist die Hure eines Schlammlbluts.“

Wieder schluchzte Andromeda auf, Narzissa sog erschrocken die Luft ein. Ein Wort wie ein Schlag ins Gesicht.

„Sie und dieser Ted Tonks haben sich geküsst. Jonah hat es gesehen.“

„Du hast ihn auf sie angesetzt!“, schrie Narzissa auf. „Bella, das war nicht richtig von dir!“

„Ist mir doch egal! Was ist schon richtig! Dass ein Mitglied dieser Familie sich an einen Muggelgeborenen verkauft sicherlich noch weniger, als dass ich mir im Namen der Blacks und im Namen des Dunklen Lords Sorgen um die Erhaltung unserer Ehre mache.“

„Egal.“, sagte Narzissa. „Dieser Kuss hatte nichts zu bedeuten, oder Andromeda?“

Andromeda zögerte, als sie in das flehende Gesicht ihrer Schwester sah. Sie konnte nichts sagen.

„Andromeda, jetzt rede schon! Triffst du dich mit Ted?“, fragte Narzissa.

„Erst einmal.“, gab Andromeda kleinlaut zu.

„Egal wie oft!“, kreischte Bellatrix.

„Du wirst es nicht mehr tun, oder?“, fragte Narzissa voller Sorgen in der Stimme. „Du weißt, dass du das nicht darfst. Andromeda, du weißt, das gibt rger.“

„Mama weißt es schon.“, sagte Andromeda.

„Ja, und wenn du die abtrünnigen Gefühle, die du für dieses Schlammlblut hegst, nicht unterbindest, wird es bald die ganze Familie wissen.“, schrie Bellatrix. „Weil dann dein hübsches Köpfchen nämlich aus dem Stammbaum gebrannt wird.“

„Andromeda, wie kam es dazu? Wieso hast du mir nichts erzählt?“, fragte Narzissa.

„Sie hat ihn angegriffen!“, schrie Andromeda plötzlich.

„Pah!“, machte Bellatrix und ffte ihre Schwester nach.

„Sie hat den Cruciatus-Fluch auf ihn verwendet. Den unverzeihlichen Fluch! Ich habe Ted geholfen und,-“ Andromeda schlug mit der Faust gegen die Wand. Ihre Hand landete genau auf der Stelle des Wandteppichs, an der einst das Gesicht von Marius Black gewesen war.

„Bella! Wieso?“ Narzissa konnte kaum glauben, was ihr hier alles offenbart wurde.

„Es war der Wille des Dunklen Lords! Somit konnte ich die Ehre von Rabastan wiederherstellen! Und im

Nachhinein hat es wirklich Spaß gemacht.“

„Bella...“, hauchte Narzissa. „Bella, so kenne ich dich gar nicht.“

„Du lernst mich noch kennen!“, kreischte Bellatrix. „Ihr lernt mich alle noch kennen. Du, Andromeda, und Alphard, dieses Schwein.“

Jetzt merkten ihre Schwestern, dass Bellatrix zutiefst verletzt war. Egal, wie gefühllos und skrupellos sie tat, die Angelegenheit mit Alphard und dem Dunklen Lord hatte sie zutiefst erschüttert.

Sie packte Andromeda am Kragen ihres Umhangs und schaute ihr tief in die Augen. „Wenn du nicht auf Mama hörst, und auf mich, dann wirst du brennen. Wenn auch nur auf dem Papier, aber das schwöre ich dir. Ich brenne dich eigenhändig aus dem Stammbaum der Familie. Ich brenne dich aus meinem Leben.“

„Bella!“, mahnte Narzissa. Diese Worte hatten ihr den Boden unter den Füßen weggerissen und sie musste sich an der Wand festhalten, denn die Knie waren ihr vom Schock weich geworden, und Andromeda weinte lauter denn je. Bellatrix ließ Andromeda los und stellte sich in die Mitte des Raumes.

„Aber du bist nicht die Erste, Dro, also bleib ruhig und verbock's nicht. Erstmal wird das hässliche Gesicht unseres lieben Onkel Alphards brennen. Und vielleicht der ganze Bastard selbst.“

Ausgebrannt

Zittrig streiften ihre Finger die Bäuche der verstaubten Flaschen und Phiolen, die im Zaubertrankregal der Black'schen Vorratskammer standen. Bis zur Decke hoch fanden sich hier Liebestränke und Gemische, welchen derjenigen, der sie sie zu sich nahm, in die verschiedensten Tiere verwandelte oder einfach nur missgestaltete. Ein riesiger Bottich Vielsafttrank stand dort und zahlreiche unbeschriftete Phiolen mit Flüssigkeiten darin, von deren Anblick allein einem übel wurde. Bunte Wässerchen und schwarzbraune Suppen in kleinen und großen Flaschen. Wie sollte sie hier finden, wonach sie suchte? Ihre Augen huschten von Phiole zu Phiole, bis ihr eine besonders Kleine entdeckte. Sie holte sie mit spitzen Fingern aus ihrer Vorrichtung und hielt sie gegen das dämmrige Licht ihres Zauberstabs. Die Flüssigkeit darin sah aus wie klares Wasser.

„Da haben wir dich.“, kicherte sie und küsste das kühle Glas der eingestaubten Flasche. Dann ließ sie es, noch immer kichernd, in die Tasche ihres Nachthemdes gleiten.

„Nox.“

Er erinnerte sie an ihren Vater, bloß um einiges schlanker und natürlich jünger. Selbst im Schlaf hatte er dieses selbstgefällige, dümmliche Lächeln auf dem Gesicht. Er schlief allein in einem der kleinen Gästezimmer unter dem Dach. Das Haus der Black bot erstaunlich viel Raum und die Zimmer nebenan waren unbewohnt. Wenn sie sich geschickt anstellte, würde niemand etwas mitkriegen. Leise ließ sie die schwere Tür hinter sich zugehen, die erschreckend laut ächzend ins Schloss fiel. Für einen Augenblick fürchtete sie, er würde schon jetzt aufwachen, denn seine Lider zuckten, doch dann beruhigte er sich wieder und sie konnte gefahrlos näher treten.

Entzückt vom Anblick ihres eigenen Verwandten, der so schutzlos vor ihr lag, dass sie ohne Probleme einen Dolch hätte zücken und ihn längs aufschlitzen hätte können, stahl sich ein erregtes Lächeln auf ihre Lippen. Sie streckte die Finger aus und ließ sie knapp über seiner Haut die Konturen seines Gesichtes nachzeichnen. Das also war er. Der engste Vertraute des Dunklen Lords. Sie konnte nicht fassen, dass dieser Mann hier behauptete, ihrem Herrn näher zu stehen als sie es tat. Es war undenkbar, dass nur irgendjemand auf der Welt Lord Voldemort mehr Treue entgegenzubringen vermochte als sie. Ihr Herz, ihre Seele, ihren eigenen Körper hätte sie für ihn gegeben. Stattdessen aber war er es, Alphard, ihr großmülicher Onkel, der dem Dunklen Lord am nächsten stand und die Lorbeeren für seine Anhängerschaft erntete? Er war jetzt der Stolz der Familie, weil er sie in die Geheimnisse der Todesser eingeweiht und geworben hatte?

Hitzige Wut ließ sie die Fäuste ballen. Sie musste sich wirklich zurücknehmen, sie nicht gleich auf sein Gesicht hinabschnellen zu lassen. Vergessen waren die schönen Abende in ihrer Kindheit, die sie mit ihren Schwestern bei ihm zu Hause verbracht hatte. Oder viel mehr waren sie jetzt einfach nicht mehr wichtig. Alles hatte sich geändert. Sie war sich dessen bewusst. Manchmal merkte man es nicht einmal. Man schlief ein und am nächsten Morgen fand man sich in einer ganz anderen Welt wieder, ohne es zu merken. Erst irgendwann, viel zu spät, um noch etwas ausrichten zu können, wird man stutzig. Aber über diesen Punkt war sie längst hinweg. Sie selbst hatte sich geändert, änderte sich immer noch. Und sie liebte es. Sie liebte die Macht, die sich in ihr entfesselt hatte. Sie liebte den Rausch, das Gefühl, das es ihr gab, hier vor diesem ihr physisch wie geistig überlegenen Mann zu stehen und trotzdem zu wissen, dass sie nur mit dem Finger zucken müsste, um ihn zu töten. Nie hatte sie sich besser gefühlt als in letzter Zeit. Endlich hörten all diese lästigen Angelegenheiten mit der Familie auf, ihr etwas anzuhaben. Endlich war sie an dem Punkt angelangt, an dem ihr alles andere egal war. Ab und zu, in nüchternen Momenten, machte es ihr Angst. Dann sah sie in den Spiegel und fragte sich, was mit ihr geschehen war. Wenn sie spürte, wie egal ihr ihr eigen Fleisch und Blut geworden war, bekam sie Schuldgefühle. Aber sie konnte es nun mal nicht mehr ändern. Und diese Momente der Reue und des Infragestellens ihrer selbst wurden immer seltener. Sie hatte sich entschieden, nichts mehr auf diese Schuldgefühle, die Skrupel und Rücksicht zu geben. Alles, was zählte, war das, wonach ihr Sinn und ihr Körper verlangte. Der Rest war egal.

Und wonach alles in ihr zu jeder Zeit am meisten verlangte, war Macht. Und diese in den Händen des Dunklen Lords zu wissen, jenen an ihrer Seite zu haben, war das, was sie erstrebte. Und was sie nun im

Begriff war, zu tun, war absolut notwendig.

Sie zückte ihren Zauberstab und stach ihrem Onkel in die Schläfe. Augenblicklich erwachte er. Schneller, als er hätte reagieren können, griff sie nach der Phiole in ihrer Nachthemdtasche, schraubte sie auf und hielt gewaltsam Alphards Kiefer fest, während sie ihm die durchsichtige Flüssigkeit einflößte.

„Trink aus, zum Wohl!“, kicherte sie und schob mit aller Kraft den Mund ihres Verwandten zu, nachdem das Fläschchen leer war. Er schluckte und starrte sie voll nackter Angst an.

„Bellatrix.“, keuchte er. „Was hast du mir verabreicht?“

Bellatrix trat zurück. Sie lachte nur. „Das kann dir egal sein. Du bist jetzt nicht dran mit Frage stellen.“

„Bella, ich verlange, dass du mir sagst, was du mir verabreichst hast!“ Schwer atmend hob Alphard seine Stimme. „Und wieso bist du überhaupt hier?“

Von draußen schien der Mond durch die Dachluke auf Bellatrix steinhartes Gesicht. Sie lächelte. Das Schwarz ihrer Augen schien sich nicht mehr nur auf ihre Iris zu begrenzen. Alphard lief es eiskalt den Rücken runter.

„Hilfe!“, rief er reflexartig. Seine eigene Nichte jagte ihm fürchterliche Angst ein. „Hilfe!“

„An deiner Stelle würde ich meine Schnauze halten!“ Mit einem Satz war sie direkt über ihn, die Spitze des Zauberstabs in die Mulde seines Halses gebohrt, an der die Hauptschlagader entlanglief. „Wir wollen doch niemanden wecken. Das ist unsere Spielzeit, Onkel. Kein anderer darf mitspielen, außer du und ich.“

„Was willst du von mir?“, hauchte er. Nie hatte er sein Herz so stark schlagen spüren.

„Die Wahrheit.“, brachte Bellatrix durch die Zähne hervor.

„Veritaserum...“, flüsterte er. „Natürlich.“

Bellatrix nickte eifrig und trat wieder zurück. Ohne einen Zauberspruch zu sagen, glitt ein Stuhl aus der Ecke des Zimmers zu ihr hinüber und sie setzte sich direkt vor Alphard, der es geschafft hatte, sich in seinem Bett aufzurichten.

„Stehst du dem Dunklen Lord wirklich so nah, wie du sagst?“, fragte sie.

„Ja.“, sagte Alphard.

„Ist die Geschichte mit der Höhle wahr?“ Fiebrig klammerte sich Bellatrix an ihren Stuhl.

„Ja.“, presste Alphard hervor. „Wieso willst du das wissen?“

„Ich bin eine Todesserin!“, zischte Bellatrix. „Und nicht nur irgendeine! Ich bin dem Dunklen Lord so nah wie niemand sonst! Zumindest habe ich das gedacht.“

„Der Dunkle Lord hat nicht viele enge Vertraute. Nur mich.“, sagte Alphard.

Bellatrix verspürte ein Stechen im Magen. „Nicht mehr lange.“, sagte sie kalt.

„Was hast du vor? Willst du mich töten?“ Alphard klammerte sich wie ein Kind an sein Kissen. Von seiner eigenen Nichte ermordet zu werden war ein grausamer Gedanke.

„Viel schlimmer, glaub mir.“ Bellatrix zwinkerte ihm zu. „Aber bevor das geschieht, was ich mit dir vorhabe, will ich, dass du mir die Geschichte von dieser Reise in die Höhle erzählst. Was ist da vorgefallen?“

„Wir haben das Medaillon von Salazar Slytherin dort versteckt.“, krächzte Alphard. Das Veritaserum war stark. Er hatte keinerlei Kontrolle über das, was er sagte.

Bellatrix sog scharf die Luft ein. „Wieso?“

„Es ist ein Horkrux!“

„Ein was?“ Bellatrix' irre Augen verengten sich. „Was ist ein Horkrux?“

„Ein Horkrux ist ein...“ Alphard holte tief Luft. Die Worte sprudelten aus ihm heraus, ohne ihn atmen zu lassen. All das, was nun preisgab, war streng geheim. Nur er teilte dieses Geheimnis mit dem Dunklen Lord. Es zu verraten, bedeutete seinen sicheren Tod. Würde Bellatrix ihn nicht nach der Befragung umbringen, würde es Voldemort persönlich tun, wenn er davon erfuhr.

„Was ist ein Horkrux!“, donnerte Bellatrix. „*Incarcerus!*!“

Um Alphards Hals legte sich augenblicklich ein enger Strick, der ihn an den Pfosten des Bettes fesselte. Jetzt fiel es ihm noch schwerer, zu atmen.

Bellatrix lachte ihn aus. „Sieh dich an!“, johlte sie. Sie stand auf und zog an dem Strick, damit er sich noch fester um die Kehle ihres Onkels schnürte. „Fesselspiele mit der eigenen Nichte. Du widerwärtiger Bastard.“

Der Strick tat höllisch weh. Alphard spürte, wie ihm Tränen in die Augen schossen. Er konnte sich nicht daran erinnern, sich je dermaßen vor einem Menschen gefürchtet zu haben. Vor allem nicht vor einem siebzehnjährigen Mädchen, das noch vor wenigen Jahren auf seinem Schoß gesessen und mit ihm Kinderbücher gelesen hat.

„Du bist erbärmlich.“, flüsterte sie und nahm sein Gesicht in die Hände. „Wenn ich mit dir fertig bin, wird dich weder der Dunkle Lord, noch irgendjemand sonst noch wollen. Verabschiede dich von deinem Posten als engster Vertrauter. Und verabschiede dich von deinem Abbild auf dem Stammbaum der Familie. Niemand wird mehr stolz auf dich sein. Das verspreche ich dir.“

„Was ist nur in dich gefahren, Bella?“, brachte Alphard unter Zittern hervor.

„Ich habe dir schon einmal gesagt, wenn hier einer Fragen stellt, dann bin ich das. Also halt gefälligst deine Schnauze. Und jetzt verrate mir, was ein Horkrux ist.“

Alphard nickte. Mit aller Kraft und Luft, die ihm verblieb, begann er, zu reden. „Ein Horkrux ist ein verzauberter Gegenstand, in dem man einen Teil seiner Seele aufbewahren kann. Man spaltet die Seele und macht sich sozusagen unsterblich. Jeder Gegenstand kann ein Horkrux sein. Voldemort wählte das Medaillon, weil es ein Erbstück seiner Familie ist. Er hat es zu einem Horkrux gemacht, aber jetzt, da er aufsteigt, war es bei ihm nicht mehr sicher.“

Bellatrix hing gebannt an seinen zitternden Lippen. „Weiter...“, flüsterte sie.

„Voldemort hat es mit mir zusammen in eine Höhle am Meer gebracht, um es dort zu schützen. Es ist mit mächtigen Flüchen belegt. Es ist so gut wie unmöglich, es zu finden.“

„Also fertigt der Dunkle Lord Horkruxe an, um unsterblich zu werden?“ Bellatrix ganzer Körper kribbelte. Wie war es nur möglich, dass man derart klug und gerissen sein konnte? Nie hatte die Welt einen Zauberer wie ihn gesehen. Das hier übertraf all ihre Erwartungen an den Dunklen Lord.

„Sehr richtig. Er wird der mächtigste Zauberer aller Zeiten werden.“, keuchte Alphard.

„Gibt es etwas, was nur du und der Dunkle Lord wissen?“, fragte Bellatrix.

„Da wäre etwas.“, brachte Alphard hervor. „Was er mir anvertraut hat. Ich darf es niemanden verraten, hat er gesagt. Nur ich, Dumbledore und er selbst kennen dieses Geheimnis.“

„Was ist es...?“ Bellatrix bebte vor Aufregung.

„Der Dunkle Lord...“, keuchte Alphard mit letzter Kraft. „Voldemort... Er ist... er ist ein Halbblut. Sein Vater war ein Muggel.“

„WAS!“ Bellatrix schnappte nach Luft. „*Das kann nicht wahr sein!*“

„Doch... Er hat es stets verheimlicht. Als er 1937 nach Hogwarts kam, wusste niemand mehr, woher er stammte. Du weißt doch, was für ein Mysterium er den Anderen stets bot. Nur Dumbledore wusste es. Und das ist die Wahrheit, Bella, ich kann nicht lügen, das weißt du. Er ist der muggelstämmige Erbe Slytherins.“

Bellatrix' Herz hatte für einen Moment aufgehört zu schlagen. Ganz kurz schoss ihr der Gedanke durch den Kopf, Voldemort jetzt den Rücken zu kehren. Er erschien ihr für den Bruchteil einer Sekunde wie ein Lügner, ein Gaukler. Aber Nein. Jemand mit solchen Zielen und solch einer Stärke, einem Kampfgeist wie er nie zuvor dagewesen war und einer Macht, die die Grundfesten der Zaubererwelt erschüttern würde, konnte nichts von einem Muggel haben. Selbst, wenn sein Erzeuger ein Muggel gewesen war, so floss durch seine Adern das Blut Slytherins und er war auserkoren, die Welt von Ratten wie seinem eigenen Vater zu säubern. Bellatrix verbot sich jegliche Gedanken in dieser Art und beschloss, niemandem jemals davon zu erzählen. Wenn sie dieses vernichtende Geheimnis mit ihm teilte, würde sie sofort zu seiner engsten Vertrauten werden, da bestand kein Zweifel.

„Danke.“, sagte sie. Noch immer war ihr schwindelig von dieser treffenden Wahrheit.

Alphard hustete. „Und jetzt?“, fragte er. „Was passiert jetzt mit mir?“

„Ich weiß nicht, verrate du es mir.“ Bellatrix kicherte. Sie stand auf, schob den Stuhl per Zauberhand zurück in seine Ecke und trat neben ihn. Sie entknotete die magischen Stricke mit bloßen Händen und Alphard schnappte aphasisch nach Luft, als er endlich frei war.

„Onkel Alphard?“, fragte Bellatrix mit verstellt kindlicher Stimme. Statt die Stricke wegzulegen, begann sie nun, sie sich selbst um das linke Handgelenk zu schnüren. Alphard beobachtete voller Misstrauen das Geschehen.

„Was willst du, Bellatrix?“, fragte er.

Sie biss sich auf die Lippe. „Hast du Angst vor mir?“

Und dann holte sie aus und schlug sich mit voller Kraft ins eigene Gesicht.

„Bella!“, schrie Alphard, doch seine angeschlagene Stimme brach und bloß ein Krächzen entfloß seiner Kehle.

Bellatrix hatte die Stricke inzwischen gekonnt und ihren Hals und ihr Handgelenk geschnürt und warf sich nun neben Alphard auf das Bett. Er stand sofort auf, vollkommen verwirrt von dem, was vor sich ging.

Bellatrix begann, mit der noch freien Hand an ihrem Nachthemd zu zerren, zog daran, biss es stückweise riss. Dann holte sie erneut aus und schlug sich ins Gesicht. Ein roter Abdruck bildete sich auf ihrer Wange.

Alphard begann zu ahnen, was hier vor sich ging.

Bellatrix wälzte sich in den Laken hin und her und begann langsam, zu schreien. Immer lauter wurden ihre gequälten Hilferufe.

„Bellatrix, hör sofort damit auf!“, flehte Alphard.

„Nein.“, lachte Bellatrix und zwinkerte ihm zu. Dann schrie sie: „Hör du auf!“

„Bella, nein!“

„Au, Onkel Alphard! NICHT!“, kreischte sie. „Du tust mir weh, Onkel Alphard! LASS MICH LOS!“

Alphard wusste, dass es keinen Weg gab, zu entkommen. Selbst, wenn er disappearieren würde, würde ihn das nur noch verdächtiger machen. Er konnte nichts mehr tun.

„NICHT DAS NOCH, ONKEL ALPHARD!“, kreischte Bellatrix. Sie hatte begonnen, zu weinen. Immer und immer wieder schlug sie sich mit der freien rechten Hand. Nicht mehr nur ins Gesicht, sondern sie droste auf ihren ganzen Körper ein. Ihren Zauberstab hatte sie weit von sich in den Raum geworfen. Sie wand sich im Bett, als hätte ein Dämon Besitz von ihr ergriffen.

Das Haus erwachte plötzlich zum Leben. Jemand rannte die Treppen hinauf, Türen knallten, Stimmen erfüllten die Flure. Sie kamen. Und zwar alle. Die ganze Sippe.

Als die Tür aufschwang, war Alphards Schicksal besiegelt.

„Was geht hier vor sich?“, donnerte Orion, der Herr des Hauses. Er hielt einen riesigen Kerzenleuchter mit magischem Feuer in der Hand. Sobald er den Raum betrat, erfüllte er sich mit seinem taghellen Licht.

Alphard, dessen tränende Augen sich bereits an die Dunkelheit gewöhnt hatten, schmerzten schrecklich.

Orion starrte seinen Schwager voller Misstrauen an. Dann fiel sein Blick auf die immer noch kreischende Bellatrix auf dem Bett.

„Um Himmels Willen!“ Er ließ den Kerzenständer fallen und stürzte zu seiner Nichte, sofort begann der Dielenboden, zu brennen. Doch seine Frau Walburga, die gleich nach ihm in den Raum stürmte, konnte das Feuer rechtzeitig löschen.

„Bella!“, schrie sie voller Entsetzen und fiel neben Bella auf das Bett. „Mein Kind!“

Inzwischen stand die gesamte Familie Black an der Tür des Raumes, selbst Sirius und Regulus drängten sich hinein.

„Verschwindet!“, donnerte Orion sofort. „Das müsst ihr nicht sehen!“

Die Jungen bekamen Angst und rannten davon. Beide wussten, dass etwas ganz furchtbares geschehen war.

„Mein Kind!“, schrie Cygnus, der es geschafft hatte, durch den Pulk aus Verwandten an das Fußende des Bettes zu treten. „Ich bring dich um, du verfluchter Scheißker!“

Ohne ihm die Chance zu geben, etwas zu sagen, packte Cygnus seinen Bruder am Hals und schleuderte ihn gegen die Wand.

„Papa!“, heulte Bellatrix. „Papa, Onkel Alphard hat versucht, mich,-“

„Du Missgeburt!“, schrie Cygnus und griff seinen am Boden liegenden Bruder, nur, um ihm mit der Faust ins Gesicht zu schlagen. Immer und immer wieder.

Druella und alle anderen Frauen hatten begonnen, zu weinen, die Männer eilten herbei, um Cygnus zu untersützen.

„Mein eigener Sohn... Ich kann es nicht fassen.“ Pollux' faltengerahmtes Gesicht war vor Erschütterung fahlgrau geworden.

„Vater, hör mir zu...“, flehte Alphard.

„Ich bin nicht mehr dein Vater.“, zischte Pollux.

Jetzt begann auch Alphard, zu weinen.

Auch Narzissa, die an Andromeda geklammert in der Ecke des Raumes stand, war in Tränen ausgebrochen. Andromeda starrte mit leeren Augen auf ihre Schwester und wusste nicht, was sie denken sollte. Sie konnte nicht fassen, was hier geschehen war. Sie konnte nicht glauben, dass so viel Unglück in so kurzer Zeit über sie und ihre Familie hereinbrechen konnte. Insgesamt konnte sie es nicht glauben. Sie konnte das hier nicht glauben. Sie glaubte nicht, dass das, wonach es hier aussah, wirklich geschehen war. Und dass

sie es nur wagte, ihre blutende, vor Schmerz kreischende Schwester in deren Lage anzuzweifeln, riss ihr ohnehin schon gebrochenes Herz in weitere kleine Stücke. Aber sie kannte ihre Schwester. Sie wusste, wie sie klang, wenn sie wirklich weinte. Und während alle anderen weinend und schreiend um sie herum standen, schwieg Andromeda, denn in ihr keimte ein übler Verdacht auf.

„Druella, schnell. Meinen Zauberstab!“, rief Irma. Ihre Schwiegertochter gehorchte und sogleich begann die alte, weise Hexe, ihre Enkeltochter mit Heilzaubern zu belegen.

Die roten Flecken und Schnitte auf ihrem Körper verblassten und Bellatrix begann, wieder ruhiger zu atmen.

„Jetzt bist du dran.“, bellte Cygnus. „Avada -“

Plopp!

Jetzt zeigte Cygnus' Zauberstab ins Nichts. Alphard hatte keinen anderen Ausweg mehr gesehen und sich schließlich doch dafür entschieden, zu disapparieren. Sofort wurde der Raum vom Knallen der disapparierenden übrigen Blacks erfüllt, die allesamt versuchten, an den möglichen Plätzen, an denen sich Alphard befinden konnte, die Jagd aufzunehmen.

Nur die Schwestern, Druella und Irma blieben zurück im Dachzimmer.

„Mein Kind...“, flüsterte Druella immer und wieder und ihre Augen waren zum ersten Mal überhaupt von einer so tiefen mütterlichen Sorge erfüllt, dass es Bellatrix fast sogar leid tat.

„Sie wird sich wieder erholen.“, sagte Irma. „Zumindest körperlich. Von dem Schock vielleicht nicht. Aber wir kennen doch unsere Bella. Sie ist ein starkes Mädchen.“

„Das ist sie.“, flüsterte Druella. „Mein Mädchen.“

Dann wand sie den Kopf und winkte ihre übrigen Töchter zu sich. Narzissa fiel ihr sofort weinend um den Hals.

„Ich kann nicht fassen, was geschehen ist.“, schluchzte sie. „Das ist alles zu viel für mich.“

Schwach und zerbrechlich wie Glas fühlte sie sich in den Armen ihrer Mutter an.

Andromeda regte sich nicht. Sie starrte Bellatrix entgeistert an, unfähig, sich zu bewegen oder auch nur einen klaren Gedanken zu fassen.

„Dro, komm schon her. Es ist alles in Ordnung. Bella wird wieder gesund.“, sagte Irma sanft. „Komm und umarme deine Schwester.“

Andromeda drehte sich der Magen um.

Schließlich schaffte sie es, sich auf Bellatrix zuzubewegen. Diese blickte sie mit falschem Flehen an. Obwohl es ihr widerstrebt, streckte sie schließlich die blassen Arme aus und legte sie um die Schultern ihrer noch immer vor Schmerz zuckender Schwester. Als sie ihr Gesicht in Bellatrix' dunklen Locken vergrub, fühlte sie deren Lippen dicht an ihrem Ohr. Sanft küssten sie ihre Schläfe.

Andromedas Blick fiel auf den Boden neben dem Bett, wo eine kleine, leere Phiole mit der Aufschrift Veritaserum lag. Nun ergab nichts mehr Sinn.

Bellatrix ließ sie gar nicht mehr los. Ihre Küsse mehrten sich, bis sie schließlich inne hielt und leise, so leise, dass nur Andromeda es hören konnte, flüsterte: „Siehst du, wozu ich fähig bin?“

Nur eine Stunde später hatten sich die meisten der Blacks wieder in der Stube eingefunden. Man hatte Bellatrix Tee gekocht und Schokolade gebracht. Alle waren aufgelöst und wollten bloß, dass es dem Mädchen gut ging. Sie hatte immer noch nicht gänzlich aufgehört, zu weinen und niemand wusste so Recht, wie man mit einem Mädchen umging, das einer solchen Tat, vom eigenen Onkel begangen, zum Opfer gefallen war.

„Er ist nirgendwo aufzufinden.“, sagte Pollux. „Ich kann das alles nicht glauben.“

„Ich will es nicht wahrhaben.“, schluchzte Charis. „Das arme Ding.“

„Das wird schon wieder. Es ist ja nicht wirklich zum Übergriff gekommen.“, versuchte Caspar, sie zu beruhigen.

„Muss es erst wirklich schlimm werden, um dass dieser Mistkerl zur Strecke gebracht wird?“, zischte Walburga. „Das arme Mädchen.“

„Ich bringe ihn eigenhändig um.“, sagte Cygnus. „Und so was schimpft sich mein Bruder.“

„Das passiert mit Geschwistern.“, warnte Cassiopeia. „Du liebst sie unbedarft und irgendwann zeigen sie dir dein wahres Gesicht und du fragst dich, wie es sein kann, dass sie dein Blut und deinen Namen teilen.“ Sie dachte dabei an Marius, aber woran Andromeda bei diesen Worten dachte, schnürte ihr die Kehle zu.

Narzissas verheulte Augen huschten zwischen ihren Schwestern hin und her. In diesem Moment hatten alle Drei den selben Gedanken.

Jetzt schwiegen alle.

„Ich will es tun.“, sagte Bellatrix plötzlich. „Ich will sein Gesicht aus dem Wandteppich brennen.“

„Gut, wenn du das so willst, soll es so sein!“, sagte Walburga. „Ich hätte es eh getan. Komm.“

Und dann folgte ihr die ganze Familie in den Raum mit dem Stammbaum. Draußen hatte bereits der neue Tag begonnen und das Licht der aufgehenden Wintersonne fiel genau auf das Antlitz von dem noch vor wenigen Stunden allseits beliebten Onkel Alphard.

Bellatrix ließ sich von ihrer Mutter den Zauberstab geben.

Alle um sie herum warteten gebannt darauf, dass das Schauspiel begann. Eine uralte Prozedur, bei der nicht nur das Gesicht des Verwandten aus dem Teppich, sondern auch die guten Erinnerungen an ihn aus den Herzen aller Anwesender gebrannt wurden.

„*Incendio!*“

Und dann fraß sich eine kleine, stechend helle Flamme in den Stoff, aus dem Alphards Gesicht gewebt war. Es war, als dauerte es eine Ewigkeit, wie sich das Feuer durch den Teppich fraß und langsam alles schwarz wurde, bis nur noch ein dunkler Fleck daran erinnerte, dass hier einmal ein Mann verewigt worden war, der seine Familie verraten und ihrer verbannt wurde.

Bellatrix lachte. „Das war gut.“, sagte sie. „Jetzt geht es mir viel besser.“

Während des ganzen Schauspiels über starrte Andromeda auf das Feuer und dachte daran, dass sie die Nächste sein könnte, die einfach ausgebrannt wurde.

Zurück zu Hause

Nach dem schrecklichen Vorfall mit Alphard hatte niemand im fürnehmen und gar alten Haus der Blacks Laune, Neujahr zu feiern. Cygnus, Druella und ihre Töchter reisten am nächsten Mittag nach Hause zurück und dort verbrachten die Schwestern den Rest ihrer Ferien ohne auch nur ein Wort über das, was geschehen war, zu verlieren.

Bellatrix schien es gut zu gehen. Sie schien zurechtzukommen und sich gut von dem Schock, den sie erlitten haben musste, erholt zu haben. Cygnus und Druella beobachteten voller Zuversicht, wie ihre älteste Tochter schon bald wieder mit einem selbstzufriedenen Lächeln auf den Lippen durch das Haus stolzierte.

Andromeda allerdings beobachtete dies aus ganz anderen Augen. Obwohl sie den Gedanken für sich noch nicht einmal klar dargelegt hatte, war sie sich insgeheim sicher, dass Bellatrix es dieses Mal zur Spitze getrieben und den Übergriff ihres vermeintlich gewalttätigen Onkels bloß inszeniert hatte, weil ihre Eifersucht auf dessen Rolle im Spiel um Lord Voldemort größer gewesen war als ihr Skrupel oder familiäre Liebe. Doch natürlich verlor sie kein Wort darüber. Sie schwieg und beobachtete, und das einzige, was man im Hause von ihr hörte, waren leise Schluchzer, die nachts aus ihrem Zimmer drangen.

Narzissa machte aus ihrer Trauer kein solches Geheimnis. Sie schien es am härtesten getroffen zu haben und immer wieder fragte sie Bellatrix, ob es ihr gut ginge. Sie sorgte sich gleichermaßen um Andromeda und ihre Eltern mussten beobachten, wie Narzissa mit aller Kraft versuchte, ihre Schwestern zusammenzuhalten und um sich zu haben, doch irgendetwas, das entging selbst Cygnus nicht, war zwischen den beiden Älteren vorgefallen.

Aber wie man es so mit Problemen handhabte, wenn man ein Black war, setzten Cygnus und Druella alles daran, so zu tun, als hätte es nie Probleme gegeben und erstickten ihre Sorgen im Keim. Der im Stillen ausgetragene Konflikt ihrer Kinder wurde für sie endgültig totgeschwiegen. Das würde sich schon wieder legen.

Durch eine dichte Nebeldecke glitt der Hogwarts-Express beinahe lautlos in Richtung Heimat. Als hätte man das Wetter verzaubert, war der heftige Schnee gleich nach Neujahr geschmolzen und der Winter, der bereits so früh begonnen hatte und als einer der kältesten Englands gehandelt wurde, erlebte einen jähen Abbruch.

Jetzt war nur noch der Himmel weiß wie Schnee und leer, und die Luft war kühl und starr. Als Narzissa auf den Bahnsteig am Schloss trat, hatte sie das Gefühl, sich in einer riesigen Höhle zu befinden. Wenn der Himmel weiß und wolkenlos war, fühlte es sich an, als fiele er gleich auf die Erde hinab, lege sie wie eine Decke über alle Häupter und ersticke, was immer auch atmete.

Sie versuchte, das unguete Gefühl abzuschütteln, aber es gelang ihr nicht. Schon seit dem Streit zwischen ihren Schwestern im Raum des Stammbaums, aber spätestens nach dem Vorfall mit Onkel Alphard, den ihre anderen Verwandten noch immer nicht zu schnappen geschafft hatten, war dieses unwohle, beklommen machende Gefühl, das eine Mischung aus Angst, Trauer und Betäubung war, ihr ständiger Begleiter. Sie hatte für den Rest der Winterferien beobachten müssen, wie ihre einst so innigen Schwestern kein Wort miteinander sprachen. Andromeda, die sonst so stark und selbstbewusst, vorlaut und lustig gewesen war, hatte ständig diesen panischen Ausdruck in den Augen, als fürchte sie, jeden Moment von Bellatrix, welche ihrerseits wahnsinniger denn je aussah, mit dem Todesfluch belegt zu werden. Wenn sie denn miteinander sprachen, dann mit hohlen Stimmen, als kannten sie einander nicht, und auch nur über das nötigste. Narzissa hatte mit beiden geredet, aber nicht einmal Andromeda machte noch Anstalten, zu versuchen, Friede mit Bellatrix zu schließen. Narzissa machte das furchtbar wütend. Die sonst so verständnisvolle Andromeda schien nicht einen Funken Mitleid mit ihrer Schwester zu haben, die nur knapp einem der wohl schlimmsten Vergehen auf der Welt entgangen war. Streit hin oder her, in solchen Situationen musste man zusammenhalten. Narzissa brach es das Herz, zuzusehen, dass nicht nur Bellatrix, an dessen Kaltherzigkeit sie sich langsam gewöhnt hatte, sondern auch Andromeda begonnen hatte, eine fürchterliche Gleichgültigkeit ihrer Schwester gegenüber zu entwickeln. Andromeda hatte Narzissa versprechen müssen, sich nicht mehr mit Ted zu treffen, egal, wie sie für ihn empfand, denn an oberster Stelle stand die Familie und der durfte Andromeda zu ihrem eigenen Wohl

und sowieso niemals den Rücken kehren. Bellatrix zeigte gegenüber Narzissa nicht, wie verletzt sie war und tat die ganze Zeit über stark, aber die jüngste Schwester meinte, ab und zu, wenn auch ganz selten, ein leichtes, unsicheres und trauriges Zucken in den Augen der Ältesten zu sehen, wenn sie sich unbeobachtet fühlte. Und sie ahnte, dass dies nicht nur an der Sache mit Alphard lag.

Dennoch musste Andromeda wohl dafür sorgen, dass wieder Friede einkehrte. Schließlich war sie Auslöser des Streites gewesen und Bellatrix war durch den Übergriff in eine Opferrolle verfallen. Doch egal wie, Bellatrix war erschreckend skrupellos. Sie würde sicherlich nicht den Schritt auf Andromeda zuwagen. Vielleicht war sie immer schon so gewesen, vielleicht erst so geworden, vielleicht steckte sie noch immer in einem Prozess, an dessen Ende sie noch viel, viel rücksichtsloser sein würde, aber egal, was da vor sich ging, es machte Narzissa Angst.

Der einzige, der sie ein wenig trösten konnte, war ihr bester Freund Lucius. Den ganzen Winter über hatte sie nicht mit ihm geredet, aber an Neujahr, welches die Schwestern verschlafen hatten, traf um Punkt Mitternacht ein Brief von ihm ein, in dem er ihr ein schönes, erfolgreiches und gutes neues Jahr wünschte.

Narzissa hatte zurückschreiben wollen, es aber über die ungemütliche Stimmung im Hause vergessen. Als sie das Schloss vor sich sah, fühlte sie sich augenblicklich tausende Male wohler als sie es in den letzten Wochen im eigenen Heim getan hatte.

Lucius war über die Ferien kurzerhand in Hogwarts geblieben. Eigentlich hatte er geplant, daheim Weihnachten zu feiern, aber es gefiel ihm sehr gut in der Schule, und außerdem waren die LeStrange-Brüder ebenfalls nicht nach Hause gefahren. Lucius hatte seine Chance gewittert und die ganzen Wochen über versucht, mit ihnen eine Art Freundschaft aufzubauen, was ihm letztendlich geglückt war. Er hatte viel über sich ergehen lassen müssen: Herablassende Sprüche von Rabastan und machthaberisches Getue von Rodolphus, aber am Ende hatten sie ihm sogar von sich aus den Platz neben ihnen angeboten und an Neujahr hatten sie zu dritt ein riesiges Feuerwerk auf dem Astronomieturm gezündet, das ihnen allesamt Nachsitzen bei Professor McGonagall beschert hatte.

Als er, in Erwartung der Ankunft der übrigen Slytherins, im Gemeinschaftsraum saß und einen Apfel aß, trat Narzissa ein. Der Apfel blieb ihm beinahe im Halse stecken. Da war sie. Sie war ein so schönes Mädchen und er hatte sie schmerzlich vermisst, ein bisschen zu schmerzlich für seinen Geschmack. Und jetzt stand sie wieder vor ihm, und anders noch als zu Beginn des Schuljahres, lächelte sie ihn aus ganzem Herzen an.

„Lucius!“, rief sie und ließ ihr Gepäck stehen. Langsam, aber zielstrebig ging sie auf ihn zu und blieb eine ewig zu währen scheinende Sekunde vor ihm stehen, ehe er den Schritt wagte und sie in die Arme schloss. Es war ein seltsames Gefühl und beide Kinder machten sich während der Umarmung ganz starr, aber als sie voneinander abließen, lächelten sie.

„Tut mir Leid, dass ich dir nicht geschrieben habe.“, sagte Narzissa. „Bei uns daheim... War einiges los.“

„Ist schon in Ordnung.“, erklärte Lucius. „Ich habe es nicht mal von dir erwartet.“

„Wie geht es dir?“ Narzissa blickte ihn sorgenvoll an. Etwas war in den Ferien geschehen, das spürte Lucius. In ihren blassen Augen lag ein tiefer Kummer, den er noch nie zuvor bemerkt hatte.

„Eigentlich ganz gut.“, sagte er. „Aber dir nicht. Hab ich Recht?“

„Nein, was soll schon sein? Mir geht es prima.“, log Narzissa. Sicherlich würde sie Lucius nicht erzählen, was geschehen war. Er würde sich ohne Frage an Bellatrix hängen und ihr zustimmen und Andromeda ebenso abwertend behandeln wie ihre eigene große Schwester es tat und Narzissa wollte auf keinen Fall, dass Andromeda das durchmachen musste. Und ganz sicher würde sie nicht über das sprechen, was Bellatrix außerdem zugestoßen war.

„Wo sind deine Schwestern?“, fragte Lucius. Er freute sich darauf, Bellatrix zu zeigen, wie gut er sich mit ihren besten Freunden zu verstehen begonnen hatte. Sie, als einflussreiche Todesserin, würde sicherlich erstaunt von ihm sein und ihre abwertenden Blicke ihm gegenüber in Zukunft vielleicht eingrenzen.

„Um ehrlich zu sein habe ich keine Ahnung.“ Narzissa keuchte. „Dro ist bei Calista, schätze ich. Und Bella, keine Ahnung.“

Lucius nickte stumm und nahm diese Antwort erstmal so hin. Mit einem Zauber entfachte er das grüne Feuer im Kamin der Slytherins und bat Narzissa, sich aufs Sofa zu setzen. Sie ließ sich in das Polster fallen und lehnte den Kopf weit nach hinten.

„Ich bin so fertig, das glaubst du gar nicht.“, keuchte sie.

„Mh.“, machte Lucius.

„Und morgen beginnt wieder der Unterricht.“ Narzissa zog ein trotziges Gesicht.

„Morgen? Oh. Stimmt. Oh... Morgen.“

„Was ist, Lucius?“

„Morgen ist Vollmond. Du weißt, was das heißt.“ Lucius lächelte. „Ich bin so aufgeregt.“

„Lucius...“, keuchte Narzissa. „Gibt es denn auf der ganzen Welt nichts Anderes mehr für euch alle als diesen komischen Dunklen Lord?“

Lucius fuhr herum und kniete sich neben Narzissa aufs Sofa. Sein Blick traf sie hart wie Stahl. „Rede nicht so von ihm.“, zischte er.

Beinahe hatte sie Angst vor ihm. Er erinnerte sie plötzlich auf unheimliche Art und Weise an ihre eigene Schwester.

Andromeda hatte alle Mühe, ihr Gepäck die Treppen nach unten zu schleifen. Die Eingangshalle war voll von sich um den Hals fallenden Schülern aller Häuser. Sie jubelten und beglückwünschten einander zum neuen Jahr. Kleine, vom Neujahrsabend verbliebene Feuerwerke wurden verbotenerweise gezündet und alles lachte und freute sich. Andromeda war übel. Sie quetschte sich mit ihrem Koffer durch die Menge, unfähig, sich an einen Zauber zu erinnern, der ihr mit der schweren Last hätte helfen können, als plötzlich eine bekannte Stimme etwas weiter weg von ihr erklang.

„Andromeda!“, rief sie. „Dromeda, hey!“ Ein Lachen lag im Tonfall.

Andromeda fragte sich, ob Ted noch ordentlich tickte. Da machte er einen solchen Aufstand, weil er im Wald mit ihr gesehen worden war, sorgte sich um sie und ihren Ruf wegen ihm und wirkte stets so erpicht auf ihr Wohl, und jetzt rief er vor allen anderen Schülern ihren Namen, als hätte er vor, sie vor versammelter Mannschaft gleich noch einmal zu küssen. Sie durfte sich auf keinen Fall umdrehen. Ted sollte von Anfang an wissen, dass sie nichts mehr mit ihm zu tun haben durfte.

Deswegen tat sie einfach so, als würde sie ihn nicht hören.

„Andromeda!“, rief er, jetzt lag Verzweiflung in der Stimme. „Hier bin ich!“

Verdammt Ted, halt's Maul, wollte Andromeda schreien, aber sie presste die Lippen fest zusammen und kämpfte sich endlich in den Kerkerflur hinab, um der verrückt gewordenen Meute zu entkommen. Sie wusste ganz genau, dass Ted ihr hinterher sah.

Am Abend der Wiederkehr nach Hogwarts lagen die Schwestern in ihren Betten im Gemeinschaftssaal, nur Bellatrix war noch dabei, den Inhalt ihres Koffers in die Truhe vor ihrem Bett umzupacken. Andromeda las und tat so, als wäre sie gar nicht da, während Narzissa ihre älteste Schwester unbemerkt beobachtete. Die übrigen Slytherin-Mädchen schienen sich zu wundern, weswegen die Schwestern, die sich schon vor dem Winter immer seltener unterhalten hatten, nun gar nicht mehr miteinander sprachen. Sie schauten sich unsicher an und Narzissa sah Andromedas tratschwütiger bester Freundin Calista an, dass sie jeden Moment kurz davor war, die Sache vor den Anderen anzusprechen.

Plötzlich aber stand Bellatrix ruckartig auf. Ihr Gesicht war wutverzerrt. Sie knüllte ein Kleid, das am Boden ihres Koffers gelegen hatte, in ihren Armen zusammen und verschwand leise wie ein Geist aus dem Schlafsaal.

Narzissa wusste, was für ein Kleid das gewesen war. Es war das Geschenk gewesen, was Bellatrix Andromeda zu Weihnachten hatte geben wollen. Narzissa konnte sich denken, was Bellatrix jetzt damit tat.

Am nächsten Morgen fand sie die Perlen vom Saum des Kleides am Rande des Kamins.

Der unbrechbare Schwur

Die Bürde des Schweigens über das, was geschehen war, nahm Bellatrix ihren Schwestern gleich am nächsten Morgen ab. Andromeda wusste nicht, wie, aber über Nacht schien jeder davon erfahren zu haben, was ihr eigener Onkel Bellatrix angetan hatte. Oder auch nicht, aber Andromeda würde niemandem von ihrer Vermutung, oder eher gesagt ihrem Wissen, erzählen. Sie beobachtete stillschweigend, wie Bellatrix von Mädchen aller Häuser umarmt und getröstet wurde, und die Jungen um sie herum setzten rachsüchtige Gesichter auf und schworen ihr, Alphard umzubringen, wenn ihr ihnen über den Weg lief. Es war beinahe albern.

Besonders Rodolphus kochte vor Wut. Er machte Anstalten, in Dumbledores Büro einzubrechen um durch den Kamin aus Hogwarts zu entkommen und draußen nach Alphard zu jagen.

„Ich lasse nicht zu, dass dir jemand wehtut!“, knurrte er, als Bellatrix, wenn auch nicht gerade sehr überzeugend, versuchte, ihn vor dieser Dummheit zu bewahren.

„Oh, das weiß ich doch. Mein starker Mann.“, flüsterte sie und küsste Rodolphus einfach auf den Mund. Vor allen Anderen und so plötzlich und heftig, dass sein blasses Gesicht blutrot anlief. Als sie von ihm abließ, taumelte er benommen zurück. Damit hatte er nicht gerechnet. Selbst Andromeda war die Kinnlade heruntergefallen.

Der ganze Gemeinschaftsraum johlte und klatschte Beifall. Calista quietschte verzückt.

Bellatrix lächelte selbstgefällig und Rodolphus legte unsicher den Arm um ihre Schulter. Sie wich kaum merklich zurück, ließ seine Liebkosungen aber schließlich über sich ergehen.

„Endlich...“, flüsterte er in ihr Haar. „Ich habe dich vermisst, Bella.“

„Ich dich auch.“, log sie. Und dann, es kostete selbst sie einiges an Überwindung, einen solch mächtigen Satz in den Mund zu nehmen, sagte sie: „Ich liebe dich.“

Und Rodolphus, ergriffen von der plötzlichen Offenbarung, erwiderte ihre Worte, bloß mit dem Unterschied, dass er sie ernst meinte.

Als sie in der späten Nacht ins Vollmondlicht tauchten und verhüllt durch den Wald schlichen, griff Rodolphus nach Bellatrix' Hand. Er fühlte sich, als habe er endlich sein Ziel erreicht, noch viel höher als jedes Andere in seinem Leben. Aber sie schlug seine Hand weg.

„Reiß dich zusammen.“, zischte sie. „Oder hast du einen Liebestrank genommen?“

Rodolphus redete sich ein, dass es sicherlich wirklich albern war, händchenhaltend mit ihr zu einem Todessertreffen zu gehen, aber unterschwellig schwante ihm, dass Bellatrix ihn schlichtweg vor dem Dunklen Lord verleugnen wollte.

„Sind wir gleich da?“, flüsterte Malfoy. „Mein Bein tut weh.“

„Meine Güte, was bist du? Ein Schlammbloodmädchen?“ Vielleicht war das etwas zu harsch gewesen, aber Rodolphus war auf einmal so wütend, dass er sich nicht mehr beherrschen konnte. Er zertrat einen Ast zu seinen Füßen mit aller Kraft und beschleunigte seinen Schritt, um nicht länger bei den Anderen gehen zu müssen.

„Was in den gefahren ist, möchte ich wissen.“, sagte Rabastan zu Bellatrix. „Du und dein Wahnsinn, schätze ich.“

„Halt den Mund über Dinge, die du nicht verstehst.“, gab sie zur Antwort.

„Ich meine ja nur. Wie kommt es, dass du ihn so plötzlich doch willst?“

„Was heißt hier doch?“, keifte Bellatrix. „Ich wollte ihn schon immer. Ich dachte, das wäre hier jedem klar.“

„Bist du Beedle der Barde oder warum erzählst du mir hier Märchen?“

Bellatrix wirbelte herum und packte Rabastan am Hals. „Hör mal zu, du Klugscheißer!“ zischte sie, „Ich weiß absolut nicht, was dich zu der Annahme kommen lässt, dass du das Recht hast, über meine Gefühle für deinen Bruder zu urteilen.“

„Weil du selbst nicht weißt, ob du überhaupt welche für ihn hast.“ Rabastan befreite sich aus ihrem Griff. So gerne er auch zusehen hätte, Lucius und die übrigen Todesser waren weitergezogen und nun stand

Bellatrix alleine mit Rabastan inmitten von ineinander verwachsenen Bäumen, die im Mondlicht wie knorrige Skelette über sie gebeugt waren. Ihre schwarzen, langen Finger zersausten Bellatrix das Haar und schnitten Rabastan in seinem Befreiungsakt ins Gesicht.

Bellatrix bebte vor Wut. Was nahm sich der Junge heraus, so mit ihr zu reden?

„Ich habe Respekt vor dir, das weißt du.“, erklärte er mit fester Stimme. „Aber hier geht es um meinen Bruder. Er hat mir von dem Kuss erzählt. Und davon, wie er sich fühlt, wenn du ihn so abweisend behandelst. Ich weiß, dass das Wichtigste in deinem Leben unser Herr ist und glaub mir, ich akzeptiere das. Ich selbst liebe ihn wie einen Vater. Aber ich kann es nicht ertragen, meinen Bruder leiden zu sehen.“

Rabastan wirkte auf einmal um Jahre älter und wäre Bellatrix nicht rasend vor Wut gewesen, hätte sie vielleicht so etwas wie Ehrfurcht verspürt.

„Du müsstest eigentlich wissen, wie das ist.“, sagte Rabastan leiser und blickte sie eingehend an. „Geschwisterliebe. Es gibt nichts Schlimmeres, als die leiden zu sehen, die man liebt. Blut ist dicker als Wasser, Bella. Und das Band zwischen Geschwistern kann kein Zauber der Welt trennen. Tu meinem Bruder weh und ich tue dir weh.“

Mit diesen Worten ließ Rabastan Bellatrix am Ende der Gruppe zurück. Sie bebte. Vor nicht allzu langer Zeit noch hätten diese schneidenden Worte ihr wehgetan. Sie hätten sie verletzt und ihr ein Gefühl wie ein schlechtes Gewissen gegeben. Aber alles, was sie jetzt spürte war das Brennen in ihren Augen, ein Brennen von Tränen, die sie niemals mehr weinen würde.

„Willkommen.“, sagte Lord Voldemort und blickte jeden seiner Anhänger für einen kurzen Moment an. „Ich sehe, wir haben Zuwachs bekommen.“

„Jasper Carmen.“, stellte sich ein Hufflepuff des vierten Jahres vor.

„Oh! Carmen.“ Voldemort zeigte ein entstellendes Lächeln. „Dein Vater ist mir wirklich sehr sympathisch gewesen, mein Junge. Er hat mir geholfen, vor nicht allzu langer Zeit.“

„Ja, Herr. Ich weiß. Sechs Muggel und acht Squibs, auf einen Schlag. Ich bin unglaublich stolz auf ihn.“, stotterte Jasper.

„Das kannst du auch sein. Es tut mir außerordentlich Leid um ihn. Mein Beileid.“

„Danke, Herr.“

Voldemort hatte sich die riesige Schlange Nagini um den aschgrauen Hals gelegt. Sein Umhang war von einem dunklen Grün und gab mehr von seiner Haut frei als gewohnt. Bellatrix konnte nicht anders, als auf seinen Brustkorb zu starren. Trotz seines sehnigen Erscheinens schien dieser ungewöhnlich kräftig zu sein. Er hob und senkte sich ganz normal und das war beinahe verwunderlich, wo Voldemort die meiste Zeit über doch eher weniger wie ein Mensch wirkte.

Nachdem sich auch eine Ravenclaw aus dem siebten Jahr und ein Gryffindor aus dem Sechsten als neue Anhänger vorgestellt hatten, fuhr Voldemort damit fort, von einigen seiner Erledigungen in der letzten Zeit zu sprechen. Viele Morde, einige Einstellungen von Todessern als Doppelagenten in Muggelschutzorganisationen und die Entführung einer alten, mächtigen Zaubertrankbrauerin, die Stärkungstränke aus seltenem, irischem Koboldblut fertigte. Voldemort verriet es nicht, aber seine Anhänger ahnten, dass er diese Tränke selbst zu sich nahm. Sein Ehrgeiz und Machthunger waren in jedem seiner Worte zu hören, es war unbestreitbar, dass er alles dafür tat, um an sein Ziel zu kommen. Das da war, der mächtigste dunkle Zauberer aller Zeiten zu werden. Der mächtigste Zauberer überhaupt.

Nach Ende der Besprechung und einigen Abklärungen mit seinen Todessern sollte das Treffen im Vollmond schon wieder zu Ende sein. Er verabschiedete sich gebühlich von ihnen. Dieses Mal würde niemand mit ihm im Wald zurückbleiben, um zu sterben. Doch als er sich umdrehte, um mit seiner Schlange von dannen zu gehen, bemerkte er, dass noch eine Gestalt an einem Baum lehnte.

Er sah selbst im Augenwinkel, wer es war. Mit einem Lächeln in den Augen das er, hätte er sich über Dinge wie diese Gedanken gemacht, beinahe als lasziv bezeichnet hätte, schaute ihn aus der Dunkelheit Bellatrix Black an.

„Möchtest du nicht mit deinen Freunden gehen?“, sagte er in einem herablassenden Tonfall.

Bellatrix sagte nichts. Sie stieß sich vom Baum ab und trat hinter Voldemort, der sich noch immer nicht

umgedreht hatte. Je näher sie ihm kam, umso aufgeregter wurde sie, doch sie durfte sich davon nichts anmerken lassen. Was sie jetzt vorhatte, erforderte Mut und Kraft und Standfestigkeit.

„Ich möchte etwas wichtiges besprechen, Herr.“, flüsterte sie nah an seinem Ohr. Voldemort wand sich unter ihrem warmen Atem und ließ sich endlich dazu herab, sich umzudrehen und ihr in die Augen zu blicken. Das hübsche Mädchen lächelte.

„Worum geht es, Bellatrix?“, fragte er.

„Es geht um ihren engsten Vertrauten, Herr.“, wisperte Bellatrix mit Kinderstimme.

„Alphard ist dein Onkel, habe ich Recht?“, sagte Voldemort kühl. „Was ist mit ihm?“

„Was bedeutet er ihnen, Herr?“, fragte Bellatrix.

„Was für eine Frage ist das?“ Voldemort wich zurück. Er wusste nicht, was sie vorhatte.

„Ist er ihr engster Vertrauter, ja?“ Ihre hoch gestellte Stimme überschlug sich. „Ja?“

„So bezeichne ich ihn in der Tat.“ Voldemort nickte. „Hör zu, Bella. Wenn das eines deiner seltsamen Spielchen werden soll,- Ich glaube, du weißt, dass du mit mir nicht so umzugehen hast.“

„Sie genießen meinen ganzen Respekt, Herr.“ Sie verbeugte sich, so tief es ging. „Genau darum geht es doch.“

„Wie meinst du das? Jetzt sprich endlich!“

„Mir scheint es, als hätte mein Onkel nicht allzu viel Respekt vor ihnen. Sonst hätte er mir nicht all diese Dinge über sie erzählt, Herr. Sonst hätte er mich nicht in das Geheimnis des Medaillons und der Angelegenheit mit den Horkruxen eingeweiht.“

Voldemorts schmallippiger Mund stand offen. Wut trat in seine Augen. In seiner Umhangtasche hielt er den Zauberstab fest umklammert.

„Er hat mir alle diese Dinge erzählt... Keine Sorge, ich werde sie niemandem sonst verraten...“, säuselte Bellatrix. „Und dann hat er... Dann hat er mich...“ Sie presste die Lippen aufeinander, als wolle sie verhindern, in Tränen auszubrechen.

„Was?“, keifte Voldemort, genervt von der Langatmigkeit ihres Geständnisses.

„Er hat mich gefesselt.“ Bellatrix' Augen füllten sich mit Tränen, ihr Blick war starr auf Voldemorts Schlangenaugen gerichtet. Auch er konnte den Blick jetzt nicht mehr von ihr nehmen.

„Er hat mich gefesselt und überall angefasst. Er hat mich geschlagen.“, wimmerte sie und zog ihren Ärmel hoch, um Voldemort die blauen Flecke an ihrem Arm zu zeigen. „Es hat so wehgetan.“

Doch er würdigte die Blessuren keines Blickes. Er starrte Bellatrix in die Augen und kam nicht von dem perfiden Gedanken daran los, wie sie wohl ausgesehen haben musste, schutzlos und verwundbar wie das Fohlen, das sie getötet hatte, und in Fesseln. Der Gedanke daran lähmte ihn auf eine begierige Art und Weise, schürte aber gleichzeitig seine Wut auf seinen offenbar verräterischen engsten Vertrauten.

Als er wieder einigermaßen klar denken konnte, sagte er: „Gut. Ich werde Alphard sofort einen Besuch abstatten und dazu ausfragen. Danke, dass du mich darüber in Kenntnis gesetzt hast, Bellatrix.“

Er wand sich um und wollte gehen, als Bellatrix ihn mit all ihrer Kraft an der Schulter packte. Es wäre ein Leichtes gewesen, sich loszureißen, egal, wie sehr sie sich anstrengte. Aber viel kräftiger noch als ihre Körperkraft war die Kraft ihres Willens und war er auch sonst alles Andere als sensibel, was Gefühle Anderer anbelangte, wusste er, dass er dieser Wille war. Er drehte sich wieder zu ihr um und sah sie wütend an.

„WAS?“, donnerte er. „Was gibt es noch!“

„Das mit den Horkruxen war nicht das einzige, was er mir erzählt hat.“ Sie trat ganz nah an Voldemort, schaute sich um, um sich zu vergewissern, dass niemand sonst in den Schatten des nächtlichen Waldes lauschte und flüsterte ihm dann ins Ohr: „Ich weiß um ihre Herkunft, Herr. Ich weiß um ihren Vater.“

War sie ihm eben noch so nah gewesen, fand sich Bellatrix augenblicklich fünf Meter vor dem Dunklen Lord am Boden, mit einem stechenden Schmerz im Brustkorb.

„Hat er dir das wirklich erzählt?“, schrie Voldemort, baute sich über sie auf und zielte mit seinem Zauberstab genau auf ihr Herz.

„Ja, Herr.“, wimmerte Bellatrix. Dass er so reagieren würde, hatte sie zwar bedacht, aber nicht wirklich erwartet. Sie bekam Angst.

Voldemorts Gesicht hatte sich zu einer hässlichen Maske aus purem Hass verwandelt. Bellatrix, die sich sonst nach nichts mehr verzehrte als nach diesem Mann, hielt es kaum aus, ihn so anzusehen.

„Ich werde ihn töten!“, brüllte er. „Dieser Verräter!“

Bellatrix lachte. So wollte sie das hören. Ihr Plan ging auf.

„Was lachst du!“, schrie Voldemort. „Du bist nicht besser. Du bist zuerst dran!“

Das allerdings hatte Bellatrix wirklich nicht bedacht. Das Blut rauschte ihr in den Ohren, Schwindel ergriff ihren Körper. Sie kauerte sich im nassen Laub vor Voldemort zusammen und hoffte mit ihrem ganzen Herzen, dass er ihr das nicht antun würde. Bei ihm, von seiner Hand zu sterben, erschien ihr zwar als der schönste nur vorstellbare Tod, aber sich jetzt schon in seinem Angesicht vorzufinden, das hatte sie nicht gewollt. Sie begann, zu weinen, und dieses Mal richtig. Es ging um ihr Leben.

„Avada-“, begann Voldemort, doch dann brach er ab. Er hatte es sich anders überlegt. Außerdem hatte Bellatrix' markerschütternder Angstschrei ihn zusammenzucken lassen.

„Bitte nicht, Herr, ich flehe sie an, bitte lassen sie mich am Leben, ich verspreche ich werde es niemandem verraten, Herr, ich verspreche es, aber bitte tun sie mir nichts, Herr, bitte.“

Bellatrix wimmerte wie ein kleines Kind und bekundete aus Angst immer und immer wieder ihre Treue. Voldemort zog ein angewidertes Gesicht. Sie kroch vor ihm auf dem Boden herum und legte den Kopf auf seine Füße, schmiegte sich an ihn, flehte, dass er sie am Leben ließ.

„Ich schwöre es ihnen, Herr, ich schwöre ihnen, nichts zu verraten und ich schwöre ihnen ewige Treue, wenn sie mich verschonen.“ Sie klammerte sich an seine Beine, doch er schüttelte sie ab wie Ungeziefer.

„Mach dich nicht lächerlich.“, knurrte er voller Abscheu. Dann beugte er sich, griff sie grob an der Schulter und stellte sie vor sich auf die Beine.

„Oh danke, Herr.“, wisperte Bellatrix. Tränen standen ihr in den plötzlich so kindlich wirkenden Augen, als sie ihn dankbar ansah. „Vielen, vielen Dank.“

„Ewige Treue und keinen Verrat?“ Voldemort sah sie prüfend an. Es war richtig gewesen, sie nicht zu töten. Sie war eine mächtige Hexe. Eine schöne junge Frau. Klug, gerissen und gewillt, alles für ihn zu tun. Ihm war eine bessere Idee gekommen, als sie einfach umzubringen. Er würde sie vollends zu seinem machen. Das wollte sich doch. Sie bemühte sich so um seine Nähe. Jeder andere, der an seiner Stelle gewesen wäre, wäre entzückt gewesen von ihren Avancen. Also würde er ihr ihren Willen geben und zu seinem Besten nutzen. Der Verräter würde sterben und sie würde seinen Platz einnehmen.

„Ja, Herr. Das und viel mehr schwöre ich ihnen. Und sollte ich den Schwur je brechen, so will ich sterben.“

„Das lässt sich einrichten.“, sagte Voldemort mit einem Lächeln. „Ein unbrechbarer Schwur läuft genau darauf hinaus.“

„Natürlich!“, seufzte Bellatrix. „Jetzt, hier.“

Sie reichte Voldemort die Hand, doch dann zögerte sie.

„Hier ist niemand, der den Zauber vollführen kann.“, stellte sie fest. „Wir brauchen einen Dritten.“

„Es gibt einen anderen Weg, Bella.“, sagte Voldemort süffisant lächelnd. „Das weißt du.“

„Nein, Herr.“, gab sie zu. „Ich weiß nichts von einem anderen Weg.“

Statt ihr diesen zu erklären, zückte Voldemort abermals seinen Zauberstab und richtete ihn auf Bellatrix' Gesicht.

„Schwörst du, alles, was der Verräter Alphard Black dir erzählt hat, als dein Geheimnis zu wahren, auf dass du es mit niemandem teilst?“, fragte er.

„Ich schwöre es.“, entgegnete Bellatrix mit zittriger Stimme.

„Schwörst du, mir bis zum Ende eine treue und ergebene Dienerin zu sein?“

„Ich schwöre es.“

Dann meinte Bellatrix, etwas wie ein Lächeln auf dem Gesicht des Dunklen Lords zu erkennen. Doch sie konnte es nicht lange ansehen, denn dann war es zu nah vor ihr. Krallenartige Finger gruben sich in ihr Haar, zogen ihren Kopf mit aller Kraft an das aschgraue Gesicht vor ihr und dann spürte sie kalte Lippen wie aus Marmor auf den Ihren. Sie wusste nicht, ob es die bindenden Ketten des Unbrechbaren Schwurs waren, die sich im Vollzug ihres Zaubers um sie legten, oder ein anderer, viel mächtiger Zauber, der sie in diesem Moment durchströmte wie das Feuer der Hölle, aber sie war unfähig, etwas anderes zu tun, als einfach nur dazustehen und sich von Lord Voldemort küssen zu lassen, als täte er dies aus so etwas wie Liebe und nicht aus der Verfolgung seines persönlichen Ziels heraus.

Sie wollte den Kuss erwidern, denn nicht selten hatte sie sich genau das hier vorgestellt: Sie und Voldemort alleine im Verbotenen Wald. So abstrus ihr diese Gedanken erschienen waren, wie sehr sie sie beschämt hatten, so hatte sie doch stets danach verlangt. Doch jetzt konnte sie nichts tun als dastehen und hoffen, dass er sich nie wieder von ihr löste, um dass sie die stetige Abneigung in seinem Blick wieder sehen

musste.

Doch er tat es. Sobald sich die engen Fesseln des Zaubers von ihren Schultern gelöst hatten, stießen die Küssenden voneinander und Voldemort blickte Bellatrix so verächtlich an, als wäre nichts geschehen.

Sie war auf die Knie gesunken und wagte es nicht, nach oben zu schauen.

„Geh zurück ins Schloss.“, befahl er ihr. „Rodolphus wartet sicher auf dich.“

Freundschaft

Es war ernüchternd, wie schnell sich der Schulalltag wieder eingespielt hatte. Zwei Wochen waren seit der Rückkehr der Schwestern nach Hogwarts vergangen. Den meisten ihrer Freunde und Schulkameraden kam es vor, als hätte die Ferien nie stattgefunden. Natürlich, denn alles, was sie erlebt hatten, war ein nettes Weihnachtsfest im Kreise ihrer Lieben, ein anständiges Feuerwerk zu Neujahr und allerlei lustige Unternehmungen, zu denen sie während der Zeit im Schloss sonst keine Zeit hatten. Die Schwestern allerdings hingen noch immer mit den Gedanken bei den Geschehnissen während der Festtage, egal, wie sehr sie versuchten, sich abzulenken.

Narzissa konnte sich im Unterricht nun gar nicht mehr konzentrieren, während Andromeda sich Kopfüber in Zusatzarbeit gestürzt hatte, die sie selbst nachts erledigte. Schlafen konnte sie sowieso kaum noch.

Bellatrix war die Einzige, die klarzukommen schien, was verwunderlich war, wo sie es doch war, um die sich die anderen beiden Schwestern Gedanken machten. Sie war Opfer eines undenkbaren Verbrechens geworden, sie hatte einen furchtbaren Streit entfacht. Und trotzdem lächelte sie und gab sich wie immer. Zudem schien sie nahezu süchtig nach Küssen von Rodolphus geworden zu sein. Bei jeder Gelegenheit warf sie sich an seinen Hals und ergab sich seinen Zärtlichkeiten. Andromeda konnte das Schauspiel kaum ertragen. Auch Rabastan schien das plötzlich vereinte Traumpaar nicht wirklich ernst nehmen zu können.

„Schon komisch.“, sagte er zu Andromeda, als er sich am Nachmittag zum Hausaufgabenmachen neben sie setzte.

„Was?“, fragte sie desinteressiert und blätterte in ihrem vergilbten Geschichtsbuch.

„Das mit deiner Schwester und meinem Bruder.“, sagte er.

„Bitte.“, stöhnte Andromeda. „Sprich mich nicht darauf an.“

„Ich meine ja nur. Bellatrix war früher immer so ablehnend ihm gegenüber. Und das eine Mal, als er sie geküsst hat, da hat sie ihm auch gesagt, dass es nicht der richtige Zeitpunkt wäre. Ich habe immer gedacht, vielleicht gibt er sie auf, so sehr ich mir auch wünsche, dass aus den beiden was wird.“

„Sieht aus, als hätte sie ihre Meinung geändert und der Zeitpunkt ist gekommen.“, sagte Andromeda, in der Hoffnung, Rabastan abwimmeln zu können. Doch er gab nicht auf.

„Nein, ich verstehe das nicht. So verhält sich auch keiner, dem so etwas schreckliches zugestoßen ist wie ihr.“

Andromeda schaute auf. Für einen Augenblick überlegte sie, ihren alten Freund Rabastan in ihr Wissen einzuweihen, ihm alles zu erzählen. Aber damit würde sie ihn nur gegen sich selbst aufbringen. Denn die Sache mit Ted trug viel dazu bei, dass Bellatrix sich auf so kalte Art und Weise von Andromeda abgewandt hatte. Der Groll über sie hatte viel dazu beigetragen, dass Bellatrix so skrupellos geworden war. Außerdem würde sie nicht zu eine Verräterin werden. Sie klappte ihr Buch zusammen und beschloss, an einem anderen Ort ihre Hausaufgaben weiter zu machen.

„Jeder hat seine eigene Art und Weise, mit so was umzugehen.“, sagte sie und schulterte ihre lederne Tasche. „Sei doch froh, dass es ihr so gut geht.“

Rabastan nickte. „Vielleicht mache ich mir einfach zu viele Gedanken.“

„Das ist gut möglich.“, sagte Andromeda. „Manchmal hilft es, den Kopf einfach abzuschalten.“

Wenn sie das doch nur selbst könnte. Sie lächelte Rabastan ermutigend zu und hoffte, dass sich das Thema für ihn erledigt hatte, dann ließ sie ihn alleine.

Auf dem Weg nach draußen traf sie Jonah Macnaire. Nie hatte sie jemanden mit so viel Abneigung im Blick angesehen. Er war Schuld daran, dass Bellatrix sie endgültig verstoßen wollte. Wie er mit seinem schiefen Zähnen und dem selbstverliebten Grinsen an ihr vorbei stolzierte, griff Andromeda intuitiv nach ihrem Zauberstab. Am liebsten hätte sie ihn mit einem Fluch in Stücke gerissen. Ob *Diffindo* auch bei Menschen funktionierte? Doch sie beherrschte sich, ließ ihre Vernunft gewinnen. Was geschehen war, war geschehen und selbst, wenn sie gewaltsam Rache an dem Verräter nahm, würde es ihr danach nicht besser ergehen. Umso mehr Gründe würde Bellatrix, die Jonah zum Kreis ihrer Freunde zählte, haben, um wütend auf sie zu sein. Also schaute sie ihn einfach so an und hoffte, dass der kalte Hass, den sie für ihn empfand,

durch ihre Augen bei ihm ankam.

Und als er ihren Blick auffing, zuckte er tatsächlich zusammen. In dieser Hinsicht war es wirklich gut, Bellatrix so ähnlich zu sein. Wenn Andromeda wollte, schaffte auch sie es, Anderen Angst einzujagen. Aber in letzter Zeit war sie es, die ängstlich war. Zu jeder Stunde, in jedem Augenblick. Sie schaute mehrmals hinter sich, um sicherzugehen, dass sie nicht verfolgt wurde, ehe sie zu den Gewächshäusern abbog und sich durch eine offene Luke in eines von ihnen hineinschlich.

Hier würde sie niemand finden. Nie zuvor hatte sie sich in die Gewächshäuser gewagt, die selbst im Winter schwülwarm waren. Sie legte Schal und Umhang von sich und setzte sich auf eine steinerne Bank in einer von Moospflanzen umgebenen Ecke. Das Zischen und Rascheln der Blätter und Blüten hatte eine beruhigende Wirkung. Zum ersten Mal seit langer Zeit konnte Andromeda das Alleinsein genießen.

Es gab einen Unterschied zwischen Alleinsein und Einsamkeit und Andromeda erlebte beides nicht selten. Da war sie froh, wenigstens ersteres einmal genießen zu können.

Sie zückte ihre Feder und begann, ihren Aufsatz über den Riesen Urghad, der sich den Menschen angeschlossen und eine bedeutende Rolle in den Aufständen der Waldwesen 1754 gespielt hatte, weiterzuschreiben.

Eine ganze Weile saß sie da und schrieb, so energisch und angestrengt, dass ihr vom Klammergriff um die Feder die Hand zu schmerzen begann.

Sie war hochkonzentriert. Als das Scheppern erklang, schrie sie laut auf. Nie in ihrem Leben hatte sie sich so erschrocken. Sie war hochgefahren, der Inhalt ihres Tintenfassess hatte sich über ihre Schuhe ergossen und das Herz hüpfte ihr jede Minute aus dem Hals.

„Verdammt nochmal!“, keuchte sie. „Wer ist da?“

„Tut mir Leid!“, sagte eine vertraute Stimme. „Ich bin's, Andromeda!“

Andromeda wirbelte umher, konnte durch das Dickicht der Pflanzen vor ihr aber nicht erkennen, wer sich da durch raschelnde Blätter näherte. Sie zückte den Zauberstab, bereit, einen möglichen Angreifer abzuwehren, aber als sich die Blütenstaude einer riesigen, übermenschlich großen Hortensie beiseite schob, war es bloß Gideon, der da zum Vorschein kam.

„Hast du mich erschreckt!“, sagte sie und konnte endlich über den Schock lachen.

„Tut mir echt Leid!“, entschuldigte sich Gideon mit einem Lächeln. Er sah seinem Bruder Fabian zum Verwechseln ähnlich und beide hatten Andromeda stets an Godric Gryffindor selbst erinnert. Sie war froh, ihn hier anzutreffen. Er war ein wirklich netter Junge und seine Gesellschaft war ihr noch lieber, als jetzt allein zu sein.

„Setz dich.“, sagte sie und deutete auf die Bank. Erst jetzt bemerkte sie die Tintenlache auf ihrem Fuß. „Verdammt.“

„Warte, das bring ich in Ordnung. *Widiwasi!*“ Gideon zauberte Andromedas Schuhe wieder sauber und außerdem ließ er ganz ohne Zauberspruch die Tinte zurück in ihr Fass laufen. Er hob es auf und reichte es ihr.

„Danke.“, sagte sie. „Was machst du überhaupt hier?“

„Ich habe nach meiner Schlingpflanze geguckt. Sie gedeiht prächtig.“ Gideon lächelte.

„Interessierst du dich für Kräuterkunde, ja?“

„Oh ja, sehr.“ Gideon nickte und zeigte Andromeda das Buch, das er unter dem Arm trug.

„Purzelnde Wurzeln und tanzende Pflanzen- Wie sie ihre magischen Kräuter richtig züchten.“, las Andromeda vor. „Klingt lustig.“

„Ist es, in der Tat. Es gibt so viele höchstspannende Gewächse, manche von ihnen sind intelligenter als eine Herde Zentauren!“

„Unfassbar!“, sagte Andromeda mit gespielterem Interesse.

„Ja, ja.“ Gideon merkte, dass er Andromeda nicht mit Geschichten von tanzenden Pflanzen fesseln konnte und setzte ein ernstes Gesicht auf.

„Mit Ted ist nichts mehr anzufangen.“, sagte er.

Andromedas Magen verkrampfte sich wieder. Sie hatte die letzten zwei Wochen über so getan, als gäbe es Ted nicht. Wann immer er sie auf den Fluren gerufen oder im Vorbeigehen begrüßt hatte, hatte sie ihn ignoriert. In Zaubertränke hatte sie extra den Platz gewechselt, um nicht länger so nah bei ihm zu sitzen. Sie hatte das Leid in seinem Gesicht gesehen und es hatte ihr geschundenes Herz schwerer getroffen, als erwartet. All ihre Kraft hatte sie darauf angewendet, sich von ihren Gefühlen abzulenken. Und jetzt kam Gideon und sagte einen Satz und all der Kummer strömte in sie zurück.

„Ich will nicht darüber reden.“, wisperte sie betrübt.

„Ist schon okay.“, sagte Gideon. „Ich soll dir nur etwas von ihm ausrichten.“

„Ich will es nicht hören.“, log Andromeda.

„Er bat mich, es dir in einem ungestörten Moment zu sagen. Ich hätte es schon gestern getan, aber da hat sich keine Gelegenheit geboten. Also glaub bitte nicht, dass ich dich extra deswegen hierher verfolgt habe.“

„Nein, ist schon in Ordnung. Trotzdem, ich will es gar nicht erst wissen. Glaub mir, es ist besser so, Gideon.“ Andromeda spürte Tränen in ihren Augen. Ihre Sicht verschwamm vor ihren Augen, sie sah nur noch das Grün der Gewächse.

„Er hat gesagt, es ist wichtig, dass du es erfährst.“ Gideon streichelte Andromeda den Rücken.

„Bitte, Gideon...“, flehte sie.

„Er hat gesagt er weiß, was passiert ist. Zumindest kann er es sich denken, meinte er. Er hat gesagt, es ist okay und dass er es versteht. Aber er will dich treffen.“

„Das geht nicht!“, zischte Andromeda. „Sag ihm, dass es nicht geht, sag ihm, ich will ihn nicht sehen.“

„Du lügst doch.“ Gideons blaue Augen ruhten unnachgiebig auf Andromedas Gesicht.

„Und wenn schon.“, flüsterte sie. „Ich kann nicht. Es geht einfach nicht.“

„Ich Sorge schon dafür, dass euch niemand sieht, wenn es das ist, was dir Sorgen bereitet.“

Erstaunt blickte Andromeda in das löwenartige Gesicht des Prewett-Bruders.

„Darum geht es nicht.“, sagte sie. „Ich meine, doch, auch. Aber egal. Sag Ted, dass er es nicht weiter versuchen soll. Sag ihm, wenn er mich wirklich so mag, wie er tut, dann soll er mich in Ruhe lassen. Es ist zu meinem Besten, wenn wir uns nicht mehr sehen. Und nicht mehr miteinander reden. Und sowieso.“

„Andromeda, bitte. Ted ist einer meiner besten Freunde. Ich möchte, dass es ihm gut geht. Und ich glaube, dass er sich wirklich in dich verliebt hat.“

Das zu hören ließ Andromeda erzittern. Eine Wärme durchfuhr sie, die sie unter anderen Umständen sicher zum Lächeln gebracht hätte. So etwas zu erfahren, war immer aufregend. Und schön, wenn man es erwiderte. Schrecklich allerdings, wenn es verboten war und im schlimmsten Falle zum Verlust der eigenen Familie führte.

„Ach Quatsch.“, sagte sie, wie jedes Mädchen es gesagt hätte. „Das stimmt doch nicht.“

„Ich werde ihm von dir keine Nachricht überbringen.“, sagte Gideon hart.

„Das ist unfair von dir.“, entgegnete Andromeda zornig. „Ich dachte, du willst, dass es ihm gut geht!“

„Ich will, dass du dich mit ihm triffst und ihm das persönlich sagst.“

„Gideon, ich begeben mich damit in große Gefahr. Du hast keine Ahnung, was mir bevorsteht, wenn irgendjemand aus meiner Familie oder deren Bekanntenkreis erfährt, dass ich mich doch noch einmal mit ihm getroffen habe, selbst, wenn das das letzte Mal war.“ Inzwischen weinte sie wieder. Sie fragte sich, wie sie nach all diesen Wochen voller Leid überhaupt noch Tränen haben könnte.

„Ich habe dir gesagt, ich Sorge dafür, dass euch niemand sieht.“ Jetzt packte Gideon Andromeda an den Schultern und schaute ihr genau in die Augen. „Unterschätze mich nicht.“

Sie nickte. „Trotzdem.“, sagte sie.

„Du bist es ihm schuldig.“, sagte er. „Aber noch viel mehr bist du es dir selbst schuldig.“

„Was meinst du?“, fragte sie.

„Sieh dich doch an.“ Gideon stand auf und blickte mitleidig auf sie hinab. „Du bist vollkommen am Ende. Glaubst du nicht, wir alle sehen, wie sehr du leidest? Keiner kann sich einen Reim darauf machen. Aber als es dir vor den Ferien schlecht ging, hast du dich mit Ted getroffen. Und er hat es geschafft, dir einen Gedanken für einen Patronus zu schenken. Hast du mal versucht, einen Patronus zu zaubern? Ich wette, mit dieser Erinnerung schaffst du es.“

Andromeda war nicht verletzt, dass Ted seinem Freund von dem Kuss erzählt hatte. Viel mehr erstaunte sie es, dass Gideon sich so um sie bemühte. Sie war furchtbar dankbar, wusste aber, dass sie seiner Bitte nicht nachkommen durfte.

„Ich mische mich da nicht weiter ein. Jeder muss selber wissen, was er tut, um glücklich zu sein. Ich habe nur einfach das Gefühl, dass Ted dich verdammt glücklich machen könnte. Sieh mich an und sage mir, dass du nicht so denkst. Dann werde ich ewig darüber schweigen.“

Statt ihm zu antworten oder zu versuchen, ihn weiter davon zu überzeugen, sie in Ruhe zu lassen, tat Andromeda einen Schritt auf Gideon zu und umarmte ihn.

„Ted wartet morgen Abend um halb zehn an der Hütte des Wildhüters. Sei da oder nicht, es liegt bei dir.“

Gideon drückte Andromeda fester, dann ließ er sie los und lächelte sie an. „Aber glaub mir, es wird alles gut. Vielleicht nicht so, wie wir es uns vorstellen. Aber am Ende wird alles gut.“

Hagrids Hütte

Die Eulen trafen mit lautem Gekreische am Morgen in der Großen Halle ein. Zahlreiche Päckchen und Briefe fielen von der Decke herab auf die Köpfe der Schüler nieder und Gregory Stewart, ein pummeliger Gryffindor, bekam einen Heuler von seiner Familie. Allerdings überbrachte der kein aufgebracht Gekreische, wie es die meisten Heuler in sich hatten, sondern sang ihm lediglich ein verspätetes Weihnachtslied vor.

„Meine Eltern sind immer auf Reisen.“, verteidigte er sich. „Sie haben vergessen, dass Weihnachten war, schätze ich.“

Kaum einer beachtete Bellatrix, die einen eleganten Umschlag auffing und rasch öffnete.

Rodolphus, der neben ihr saß, fragte: „Ist es von dem, von dem ich denke, dass es ist?“

„Nein.“, sagte Bellatrix. „Es ist ein Brief von meinen Eltern.“

Sie holte das kunstvoll gefaltete Pergament aus dem Umschlag und überflog den Brief mit ihren dunklen Augen. Dann lachte sie laut auf und faltete den Brief wieder zu.

Narzissa hatte bemerkt, dass ihre Schwester Post von zu Hause bekommen hatte und fragte Bellatrix, ob sie den Brief auch lesen durfte. Stumm nickend überreichte diese ihr den Brief und nach kurzer Zeit legte Narzissa ihn mit weit aufgerissenen Augen wieder auf den Tisch.

„Glaubst du, er hat sich umgebracht?“, fragte sie leise.

Bellatrix zuckte mit den Schultern. „Wer weiß. Hauptsache, er ist tot.“ Wieder lachte sie.

Rodolphus schaute sie gleichermaßen erschrocken und interessiert an.

„Was ist passiert?“, fragte er.

„Mein Onkel Alphard ist tot.“, verkündete Bellatrix. „Geschieht ihm recht.“

„Oh ja, das tut es!“, rief Rodolphus und lachte ebenfalls. „Gerechtigkeit.“

Dann hob er seinen Kelch mit Kürbissaft und wollte mit Bellatrix anstoßen, doch sie ignorierte die Geste und tat sich stattdessen eine Scheibe Brot auf den Teller. Enttäuscht ließ Rodolphus den Kelch wieder sinken.

„Unglaublich.“, zischte Narzissa. Ihr Kopf surrte. „Das ist mir alles zu viel.“

„Was ist los?“ Andromeda hatte sich unbemerkt neben ihre kleine Schwester gesetzt. Ohne die Dritte im Bunde zu beachten, begann sie, sich trotz ihrer Übelkeit mächtig viel Müsli in ihre Frühstücksschale zu kippen.

„Lies selbst.“, flüsterte Narzissa.

Andromeda griff den Brief und las ihn sich selbst leise vor:

*Liebste Bellatrix, liebe Andromeda, liebe Narzissa,
es erreichen euch herzliche Grüße von zu Hause, gemeinsam mit einer guten Nachricht.
Der Verräter und Schänder Alphard, der sich noch vor kurzem unseres Namens geschimpft
hat, ist tot. Wir fanden ihn tot in einem abgelegenen Hotel in Canterbury und hätten ihn gern
selbst umgebracht, doch jemand, und sei es er selbst gewesen, ist uns zuvorgekommen.
Es besteht kein Grund mehr, sich zu sorgen.
Ein erfolgreiches Schuljahr noch,*

Druella und Cygnus

Andromedas Blick wanderte sofort zu Bellatrix, die zufrieden mit sich und der Welt ihr Brot aß. Hatte sie es geschafft, dem Schloss zu entkommen und Alphard aufgesucht? Hatte sie ihn eigenhändig umgebracht? Trotz allem konnte Andromeda das nicht wirklich glauben. So kaltblütig konnte Bellatrix nicht sein. Oder? Schließlich hätte sie Alphards Tod so oder so verantwortet. Bellatrix bemerkte nicht, dass ihre Schwester sie beobachtete.

„Du weißt, wer das war.“, zischte sie Rodolphus ins Ohr und lächelte.

„Nicht wahr.“, keuchte Rodolphus. „Wie...?“

„Das tut nicht zur Sache. Er hat es für mich getan.“ Bellatrix strich sich das Haar hinter die Ohren und lächelte Rodolphus herablassend an. Er schien gleichzeitig überrascht und enttäuscht zu sein. Seine Wangen

röteten sich.

Andromeda meinte, zu verstehen und wusste nicht, ob das abgekaterte Spiel, das Bellatrix mit all denen, die eigentlich ihre Freunde und Vertraute waren, spielte. Und nun hatte sie, wie es schien, auch noch Lord Voldemort persönlich mit hineingezogen. Sie log, betrog und spielte, und all das nur zu ihrem eigenen Vorteil.

Andromeda erkannte ihre eigene Schwester nicht mehr. Sie war zutiefst erschüttert von ihrem Verhalten. Alphard war, da war sich Andromeda ganz sicher, unschuldig gestorben. Nur, weil Bellatrix es nicht aushielt, dass er dem Dunklen Lord wichtiger war als sie, wie es schien. Diese ganze Sache mit Voldemort jagte Andromeda immer mehr Angst ein. Ihre Schwester war vollkommen besessen. Wegen seiner und der allgemeinen Black'schen Ideologie wollte man sie aus der Familie verbannen. Zum ersten Mal überhaupt fragte sich Andromeda, ob sie überhaupt noch zu dieser Familie gehören wollte.

Sie wusste nicht, ob es die Wut auf Bellatrix war, die Erschütterung und die Trauer, oder ihre Gefühle für Ted oder einfach Dummheit, die sie schließlich dazu veranlassten, Gideons Bitte nachzugehen. Eigentlich lag sie schon im Bett, wollte das Treffen verschlafen und ein für alle Mal mit der Sache abschließen. Sie wollte Ted mit einem glatten Bruch von sich trennen. Das wäre das Beste gewesen. Aber wie die meisten Hexen, Zauberer und auch Muggel in ihrem Alter, hörte sie nicht besonders gut auf die Stimme, die ihr Bestes wollte. Sie hörte auf die drängende, laute Stimme in ihr, die ihr sagte, dass sie unbedingt das tun musste, was sie wollte. Und alles, was sie wollte, das, was sie von Herzen wirklich ersehnte, war, Ted zu sehen.

Sie redete sich ein, dass sie Gideon vertrauen könnte und niemand sie sehen würde. Es war dunkel draußen und sie hüllte sich in einen Umhang schwärzer als die Nacht. Jeden zweiten Schritt, den sie tat, leuchtete sie hinter sich, um sich zu vergewissern, dass weder Jonah, noch irgendjemand sonst ihr folgte.

Und schließlich gelangte sie an die Hütte des Wildhüters. Schon oft hatte sie sie auf ihrem Weg in den Verbotenen Wald passiert, aber nun sah sie zum ersten Mal Licht darin. Und den gewaltigen Schatten eines großen Mannes. Der, der ihr schon beim Weihnachtsbaumaufstellen ins Auge gefallen war. Mit ihm in der Hütte war ein weiterer Schatten, den sie, begleitet von einem Stich in der Magengegend, sofort als Ted erkannte. Auch Gideon schien darin zu sein.

Ohne weiter nachzudenken, stieg sie die Stufen zur Tür hoch und klopfte dreimal, gleichermaßen fest und leise. Sie hoffte, dass man sie gehört hatte und holte gerade aus, um noch einmal zu klopfen, doch dann schwang die schwere, riesige Tür auf und der große, bärtige Wildhüter stand vor ihr. Erst lächelte er und streckte ihr die Hand aus, doch dann wurde sein Gesicht hinter dem rauschigen, kohleschwarzen Bart misstrauisch.

„Moment.“, grummelte er. „Du bist'n Black'sches.“

Andromeda, die den Kopf in den Nacken legen musste, um dem Halbriesen ins Gesicht blicken zu können, traute sich nicht, ihm zu antworten.

„Wegen 'nem Pack wie dein'm bin ich-“

„Hagrid!“, rief Ted von innen und drängte sich an dem riesigen Mann vorbei an die Tür. Als er Andromeda sah, weiteten sich seine Augen vor Freude, doch er versuchte angestrengt, ernst zu wirken. Er war wütend.

„Schön, dich doch nochmal zu sehen.“, knurrte er.

„Ted, hör zu, es tut mir Leid, ich-“, begann Andromeda, doch Hagrid unterbrach sie.

„Wenn die Sache wirklich so heikel ist, wie du gesagt hast, Teddy, dann glaub ich nicht, dass ihr das hier so zwischen Tür und Angel besprechen solltet.“, maulte er. „Komm rein, Black.“

Andromeda gehorchte und Hagrid schloss die Tür mit einem letzten Blick nach draußen hinter ihr.

„Erstmal sollten wir uns vielleicht einander vorstellen.“, sagte Gideon, nachdem Andromeda sich still in eine Ecke der unordentlichen Hütte gesetzt hatte. Hier war alles auf Halbriesengröße ausgerichtet und sie versank in den Kissen des Sessels, in den sie sich hatte fallen lassen.

„Aber wir kennen einander doch schon.“, grummelte Hagrid.

„Du weißt genau, was ich meine.“, sagte Gideon und deutete auf Andromeda.

„Achso...“ Mürrisch blickte Hagrid Andromeda an. Es war das erste Mal, dass jemand sie wegen ihrer Familie so abwertend behandelte. Sonst genoss sie Freundlichkeit und Respekt an allen Ecken. In der

Winkelgasse gab man ihr regelmäßig sogar Rabatte auf allerlei Waren. So hoch angesehen wie die Blacks war kaum eine Zaubererfamilie, aber das schien den Brocken von Mann nicht zu kümmern.

„Ich bin Hagrid.“, stellte er sich kleinlaut vor und reichte Andromeda die riesige Hand.

„Andromeda.“, entgegnete sie ebenso leise und legte den ganzen Arm in Hagrids Pranke.

„Gut.“, sagte Gideon. „Ich schätze, dann lassen Hagrid und ich dich und Ted mal alleine. Wir werden draußen vor der Tür Wache schieben.“

„Danke.“, sagte Ted. „Und vergiss nicht. Beim kleinsten Anzeichen-“

„Schlag ich Alarm.“, sagte Hagrid. „Ich werd heulen wie'ne Sirene. Wirste hören.“

„Na hoffentlich nicht.“, scherzte Gideon, doch niemand lachte. Die gesamte Situation war furchtbar angespannt.

„Gut. Dann...“ Mit diesen Worten traten Gideon und Hagrid wieder aus der Hütte und ließen Andromeda und Ted im Licht des Kamins alleine.

„Ted, was soll das?“, fragte Andromeda sofort.

„Was soll was?“, fragte Ted.

„Das hier!“, zischte Andromeda. „Ich meine, *bist du dumm?*“

Teds Augen verengten sich. Verletzlichkeit machte sich in seinem Gesicht bemerkbar.

„Tut mir Leid.“, sagte Andromeda schnell. „Aber du weißt ganz genau, dass das hier nicht richtig ist. Ich konnte es dir nicht erklären, aber ich dachte, du wärst schlau genug um zu sehen, dass ich nichts mehr mit dir zu tun haben will.“

Ted sagte nichts. Es war nicht so, als hätte er derartige Worte nicht erwartet, aber sie nun so zu hören, traf ihn doch sehr.

„Ich dachte, wenn ich dich ignoriere und so tue, als höre und sehe ich dich nicht, wirst du von selbst darauf kommen.“, erklärte Andromeda. „Es tut mir Leid.“

Sie hätte gehen sollen, das wusste sie, denn jetzt musste es für Ted wirklich geklärt sein, aber sie blieb sitzen, und schlimmer noch, ihre Hände streckten sich wie von selbst nach denen von Ted aus und griffen sie fest.

„Ich will dich nicht verletzen.“, sagte sie.

„Tust du auch nicht.“, log Ted. „Aber was glaubst du, weswegen ich hier so einen Aufstand mache? Hagrid und Gideon vor der Tür wachen lassen, als würden wir hier drinnen einen Mord begehen? Unter normalen Umständen könnte ich dich einfach bei Madam Pudifoot's treffen.“

„Aber es gibt keine normalen Umstände.“, flüsterte Andromeda.

„Das weiß ich doch. Ich bin nicht dumm, Andromeda, auch, wenn du das denkst.“, sagte er.

„Das habe ich doch nur so gesagt.“

„Ja, egal. Es geht nur darum. Ich weiß, dass du dich von deiner Familie aus nicht mit mir treffen darfst. Ich habe keinen Brett vorm Kopf, ich kann mir das alles denken. Ich habe mir das schon zusammengereimt, glaub mal nur. Und für mich ist das absolut verständlich. Und glaub mir, egal, wie sehr ich dich mag und wie sehr ich das im Wald mit dir mochte, und wie gerne ich das noch tausendmal wiederholen würde-“ Ted lachte Andromeda schief an. Sie wurde rot und schämte sich ganz plötzlich. Dann fuhr er fort:

„Für mich wäre es in Ordnung, wenn du mich ab jetzt wirklich ignorieren würdest. Aber ich glaube einfach, für dich ist es das nicht.“

„Und das kannst du beurteilen?“ Andromeda riss ihre Hände von Ted's und stand auf.

„Andromeda, bitte-“, stotterte Ted. „Ich sehe doch, dass du unglücklich bist.“

„Und du meinst, wenn ich mich mit dir treffen und Zeit mit dir verbringen würde, ginge es mir besser?“, schrie Andromeda. Jetzt war sie furchtbar wütend. „Was gibt dir das Recht, zu entscheiden, was mich glücklich macht?“

„Nichts!“, räumte Ted ein und stand ebenfalls auf. „So meine ich das doch auch nicht.“

„Ach ja, wie denn sonst?“

„Deine Schwester dreht völlig durch. Ich sehe doch, wie sie dich verletzt. Du redest kaum noch mit ihr und früher wart ihr praktisch unzertrennlich. Und deine kleine Schwester hängt nur noch am Umhangzipfel dieses blasierten Malfoys. Du bist alleine, Andromeda.“, sagte Ted.

Andromeda spürte, wie ihr Tränen in die Augen schossen. „Na und? Ich bin gern allein.“

„Das kann ja sein.“, sagte Ted. „Aber niemand ist gerne einsam.“

„Sei doch still.“, zischte Andromeda. „Wie *eingebildet* bist du eigentlich, Ted Tonks? Kommst an und

spielst dich als barmherziger Ritter auf, mich aus meiner Einsamkeit zu retten und mich endlich wieder glücklich zu machen? Du spinnst doch.“

„Andromeda, du siehst das viel zu engstirnig. Wenn du meinst, dass es dir mit mir nicht besser ginge, dreh dich um und geh. Bitte. Und dann rede ich nie wieder mit dir und lasse dich für alle Zeit in Ruhe.“

Teds Hände zitterten, als er sie auf die Tür richtete. „Geh.“, sagte er noch einmal.

„Bieder dich mir doch nicht so an, Ted.“, sagte Andromeda ganz leise. „Das hast du nicht nötig. Ich würde auch Zeit mit dir verbringen wollen, wenn du mich unglücklich machen würdest. Denn ich mag dich, ich mag dich wirklich. Und so plötzlich und heftig, dass ich nur noch daran denke. Wenn ich das nicht hätte, würde ich in all meinen Sorgen ertrinken.“

Es fiel ihr schwer, so ehrlich zu sein und ohne es zu bemerken, hatte sie zu weinen begonnen. Ted stand vor ihr und sah sie nur an, konnte sich ein zufriedenes Lächeln bei diesen Worten aber nicht verkneifen. Er empfand doch genau so. Er mochte Andromeda. So sehr, dass es ihm wehtat. Nie hätte er gedacht, einmal so zu empfinden zu können. Und alles so plötzlich.

„Na bitte.“, sagte er und grinste.

„Ach Ted.“, weinte Andromeda. „Du tust, als wäre das etwas Gutes.“

„Ich weiß doch, dass deine Familie echt wütend wäre, wenn das mit uns raus kommt. Aber solange du unter ihrer Fuchtel stehst, können wir uns doch auch hier treffen. Bei Hagrid. Niemand sieht uns. Wir können Tee trinken und lachen und einfach Zeit miteinander verbringen und sobald wir wieder im Schloss sind, tun wir so, als würden wir uns kein bisschen füreinander interessieren.“

Ted lächelte so zuversichtlich, dass es Andromeda furchtbar wehtat, ihm gleich wieder den Wind aus den Segeln nehmen zu müssen. „Nein, Ted.“, sagte sie. „So geht das nicht. Außerdem habe ich keine Lust auf ein ewiges Versteckspiel. Du weißt nicht, wie sie sind. Ich werde für ewig, wie sagtest du, unter ihrer Fuchtel stehen. Ted...“, setzte sie an und schluchzte, „Sie brennen mich aus dem Stammbaum, wenn sie herauskriegen, dass ich mich mit einem Muggelstämmigen treffe.“

Ted sog scharf die Luft ein. Dass die Lage so grausam war, hätte er nicht gedacht. Jetzt wusste er nicht mehr, was er sagen sollte.

„Es tut mir Leid.“, sagte Andromeda. „Es ist wirklich lieb von dir, dass du dir so eine Mühe gemacht hast. Das mit Hagrid und Gideon als Wachen ist eine gute Idee gewesen. Ich weiß das alles sehr zu schätzen. Aber es hat keinen Sinn, so zu tun, als würde uns beide es je wirklich glücklich machen, wenn wir uns wiedersehen.“

„Andromeda, ich warte auf dich.“, sagte Ted plötzlich. „Ich weiß, ich klinge wie ein Mädchen und das wirkt ziemlich bescheuert, aber ich verspreche dir, dass ich auf dich warte.“

So etwas von einem Jungen zu hören, war ein seltsames Gefühl für Andromeda. Ted meinte es vollkommen ernst. Jeder Außenstehende hätte gesagt, er übertreibt es, jeder seiner Freunde hätte ihm geraten, Andromeda abzuschreiben und sich mit einem anderen Mädchen zu treffen. Aber Ted dachte nicht eine Sekunde daran, aufzugeben. Er war ehrgeizig, und wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, wollte er das um jeden Preis auch haben.

„Ted...“, sagte Andromeda nur. „Sei kein Idiot. Ich bin das nicht wert.“

Mit diesen Worten öffnete sie die Tür und lief, angestrengt, nicht vollends zu heulen zu beginnen, an einem verwunderten Hagrid und Gideon vorbei zurück zum Schloss.

Als sie außer Sichtweite für die Anderen in der Dunkelheit verschwunden war, fiel sie auf die Knie und weinte. Und es war ihr egal, ob man sie dort unten hörte. Sie weinte so laut und bitterlich, dass es selbst sie Sterne am Nachthimmel hören konnten.

Grausamer Frühling

Als hätte sich jemand in das Werk der großen Uhr über dem Haupteingang geklemmt und an allen Rädern gedreht und gekurbelt, verflog die Zeit bis zum Frühling, ohne dass es wirklich jemand mitbekam. Die meisten Schüler in Hogwarts waren vertieft in ihre Schularbeit, lernte, bis ihnen die Köpfe rauchten und waren mit Prüfungen und Aufsätzen beschäftigt. Auch Andromeda sah im Lernen den einzigen Ausweg aus ihrer Traurigkeit. Sie war zu ihrem ewigen Begleiter geworden. Wie ein schwarzer Schleier hatte sie sich über sie gelegt und sie war bereits dabei, einfach hinzunehmen, dass sie für den Rest ihres Lebens dazu verdammt war, sich leer und unglücklich zu fühlen. Sie musste für immer über das schweigen, was ihre Schwester getan hatte, durfte niemals den leisesten Zweifel an ihrer Lebensideologie äußern und vor allem durfte sie sich nie, nie wieder mit dem Jungen treffen, nach dem sich ihr Herz verzehrte, und letzteres hatte sie bei dem Treffen in Hagrids Hütte selbst bestimmt.

Bellatrix' wohnte den Todessertreffen nun als engste Vertraute des Dunklen Lords bei. Kein anderes Mädchen und auch kein anderer Junge schien ihm so nah zu sein wie sie. Während ihre eigenen Schwestern litten, hatte sie sich nie besser gefühlt. Sie hatte es geschafft. Sie hatte mit Willenskraft und Gerissenheit ihr Ziel erreicht und auch, wenn ihr das lange nicht genug war, so konnte sie sich doch für die kurze Zeit, in der die Freude noch frisch war, damit zufrieden geben. Sie war die Art Mensch, die nie genug bekommen kann, egal, ob sie alles erreicht haben, was sie sich vorgenommen hatten. Und nun, da sie dem Dunklen Lord näher war als sonst wer, zudem Rodolphus an ihrer Seite hatte, der alles tat, was sie von ihm verlangte, und außerdem mit perfidem Vergnügen mit ihrer Macht über Andromeda und Narzissa spielte, hätte sie eigentlich wirklich glücklich sein müssen. Aber Bellatrix hatte angefangen, Gefühle zu missachten. Sie hatte gelogen und betrogen und Unrecht getan, und wer Anderen Schmerzen zufügt, wird selbst nie ohne Schmerzen sein. Sie hatte ganz einfach verlernt, wie es sich anfühlte, glücklich zu sein. Alles, was sie kannte, war selbstgefällige Zufriedenheit und Hunger nach mehr davon.

Narzissa litt. Anders konnte man ihren Zustand nicht beschreiben. Das arme Mädchen war bis auf die Gesellschaft ihres arroganten besten Freundes Lucius nun wieder völlig alleine. Andromeda verging in ihrer Gleichgültigkeit, die sie nur vortäuschte, um nicht ewig weinen zu müssen und vergaß darüber, dass sie ruhig mit Narzissa darüber hätte reden können. Narzissa war der Überzeugung, sie könne Andromeda helfen. Sie wusste, dass ihre große Schwester Liebeskummer hatte und wollte sie darin bestärken, dass sie wirklich besser dran war ohne diesen Muggelgeborenen. Bellatrix hingegen schien immer öfter zu vergessen, dass sie überhaupt eine kleine Schwester hatte. Zwar sprach sie viel öfter mit Narzissa als Andromeda es tat, aber da diese sowieso kaum noch redete, war das auch nichts Besonderes. Lieber verbrachte Bellatrix Zeit mit ihren Todesserfreunden und da zu denen auch Lucius Malfoy gehörte, hatte oft nicht einmal der Zeit für Narzissa. Der Frühling brach an und die Schwestern bemerkten es nicht einmal. Für die Schönheit der neu erblühenden Welt waren sie zu blind geworden.

Die Wiesen um Hogwarts erstrahlten in sattem Grün und erste Wildblumen wucherten am Rande des Verbotenen Waldes. In allen erdenklichen Farben sprossen sie im hohen Gras und auch die Bäume trugen wieder dünne Blätter. Auf dem Schwarzen See lag ein heller Glanz, wenn die Märzsonne sich darin spiegelte, und der Wind, der das Land überflog, war lang nicht mehr kühl.

Narzissa saß am Ufer des Sees und betrachtete ihr Spiegelbild in der glatten Oberfläche. Sie war größer geworden, ohne dass sie es gespürt hatte. Und in ihrem Gesicht lag eine Härte, von der sie nicht wusste, ob sie vom Wachsen kam und ein Zeichen von Reife war, oder bloß das Resultat ihrer ewigen schlechten Laune.

„Zissy.“, rief eine Stimme hinter ihr. Narzissa wirbelte herum. Es war Lucius.

Ohne ihn zu begrüßen, rutschte Narzissa auf dem Stein, auf dem sie sich niedergelassen hatte, ein Stück zur Seite und machte ihm Platz. Sein silbriges Haar war länger geworden.

„Willst du dir die nicht mal schneiden?“, fragte Narzissa und zupfte an einer besonders langen Strähne.

„Nein.“, sagte Lucius. „Um ehrlich zu sein, finde ich das schick so.“

„Jedem das seine.“, sagte Narzissa spöttisch. Lucius lachte.

„Du musst mich ja nicht heiraten.“, sagte er.

„Hab ich auch sicherlich nicht vor.“, lachte Narzissa. Ihr Magen meldete sich mit einem unangenehmen Ziehen.

„Was machst du hier?“, fragte Lucius zu ihrer Erleichterung.

„Nichts. Ich sitze bloß hier und schau mir mein Spiegelbild an.“, sagte sie leise.

„Gefällt es dir denn?“, feixte Lucius.

„Nicht mehr.“, sagte Narzissa. „Ich sehe alt aus.“

„Das ist Schwachsinn.“, sagte Lucius. „Du siehst hübsch aus.“

Beide betrachteten ihre Spiegelbilder. Ihr helles Haar verfloß zu einem Silberschweif auf der Wasseroberfläche und die Zwei lächelten sich gegenseitig an.

„Wir sehen beide verdammt hübsch aus.“, stellte Lucius mit einem überhebliches Lachen fest und Narzissa musste zum ersten Mal seit langer Zeit schmunzeln.

„Ich muss wieder gehen.“, sagte Lucius plötzlich. „Hab noch eine Menge Artihmantik-Aufgaben zu erledigen.“

„Dann tschüss.“, sagte Narzissa leise.

Malfoy rappelte sich hoch, aber ehe er ging, beugte er sich noch einmal zu Narzissa hinab und drückte ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange. Völlig verwundert und mit einem ohrenbetäubenden Rauschen in den Ohren blieb sie auf dem Stein zurück und wagte es nicht, ihm nachzusehen.

„Hast du das mit dem Waisenhaus bei Manchester gehört?“, fragte Gideon seinen Freund Ted, als die beiden sich im Gemeinschaftsraum der Gryffindors in die samtroten Sofas fallen ließen.

„Nein, was ist passiert?“, fragte Ted. Er klang, wie schon die ganze Zeit seit dem Treffen in Hagrids Hütte, furchtbar gelangweilt. Nichts schien ihn mehr zu regen und wenn Gideon ihm in die Augen sah, war ihm, als würde er geradewegs in Andromedas Augen blicken. Es war nahezu albern, wie heftig sich Ted in dieses Mädchen verliebt hatte. Und dass sie ihn nun vollkommen ignorierte, brach ihm der Herz. Gideon und Fabian versuchten alles, um ihn aufzumuntern, aber es glückte nichts.

„Da gab es ein Waisenhaus mit überwiegend muggelstämmigen Kindern.“, begann Gideon und holte den Tagespropheten hervor.

„Die meisten Zaubererwaisenhäuser beherbergen muggelstämmige Kinder.“, erwiderte Ted. „Ist doch auch klar. Stell dir vor, du bekommst als Nichtmagier ein Kind, dass du abends ins Bett legst und morgens in der Küche antriffst, obwohl es noch nicht mal laufen kann. Oder das Dinge über seinem Bett schweben lässt. Viele Muggel denken, der Leibhaftige habe Besitz von ihrem Kind ergriffen. Das war früher noch viel schlimmer, als man auch in der Muggelwelt noch an Besessenheit glaubte.“

„Dann hattest du ja echt Glück mit deinen Eltern.“, sagte Fabian und bereute es sofort.

„Wohl eher nicht.“, sagte Ted. Jetzt versank er wieder in Selbstmitleid. Seine Freunde sahen es schon kommen. „Wenn ich nicht muggelstämmig wäre, würde Andromeda mit mir zusammen sein können.“

„Hör doch auf, dir schon wieder die Schuld zu geben.“, sagte Fabian. „Schließlich ist es allein die Schuld ihrer verkorksten Familie, dass sie ihre Tochter so rassistisch erzogen haben.“

„Wo er Recht hat.“, sagte Gideon über seinen Bruder.

„Genau. Sieh es mal so“, begann Fabian, „wenn Andromeda wirklich wollte, würde sie ihrer Familie den Finger zeigen und zu dir kommen.“

„Weil das ja auch so leicht ist.“, spottete Ted mit Sarkasmus in der Stimme.

„So kannst du das nicht sagen, Fabi.“, erklärte Gideon. „Du hast keine Ahnung, wie stark der Druck ist, den ihre Familie auf sie ausübt. Guck sie dir doch an. Sie sieht nur noch traurig aus. Isst kaum noch was. Und Bellatrix hingegen scheint sich super zu fühlen. Glaub mal nur, dass die am meisten dazu beiträgt, dass ihre Schwester dich nicht treffen darf, Ted.“

Ted nickte nur. „Ich weiß.“, sagte er schließlich. „Das ist furchtbar.“

„Also, was ist mit dem Waisenhaus?“, hakte Fabian nach.

„Abgebrannt.“, sagte Gideon. „Aber nicht einfach so. Man hat Feuer gelegt.“

„Wer macht so was?“, rief Fabian. „Die armen Kinder.“

„Rassisten.“, sagte Ted. „Ganz klar.“ Er seufzte laut.

„Über dem brennenden Haus“, sagte Gideon jetzt mit verheißungsvoller Stimme, „hat das hier in den Flammen geschwebt.“

Er drehte den Tagespropheten so, dass sein Bruder und sein bester Freund das Bild auf der Titelseite sehen konnten. Ted fiel die Kinnlade herunter und Fabian fuhr prüfend mit dem Finger die Konturen des

Rauchschwadens nach, der unheilvoll über dem in Flammen stehenden Haus am Nachthimmel hing.
Er sah aus wie ein Totenkopf, aus dessen knöchigen Maul sich eine Schlange wand.

Die Todesserclique von Hogwarts, wie Andromeda ihre Schwester und deren Freunde heimlich nannte, war in heller Aufregung. Denn es war schon wieder Vollmond. Andromeda verkroch sich den ganzen Tag über im Bett und wartete darauf, dass sie angespannten Anderen endlich Gemeinschaftsraum und Schlafsaal verließen, um ihren Weg in den Verbotenen Wald anzutreten. Es war beinahe erschreckend, wie leer die Räumlichkeiten der Slytherins waren, wenn ein Treffen der Todesser stattfand. Inzwischen gehörte über die Hälfte des Hauses zu ihnen. Andromeda selbst wurde immer wieder, besonders von Rabastan, aufgefordert, doch mitzukommen. Aber sie wollte nicht. Sie konnte auf keinen Fall verantworten, Kreisen anzugehören, denen ihr eigener Onkel zum Opfer gefallen war. Weil ihre eigene Schwester eine grässliche Lüge über ihn verbreitet hat. Inzwischen war sich Andromeda ganz sicher, dass das mit dem Übergriff auf sie nur gespielt gewesen war. Und sie hatte sich auch eine Reim auf alle anderen Übeltaten ihrer Schwester machen können. Aber was nützte ihr das, wenn sie nicht den Mut besaß, sie damit zu konfrontieren? Was nützte die unbändige Wut auf ihre eigene Schwester, wenn sie nicht stark genug war, sie dazu zu nutzen, sich von ihr abzuwenden und das zu tun, wonach ihr Herz sich sehnte? In Teds Arme zu fallen und sich von ihm retten zu lassen, vor sich selbst, vor ihrer Familie, vor dem Gefühl, das sie seit einer gefühlten Ewigkeit in sich trug wie einen schweren Stein und um sich wie einen schwarzen Mantel. Sie war am Ende ihrer Kräfte und konnte nicht einmal mehr die Stärke aufbringen, etwas zu tun, was sie wieder zu Kräften hätte kommen lassen können. So mussten sich Inferi fühlen. Bloß dass die meistens noch eine Aufgabe hatten. Und alles, was Andromeda zu tun hatte, war lernen, wobei sie kaum etwas von dem vielen Lernstoff bei sich behalten konnte.

Sie lag alleine im Schlafsaal, grub sich in ihr Kissen und dachte darüber nach, wie viel schöner es wäre, in einer Welt zu leben, in der sie nun einfach zur Feder greifen und Ted einen Brief schreiben könnte. Einen Brief, in dem sie ihm alles gestand und versuchte, zu erklären, einen Brief, in dem sie die Wahrheit über Bellatrix verriet, die sie sonst als dunkles Geheimnis mit sich trug. Doch sie hatte sie geschworen, niemandem etwas zu verraten, auch wenn sie wusste, dass es ihr selbst dann vielleicht besser gehen würde. Allgemein war es die beste Entscheidung, das zu tun, was ihre Familie von ihr erwartete, und das wusste Andromeda. Und Ted wusste das auch. Außerdem teilten sich die Schwestern eine Briefeule und wenn eine von ihnen den möglichen Antwortbrief von Ted in die Hände bekam, würde Bellatrix den nächsten Kamin aufsuchen und Andromedas Bild aus dem Stammbaum fackeln. Von diesem Szenario hatte Andromeda schon Träume. Grässliche Träume, aus denen sie schweißgebadete und schnell atmend erwachte. Früher war sie dann zu Bellatrix ins Bett gekrochen und hatte ihr davon erzählt und dann hatten sich die Schwestern umarmt und die Monster und Gräueltaten aus ihren Albträumen erschienen gar nicht mehr schlimm, wenn Bellatrix Andromeda tröstete. Heute war sie es, die Andromeda Albträume bescherte. Was war nur aus ihr und der Liebe zu ihren Schwestern geworden?

Narzissa war hin-und hergerissen zwischen ihnen beiden und verbrachte aus Angst, in den für sie noch größtenteils unerklärlichen, stummen Streit zwischen ihnen zu geraten, kaum noch Zeit mit ihnen. Sie zog es vor, sich mit diesem blasierten Malfoy-Jungen abzugeben. Früher hätte Andromeda ihre kleine Schwester vor Jungen wie ihm gewarnt. Aber inzwischen sagte sie sich, es sollte doch wenigstens Narzissa glücklich sein, wenn sie selbst es offenbar nie mehr werden würde. Damit sie wenigstens überlebte, versuchte sie, ihre Gefühle zu unterdrücken und lebte in Betäubung und Gleichgültigkeit. Sie hatte es so bis in den Frühling geschafft.

Kein Licht brannte im Schlafsaal, kein Geräusch durchbrach die Stille. Sie bewegte sich nicht, hielt die Luft an und versuchte, an nichts zu denken.

Andromeda fragte sich, ob es sich so anfühlte, wenn man tot war.

Das dunkle Mal

Als Bellatrix dem Dunklen Lord nun gegenübertrat, überkam sie abermals das schaurig schöne Gefühl des Stolzes, denn der Mann, der dort als Gebieter und Herr vor seinen Anhängern stand, war der Mann, der ihr im ihrem Leben am Nächsten war. Sie hatte sich mit einem unbrechbaren Schwur an ihn gekettet und nichts in der Welt würde sie je wieder von ihm trennen. Wenn Bellatrix sich daran erinnert hätte, wie es früher gewesen war, weit bevor sie angefangen hatte, auf ihre Gefühle keine Acht mehr zu geben, dann hätte sie vielleicht für sich feststellen können, dass sie beinahe etwas wie Liebe für diesen Mann empfand. Vielleicht war Lord Voldemort tatsächlich der Einzige, den Bellatrix je wirklich geliebt hat. Denn in ihm erkannte sie sich selbst und all das, wonach ihr Herz je gestrebt hatte. Er war ihr Wahnsinn, ihre Leidenschaft, ihre Besessenheit. Er war wie ein Gift für sie, von dem sie nicht mehr loskam. Um ihm nahe zu sein hätte sie alles getan, das hatte sie bereits bewiesen. Sie konnte kaum atmen, als er sie in der Runde bei Vollmond mit einem besonders langem Blick und einem vertraulichen Nicken bedachte.

Er setzte die Todesser über den Tod von Alphard Black in Kenntnis und berichtete außerdem davon, dass natürlich er und einige ältere Anhänger es gewesen waren, die das Waisenhaus in Brand gesteckt hatten.

„Schade um die vielen kleinen Kinder.“, spottete Voldemort. Einige der Kapuzengestalten lachten hämisch. Bellatrix stimmte mit ein.

Dann sprach Voldemort mit seinen Anhängern über gewisse Zauber, die sie zu beherrschen hatten. Dunkle Zauber, die Anderen Schmerzen zufügen konnten. Unbedingt notwendig in dem Krieg, der irgendwann kommen würde.

„Es ist unumgänglich“, sagte Voldemort dazu, „dass wir auf unserem Weg an die Spitze der Zaubererwelt mit Gewalt vorgehen müssen. Aber machen wir uns nichts vor. Für etwas solch edles zu kämpfen wie unser magisches Blut ist nichts verwerfliches. Gewalt anzuwenden, um etwas Richtiges durchzusetzen, ist definitiv erlaubt.“

Er lachte und Bellatrix war sich sicher, dass jeder, der hier im Vollmondschein auf der Waldlichtung stand wusste, dass Voldemort auch Gefallen an Gewalt fand, die nicht notwendig war. Einige der Todesser, oder wohl eher die meisten, sprachen im Flüsterton miteinander darüber, dass sie sich im Grunde vor Voldemort fürchteten.

Bellatrix dachte sich von einigen schon, dass sie sich ihm alleine aus dem Grund angeschlossen hatten. Weil sie Angst hatten, bei dem kommenden Krieg zu verlieren. Sie wollten lieber auf der Seite des Dunklen Lords kämpfen, denn dort fühlten sie sich sicherer. Er war so mächtig. Ein so starker Zauberer.

Bellatrix hätte diese Heuchler am liebsten umgebracht.

„Herr“, meldete sich plötzlich eine kleinlaute Stimme aus den Reihen. „Als ihr das Waisenhaus habt niedergebrannt, schwebte im Rauch über dem Haus,-“

„Lucius.“, zischte Voldemort. „Ich wäre sowieso noch dazu gekommen. Bellatrix!“

Sofort rauschte Bellatrix zum Dunklen Lord, mit gesenktem Kopf trat sie vor ihn.

„Ja, Herr?“, wisperte sie.

Anstatt ihr Antwort zu geben, riss Voldemort ihren linken Arm hoch, streifte grob den Ärmel ihrer Kutte weg und strich mit kratzigen Nägeln über die blasse Haut. Man konnte jede Ader unter ihr verlaufen sehen und für einen kurzen Moment der Stille, in dem die übrigen Todesser gebannt das Geschehen beobachteten, fuhr Voldemort die Konturen der blauen Flüsse nach. Bellatrix erzitterte unter seiner Berührung.

Dann griff er nach seinem Zauberstab und legte ihn auf halber Höhe des Unterarmes auf Bellatrix' Haut. Er stach fest mit der Spitze in ihr Fleisch, doch sie biss die Zähne zusammen und ließ sich vom Schmerz nichts anmerken.

Flüchtig schaute er ihr in die Augen, dann senkte er den Blick zur Spitze seines Zauberstabs und wisperte einige für Bellatrix unverständliche Worte in einer Sprache, die sie als Parsel erkannte.

Ein Brennen, heißer als jedes Feuer der Welt, legte sich augenblicklich auf Bellatrix' Arm. Sie konnte sich nicht länger zusammenreißen und fiel vor Schmerz aufschreiend auf die Knie. Voldemort ließ ihren Arm nicht los. Zufrieden lächelte er ihr in das vor Leid verzerrte Gesicht.

„Ja...“, wisperte er hämisch grinsend und sah auf ihren Arm. „Genau das will ich sehen.“

Bellatrix spürte Tränen auf ihrem Gesicht, heiße Tränen der Pein. Gleichzeitig jedoch zeichnete die

Aufregung über das, was sie jetzt beobachtete, ein entstellendes, irres Lächeln in ihr Gesicht.

Auf ihrem linken Arm bildete sich ein Geflecht aus schwarzen Linien, die sich langsam zum Antlitz eines furchteinflößenden Totenkopfes entwirrten. Kaum prangte dieser auf ihrer blassen Haut, begann sich sein Maul zu öffnen und eine Schlange glitt hinaus. Sie schlängelte sich an Bellatrix' Arm hinab und verharrte schließlich in ihrer Position. Für einen kurzen Moment brannte die Markierung noch einmal heiß auf, Bellatrix keuchte erschöpft, und dann senkte sich die schwarze Farbe des Mals in ihre Haut und erstarrte. Das Ritual war vollzogen.

Voldemort riss Bellatrix unsanft an ihrem Arm auf die Beine zurück. Ohne auf ihr erschöpftes Stöhnen zu achten, hob er den Arm so hoch es ging, wie eine Geste des Triumphs, sodass jeder die Brandmarkung darauf sehen konnte.

Die Todesser begannen zu johlen und zu applaudieren.

Voldemort genoss den Beifall.

„*Morsmorde!*“, schrie er und reckte nun auch seinen eigenen Arm in die Höhe. Aus dem Zauberstab darin schoss augenblicklich ein Blitz in den Himmel, der zwischen die Sterne, direkt neben den Mond, das gleiche Mal zeichnete.

Die Todesser reckten ihre Köpfe, blickten fasziniert in den Nachthimmel und bemerkten Voldemorts' geflüsterte Flüche nicht.

Alle schrien im selben Moment auf. Sich vor Schmerz windend die linken Arme haltend beobachteten sie, wie sich auch auf ihrem Fleisch die Markierung des Dunklen Lords abzeichnete.

„Das ist mein Geschenk an euch.“, verkündete Voldemort, während er beinahe lustvoll beobachtete, wie seine Anhänger litten. „Es verbindet euch auf ungewöhnlich starke Weise mit mir und den anderen Todessern. Ihr könnt mich damit zu euch rufen. Aber wehe, ihr missbraucht die Macht des Mals.“

Endlich waren die Markierungen auf alle Arme gebrannt und die meisten Todesser rappelten sich wieder auf. Bellatrix stand noch immer an Voldemorts Seite. Noch hatte er den Griff um ihren Arm nicht gelockert.

„Von nun an seid ihr als meine Anhänger gezeichnet. Ihr tragt das Mal zur öffentlichen Repräsentierung unserer erhobenen Kreise. Ihr tragt es als Zeichen eurer Treue und Ergebenheit. Und ihr tragt es für mich. Ich werde von nun an jeden eurer Schritte überprüfen können. Es wird sich zeigen, wer verdient, ein solches Mal zu tragen.“, erklärte Voldemort.

„Ich danke ihnen, Herr.“, keuchte Lucius unterwürfig und erntete vernichtende Blicke von allen Seiten.

„Eines Tages,“, rief Voldemort, „wird *die ganze Welt* unter diesem Zeichen stehen!“

Er ließ Bellatrix' Arm los, um beide seiner Arme in die Luft zu reißen. In jener Pose ließ er sich von seinen Anhängern bejubeln, dann knallte es und er war disappariert.

Zurück blieb Bellatrix mit einem unbändigen Stechen im Magen und dem Dunklen Mal auf und über ihr.

Zwei Brüder und eine Einladung

„Wie sie den Herrn ansieht“, sagte Rabastan und schnitt damit zum gefühlten tausendsten Mal das lästige Thema um Bellatrix an, „das ist nicht normal.“

„Doch, das ist es.“, zischte Rodolphus. „So solltest du unseren Herrn auch ansehen, Rabastan, denn das ist ein Blick voll wahrer Treue.“

„Das ist kein Blick voll wahrer Treue, das ist ein Blick voll wahnsinniger Begierde.“, stellte Rabastan fest und zog seinen Pullover aus.

Die anderen Slytherins schliefen bereits. Die Brüder zogen sich leise aus, während sie im Flüsterton diskutierten.

„Du hast sie doch nicht mehr alle.“, erwiderte Rodolphus, obwohl er schon oft gedacht hatte, was sein kleiner Bruder nun aussprach.

„Nein, die hat sie nicht mehr alle.“, meinte Rabastan.

„Wag es ja nicht, so über Bella zu sprechen!“, bellte Rodolphus. Ein wenig zu laut vielleicht, denn Gavin Bagget brummte urplötzlich auf und rollte sich im Bett herum.

„Ich liebe Bella. Wie eine Schwester.“, legte Rabastan dar. „Aber du kannst mir nicht sagen, dass du dich nicht davor fürchtest, wie extrem das Mädchen in jeglicher Hinsicht geworden ist.“

Darauf wusste Rodolphus nichts zu antworten. Zu oft stritt er sich mit Rabastan. Dieser meinte, Bellatrix würde ihn am Ende nur verletzen. Er stellte Vermutungen an, dass sie früher oder später mit dem Dunklen Lord durchbrennen würde und sorgte sich um das dann gebrochene Herz seines Bruders. Rodolphus kam nicht umhin, das als furchtbar liebenswürdig von Rabastan zu erkennen, allerdings wusste er genau, dass selbst wenn Bellatrix, die ja eigentlich seine Freundin, oder zumindest etwas Vergleichbares für ihn war, es wollte, der Dunkle Lord sich nie auf etwas derart stupides einlassen würde. Man brannte doch mit der Person durch, die man liebte. Und nach aller Zeit mit ihm wusste Rodolphus, dass Lord Voldemort nicht im geringsten wusste, was Liebe ist. Vielleicht war es wirklich besser in ihren Kreisen, schwächende Gefühle wie eben Liebe einfach in sich einzusperren und so lange zu übergehen, bis sie verenden und nie wieder zurückkommen. Doch Rodolphus selbst konnte sich nicht gegen die Liebe wehren, die ihn ergriff, wenn er Bellatrix sah. Wenn er sie berührte und mit ihr sprach, dann fühlte er nichts von der Grausamkeit, die er in seiner Position als Todesser normalerweise ausübte und als alltäglich empfand, und das machte ihm Angst. Denn es machte ihn verletzlich, und am meisten vor Bellatrix selbst, denn die schien ebenfalls langsam zu vergessen, was Liebe war.

Rodolphus redete sich ein, dass es Liebe sein musste, wenn sie ihn küsste, er wollte glauben, dass es nicht bloß Begierde oder der Wunsch, ihn ganz einfach zu besitzen, war, der Bellatrix dazu veranlasste.

Doch nicht einmal mehr ihre Schwestern bedachte sie mit liebevollen Blicken, wie sie es früher noch getan hatte. Vor allem Andromeda schien sie sogar mit Abscheu zu betrachten. Dass zwischen ihr und Bellatrix etwas vorgefallen war, war nicht abzustreiten. Aber wenn Rodolphus Bellatrix danach fragte, wurde sie furchtbar wütend und gab ihm immer wieder die selbe schnippische Antwort: „Das geht dich nichts an, Lestrage.“

Doch lieber wollte Rodolphus sich dumm stellen und so tun, als glaube er wirklich, dass Bellatrix ihn liebte, oder überhaupt sonst irgendjemanden lieben konnte, als sich vor seinem Bruder einzugestehen, dass er einem Mädchen verfallen war, dass es fertigbrachte, ihn zu kontrollieren. Denn dafür schämte er sich.

„Also, mir kann das eigentlich alles egal sein.“, sagte Rabastan und schlüpfte unter seine Bettdecke. „Aber ich will am Ende kein Geheule hören, wenn sie dich wegen dem Dunklen Lord sitzen lässt.“

„Du bist so respektlos.“, spie Rodolphus aus und stellte sich an das Bett seines Bruders. Mit all seiner Autorität, die er als Älterer von Beiden besaß, blickte er auf ihn hinab. „Pass auf, was du sagst, Rabastan.“

„Rodolphus mal ehrlich. Ich sehe zwar, dass sie ständig an dir hängt, aber glaubst du wirklich, dass das so etwas wie Liebe ist?“, entgegnete Rabastan seelenruhig. Er war zwar der Jüngere und weitaus naiver und impulsiver als sein Bruder, allerdings hatte er auch um einiges mehr an Selbstbewusstsein als Rodolphus.

„Na dankeschön.“, zischte dieser. „Es ist also unmöglich, mich zu lieben. Idiot.“

Mit diesen Worten drehte er sich um und warf sich auf sein Bett.

„Benehme dich nicht wie ein Mädchen.“, lachte Rabastan. „Ich glaube, es ist für Bellatrix unmöglich,

jemanden zu lieben. Zumindest ist das mit der Zeit so geworden. Außer vielleicht Voldemort.“

Rodolphus ließ sich diese Worte durch den Kopf gehen. Jedoch gingen sie nicht wirklich. Sie rannten. Mit lauten, harten Schritten, die in seinem Kopf widerhallten, und sie raubten ihm den Schlaf. Auch Rabastan blieb wach. Stundenlang lagen die Brüder stumm in ihren Betten.

Als schon der Morgen graute, zischte Rabastan: „Sag mal, Dolph, du und Bella, habt ihr eigentlich,-“

Rodolphus wirbelte herum und sah, wie sein Bruder eine obszöne Handbewegung machte.

„Na warte!“, bellte er und zückte seinen Zauberstab. „Dir stopfe ich das dreckige Maul!“

Rabastan lachte nur. „Schon gut, schon gut.“, sagte er und hob die Hände als Geste der Ergebung. „Ich wollte ja nur mal fragen. Ich dachte, Brüder erzählen sich so was.“

„Wir haben nie wirklich über solche Dinge geredet.“, stellte Rodolphus fest. „Und ich habe es auch nie vermisst. Also warum jetzt damit anfangen?“

Rabastan biss sich auf die Unterlippe. Was sein Bruder sagte, stimmte. Sie hatten nie wirklich über solche Dinge gesprochen. Als er ihm damals von dem Kuss erzählt hatte, war das für ihn eine Offenbarung gewesen. Seitdem hatte Rabastan versucht, öfters über vertrauliche Dinge mit ihm zu sprechen. Er hatte kaum Respekt vor Anderen, warum also sollte er seinen Bruder wie einen Fremden behandeln und nicht grob mit ihm über sein Leben sprechen? Immerhin teilten sie Blut und Name.

„Ich weiß nicht.“, sagte er dennoch. „Ich hab mich nur gefragt, ob ihr...“ Wieder lachte er.

„Verdammt, Rabastan.“, zischte Rodolphus. „Du weckst noch alle auf.“

„Entschuldigung.“, feixte Rabastan.

Stille trat ein.

„Ja.“, sagte Rodolphus plötzlich.

Rabastan richtete sich auf. „Ehrlich?“ Ihm stand der Mund offen und ein weiteres, noch lauterer Lachen konnte er sich nicht verkneifen. „Und?“

„Nichts und!“, keifte Rodolphus. „Schlaf jetzt endlich, in einer Stunde müssen wir zum Frühstück runter.“

„Als ob ich jetzt noch schlafen kann. Nach dieser Nachricht. Wie war es?“

„Sei leise.“

Rodolphus drehte sich um, sodass sein Bruder sein Gesicht nicht mehr sehen konnten. Nachdem er eine Weile so verharret war und Rabastan sich wieder in die Kissen gegraben hatte, sagte er schließlich:

„Wahnsinnig.“

Und dann lachten die Brüder. Sie lachten so laut und ausgelassen, dass es gar nicht zu ihren übrigen Gefühlen passen wollte, und sie weckten alle anderen Jungen im Schlafsaal. Diese schimpften und bewarfen sie mit Kissen, aber sie hörten nicht auf, zu lachen.

Und für diesen Moment waren alle Sorgen vergessen und sie benahmen sich, wie sich Geschwister eben benehmen sollten.

„Wie war es?“, erkundigte sich Narzissa bei ihrem besten Freund nach dem Treffen letzte Nacht. Sie hatten sich einen gemeinsamen Platz im Zaubertränkeraum gesucht.

„Spannend.“, sagte Lucius. „Guck mal hier.“

Er zog seinen Ärmel hoch und zeigte Narzissa die furchteinflößende Markierung an seinem Arm. Sie sog scharf die Luft ein. „Was ist das?“, fragte sie leise.

„Das ist so eine Art dunkles Mal. Der Herr hat es uns verpasst. Sieht schick aus, nicht?“ Lucius strich vorsichtig mit den Fingern darüber.

„Er sagt, man kann ihn damit rufen. Ich habe nur noch nicht raus, wie.“, erklärte er.

„Du willst ihn doch nicht etwa hierher rufen?“, stammelte Narzissa. Sie hatte mit der Zeit eine schreckliche Angst vor dem Dunklen Lord entwickelt. Das, was durch ihn mit ihren Schwestern passiert war, machte ihn in ihren Gedanken zu einem grauenvollen Monster, auch, wenn sie vielleicht mit dem einverstanden war, für was er kämpfte und diese Treffen der Todesser interessant fand. Sie selbst wollte einem solchen möglichst nicht beiwohnen.

„Nein, du dumme Nuss.“, lachte Lucius. „Hast du Angst vor ihm?“

Narzissa schüttelte mit dem Kopf.

„Gib's doch zu!“, lachte Lucius.

„Nein. Es ist nur...“ Für einen Moment überlegte Narzissa, ob sie Malfoy jetzt alles gestehen sollte. Das,

was zu Hause vorgefallen war. Der Streit ihrer Schwestern, die Gewalttat ihres Onkels. So oft war sie schon kurz davor gewesen, sich Lucius anzuvertrauen, aber dann fragte sie sich immer, woher sie dieses Vertrauen in den Jungen nahm, den sie vor Monaten noch verabscheut hatte wie ein Schmutzleck auf ihrem liebsten Kleid, und ließ es.

„Was...?“, hakte Lucius nach und auf seinem Gesicht zeigte sich wieder eine Fürsorge, die er nur für Narzissa empfand. Es war dieses Gesicht, diese Art, sie anzusehen, die ihr das Vertrauen in ihn gab.

„Schon gut.“, sagte sie dennoch. „Ist nicht so wichtig.“

„Nächste Woche haben wir ein paar Tage schulfrei, wegen dem Frühling.“, erklärte Lucius dann. „Ich fahre nach Hause.“

„Ich nicht.“, sagte Narzissa. Ganz bestimmt nicht.

„Das ist auch gut so.“, sagte Lucius.

Fragend blickte Narzissa ihn an.

„Na, ich wollte dich fragen, ob du mit zu mir kommen möchtest.“ Plötzlich wurde Lucius ganz rosa im Gesicht. „Wir haben ein Gästezimmer. Also eigentlich haben wir mehrere. Da kannst du schlafen, also in den Gästezimmern. Wie gesagt, wir haben eine Menge. Eines mit Blick auf den Wald, eines mit Balkon und so weiter. Du könntest dir eins aussuchen und außerdem haben wir-“

„Ist mir egal, Lucius.“, schnitt ihm Narzissa das Wort ab. Sein arrogantes Gesicht wurde plötzlich wieder kalkweiß.

„Oh. Na, wenn das so ist...“, stammelte er.

„Nein. Lucius. Es ist mir egal, in welchem Gästezimmer ich schlafe.“ Sie lächelte, ohne es wirklich so zu meinen. Ihn zu begleiten würde ihn um einiges mehr freuen, als sie selbst. Sie wusste nicht einmal, ob Bellatrix es ihr erlauben würde, denn eigentlich war geplant gewesen, dass die Schwestern zu dritt in Hogwarts blieben. Doch wegzukommen von diesem unerklärlichen Druck auf ihren Schultern, ausgeübt durch die Unsicherheit ihrer Schwestern bezüglich, war ihr durchaus Willkommen. Und sie war ohnehin neugierig auf Lucius' Familie.

„Heißt das, du kommst mit?“, fragte Lucius mit einem Leuchten in den Augen, das heller stahlte als der Vollmond der letzten Nacht.

„Ja. Gerne.“, sagte Narzissa und konnte nicht anders, als sein Lächeln zu erwidern. Und diesmal meinte sie es auch so.

Eine waschechte Potter

Sian Somerset fragte sich, ob sie die Einzige war, die sich dafür interessierte, weswegen der unheilvoll leuchtende Totenkopf gestern Abend über dem Verbotenen Wald geschwebt hatte. Alle im Schloss redeten darüber, selbst die Lehrer unterhielten sich über diese unheimliche Sichtung, aber niemand machte Anstalten, herauszufinden, was die Quelle jener Erscheinung war.

Aber Dinge wie diese herauszufinden war Sians größte Leidenschaft. Sie kannte nichts, das ihr mehr Spaß bereitete, als durch die Geheimgänge von Hogwarts zu schleichen, immer auf der Suche nach einem neuen Abenteuer, und dabei geriet sie nicht selten in Gefahr. Sie hatte bereits einen Süßigkeitendiebstahl im Honigtopf beobachtet und den maskierten Täter, einen dicken Hufflepuff aus dem vierten Jahr, gestellt, sowieso mehrere böartige Streiche verhindert oder deren Verursacher nach wochenlangem Spionieren gefasst. Früher war es für sie eine Art Spiel gewesen. Bis zum vierten Schuljahr hatte ihre beste Freundin Molly Prewett ihr bei ihren Abenteuern zur Seite gestanden. Man hatte die Mädchen an ihren aufgeplatzten Knien, blauen Flecken und rundum glücklichen Gesichtern erkannt.

„So sollten Kinder sein.“, hatte Professor Binns stets zu ihnen gesagt. „Frech und immer auf der Suche nach neuen Abenteuern.“

Doch seitdem sich Molly mit dem älteren Arthur Weasley traf, hatte sie kaum noch Zeit für Sian. Und das, wo sie gerade jetzt ihre Hilfe benötigt hätte.

Denn Sian war einer wirklich üblen Sache auf der Spur. Und das schon seit geraumer Zeit. Gestoßen war sie darauf, als sie eines Tages im frühen Winter das wenig besuchte Mädchenklo im ersten Stock benutzen wollte.

Dort hatte sie den Geist eines Mädchens getroffen, der laut schluchzend seinen eigenen Tod beklagt hatte. Weil dieser Geist ihr furchtbar einsam erschien, und Sian sich, ohne ihre beste Freundin, gut in die Lage des toten Mädchens hineinversetzen konnte, war sie von diesem Tag an öfters in die Toilette der Maulenden Myrte gegangen. So nannten sie die anderen Schüler. Sian selbst hatte aber Mitleid mit Myrte und beließ es dabei, sie bei ihrem Vornamen zu nennen. Sie freundete sich mit dem Geist an und bald verriet Myrte ihr, worauf Sian schon lange zu erfahren gehofft hatte. Den Grund ihres Todes.

„Ich bin auf die Toilette gerannt, um zu weinen. Wie so oft.“, hatte Myrte geheult. „Olive hat mich mal wieder geärgert. Dann habe ich einen Jungen reden hören. Hier, in der Mädchentoilette! Kannst du dir das vorstellen? Er redete ganz komisch. Wie eine Eidechse oder eine Schlange. Ich war so wütend!“

„Und dann? Hat er dich umgebracht?“, hatte Sian gefragt.

„Nein.“, hatte Myrte erwidert. „Da war etwas Anderes. Ich ging also aus meiner Kabine, um ihm mal kräftig die Meinung zu sagen. Und dann sah ich neben ihm nur ein großes Paar gelber Augen. Das war das Letzte, was ich gesehen habe, bevor ich tot war.“

Sian hatte diese Geschichte derart gefesselt, dass sie nachts sogar davon geträumt hatte. Die anderen Gryffindor-Mädchen hatten schon begonnen, sie Albtraum-Sian zu nennen, weil sie nachts stets laut keuchend aus Träumen von gelben Augen, Monstern und Jungen, die wie Schlangen sprachen, aufwachte und damit alle Anderen weckte.

Sie wälzte Bücher und alte Tagespropheten, die sie von ihrem Vater, der als Redakteur arbeite, aus dem Archiv mitgebracht bekam, bis sie auf die Geschichte der sogenannten Kammer des Schreckens stieß. Diese war eine angeblich von Salazar Slytherin eingerichtete Geheimkammer in den Tiefen von Hogwarts, die eine Bestie beherbergte, welche die Schule von unreinem Blut säubern sollte, um Slytherins Werk zu vollenden. Sian, die selbst ein Halbblut war, hatte diese Legende nicht nur gekränkt, sondern auch in furchtbare Panik und helle Aufregung versetzt. Schon morgens früh kribbelte ihr Bauch beim Gedanken daran, dass sie ihre Jagd nach der Legende am Nachmittag fortsetzen würde. Sie fragte Myrte nach dem Jahr ihres Todes und fand heraus, dass genau um diese Zeit die Gerüchte von der Öffnung der Kammer des Schreckens im Schloss umher gingen. Also hatte Sian für sich festgelegt, dass das, was Myrte getötet hatte, die Bestie aus der Kammer war. Diese war, wie Sian geschlussfolgert hatte, ein Basilisk.

Sian fragte sich, warum niemand je über diesen Vorfall sprach. Wo er doch schon immer wie ein dunkler Schatten auf der Geschichte von Hogwarts gelegen hatte. Es hieß, das las Sian in einer inzwischen bereits überarbeiteten Ausgabe von „Hogwarts, Hogwarts“ nach, dass nur der wahre Erbe Slytherins die Bestie im

Innen der Kammer kontrollieren konnte.

In einem wirklich winzigen Abschnitt eines alten Tagespropheten las Sian nach, dass ein Schüler verantwortlich gemacht worden und der Schule suspendiert worden war. Wer das gewesen ist, war nicht herauszufinden.

Es war aber nicht nur die Geschichte aus der Vergangenheit, die Sian beschäftigte. Auch das, was seit kurzem im Schloss vor sich ging, beunruhigte sie. Die Slytherins Bellatrix Black, Rodolphus und Rabastan Lestrage, Lucius Malfoy und noch einige Andere, deren Namen Sian nicht kannte, hingen immer öfter in einem Pulk zusammen und taten auf Geheimmisvoll.

Und weil das Sian alles sehr suspekt vorkam und sie, entgegen der Worte ihrer Freunde, die ihr sagten, dass „Slytherins nun mal so sind“, ihnen einmal hinterher gegangen war, sie belauscht und dabei etwas über einen gewissen Dunklen Lord aufgeschnappt hatte, bestand für sie kein Zweifel daran, dass sich die Mitschüler einem gewissen Kult angeschlossen hatten.

Das war nicht weiter schlimm, weil viele Schüler zu Vereinen und Clubs gehörten. Sian selbst war sogar Mitglied des Slug-Clubs, weil Horace Slughorn sie für eine der gerissensten und mutigsten Schülerinnen hielt, denen er je begegnet war. Allerdings machten die Slytherins ein so großes Geheimnis aus der Sache, dass es äußerst verdächtig wirkte. Vor allem, weil Sian sie im Winter eines Nachts bei Vollmond zusammen in den Verbotenen Wald hatte schleichen sehen. Natürlich war Sian nicht die Einzige, die mitbekam, was da vor sich ging. Sowieso waren die Black-Schwestern, insbesondere eben Bellatrix, schon immer eines der Lieblingsthemen der gesamten Schülerschaft gewesen. Doch jetzt schien diese sich mit ihrer jüngeren Schwester Andromeda auch noch aus einem unerklärlichen Grund überworfen zu haben. Alle redeten darüber, aber keiner konnte sich einen Reim darauf machen. Die Schwestern darauf anzusprechen, das wagte sich erstrecht niemand. Auch Sian nicht. Andromeda war ihr stets als äußerst freundlich erschienen und eine Weile hatte sie sogar durch Mollys Brüder mit ihr zu tun gehabt, aber seitdem sie sich offensichtlich mit Bellatrix zerstritten hatte, glich Andromeda einem Geist, der mit niemanden sprach und nicht angesehen werden wollte. Sian kam diesem Wunsch nur zu gerne nach. Die Black-Schwestern hatten sie stets fasziniert, ihr aber gleichermaßen Angst eingejagt. Ihr Onkel Charlus war mit der Familie der Schwestern verschwägert und erzählte bei seinen seltenen Besuchen dann und wann vom fürnehmen und gar alten Haus der Blacks. Die schönen Schwestern hatten alle Mädchen im Schloss stets in Neid versetzt und auch Sian hatte sich nicht selten dabei erwischt, ihre nussbraunen Haare dunkler zu zaubern zu versuchen, um dass sie den herrlichen Locken von Bellatrix ähnlicher waren. Was dabei heraus kam, hatte sie in Form einer violett gefärbten Löwenmähne vier Wochen lang auf dem Kopf tragen müssen. Bevor sie also zu Albtraum-Sian geworden war, war sie lange Zeit Regenbogen-Sian gewesen. Eine deutlich nettere Bezeichnung, die Sian trotzdem geärgert hatte. Sowieso hatten die Leute ständig neue Spitznamen für sie. Vielleicht verstand sie sich deshalb so gut mit der Maulenden Myrte, weil sie sich eben wirklich gut in ihre Lage versetzen konnte.

Vielleicht also mag Sian Somerset ein wenig verrückt gewesen sein, aber eines war sie auch: Ehrgeizig. Und mutig. Eine waschechte Gryffindor. Und, was die Leute viele, viele Jahr später von ihr sagten, wenn sie sich daran erinnerten, dass die einst so abenteuerlustige, übermütige Sian Somerset mit dem berühmten Auserwählten Harry Potter verwandt gewesen war, eine waschechte Potter. Aber dass man daran zurückdachte, passierte eher selten.

Denn ehe Sian sich einen Namen in der Zaubererwelt hätte machen können, wurde sie ermordet.

Als sie den Tagespropheten am Mittag nach der Sichtung des unheilvollen Zeichens über dem Dunklen Wald beiseite legte, fiel ihr Blick sofort auf den Tisch der Slytherins, wo Bellatrix und ihre Freunde die Köpfe schon wieder dicht zusammengesteckt hatten.

„Es ist das selbe Zeichen, das sie über dem Waisenhaus gesehen haben, das vor kurzem abgebrannt wurde.“, erklärte August Hannigan. „Ich tippe auf einen Serienmörder.“

„Ganz klar.“, stimmte Melody Wyatt mitein. „Was anderes kann ich mir nicht vorstellen. Was meinst du, Sian?“

„Hättest du bloß nicht gefragt...“, murmelte August, denn sofort wirbelte Sian herum, bereit, Melody in die Theorie, die sie seit Kurzem hatte, einzuweißen, in der Hoffnung sie dazu begeistern zu können, Sian bei ihrer Suche nach der Wahrheit zu unterstützen.

„Nun.“, begann Sian leise. „Ich bin der festen Überzeugung, dass es sich hier nicht um einen Einzeltäter handelt, sondern um eine Gruppe von Zauberern, die ein ganz bestimmtes Ziel verfolgen. Was natürlich auffällig ist, ist, dass das Waisenhaus überwiegend von Zaubererkindern mit sogenanntem unreinen Blut bewohnt wurde. Also nehme ich schon einmal an, dass es sich um eine rassistische Vereinigung handelt.“

„Davon gibt es viele.“, sagte Melody. „Slytherins Anhänger.“

„Ja, natürlich. Aber die sind nicht so radikal und stolzieren umher und brennen Waisenhäuser ab.“, entgegnete Sian. „So etwas gab es noch nie.“

„Vielleicht irrst du dich aber, Sian. Das habe ich dir schon tausendmal gesagt.“, stöhnte August gelangweilt.

„Wie oft habe ich mit meinen Vermutungen falsch gelegen?“, zischte Sian empört.

„Nie.“, gab August zu. „Aber du bist hier ein bisschen zu voreilig. Außerdem ist das weitaus mehr als ein Süßigkeiten stehlender Fettsack. Das sind Mörder. Du solltest dich da nicht einmischen.“

„Du hast mir gar nicht zu sagen, wo ich mich einmische und wo nicht.“, entgegnete Sian und rollte den Tagespropheten zusammen. „Es macht mich einfach stutzig.“

„Mich auch. Aber deswegen lasse ich mich davon nicht so verrückt machen.“, sagte Melody mit gespielter Ruhe in der Stimme.

„Ach, Melody. Sian kann man nicht mehr verrückt machen.“, keifte August. „Das ist die schon, und zwar im schlimmsten Maße.“

Sian hätte sich gewünscht, etwas erwidern zu können, doch ihr fehlten die Worte. Gekränkt klemmte sie sich ihren Tagespropheten unter den Arm, stand auf und verschwand, um ihre Freundin Myrte zu besuchen.

Eigentlich hätte sie sich längst an den Spott gewöhnen müssen, doch es traf sie immer wieder hart, wenn jemand so gemein zu ihr war wie August.

„Was für ein widerlicher Junge!“, schimpfte Myrte, als ihre lebendige Freundin ihr erzählt hatte, was geschehen war. „Wieso hat er das gesagt?“

„Weil ich ihm erzählt habe, dass ich glaube, dass,-“, begann Sian, doch dann fiel ihr ein, dass Myrte gar nichts von dem Zeichen am Himmel und dem seltsamen Verhalten der Slytherins wusste. Wie die meisten Anderen würde sie sich sicherlich auch nicht weiter dafür interessieren, weswegen Sian beschloss, ihr nichts davon zu erzählen. Freundschaft hin oder her. Myrte war keine besonders vertrauenswürdige Person, wie sie hier im Klo hockte und tratschte.

„Was?“, hakte Myrte nach, doch Sian sagte „Schon gut“ und damit war die Sache erledigt. Beide begannen ein Gespräch über Knuddelmuffs, von denen Sian zu Hause drei hielt, als plötzlich die schwere Tür zur Toilette aufging.

Sian wollte nachsehen, wer dort hineinkam, denn sonst ließ sich hier wirklich kaum jemand blicken. Sie lugte um die Ecke und sah, dass es die jüngste Black-Schwester mit ihrem besten Freund Malfoy war. Aus einem Impuls heraus floh Sian lautlos in die nächste Kabine und schloss die Tür mit einem leisen Zauber, ehe die Beiden sie sehen konnten.

„Was ist?“, zischte Myrte, die sofort wieder neben Sian erschienen war.

„Psst!“, machte diese. „Sie dürfen nicht wissen, dass ich hier bin.“

„Aber ich werde ihnen doch wohl Hallo sagen dürfen, oder?“, fragte Myrte misstrauisch.

„Nein.“, bestimmte Sian. „Bitte nicht, Myrte.“

Und weil Myrte keinen Grund darin sah, sich Sian, die als einziger lebender Mensch wirkliches Interesse an ihr zu haben schien, zu widersetzen, gehorchte sie.

„Du bist mir aber nicht böse, wenn ich mich verziehe, oder?“, fragte sie ihre Freundin. „Ich glaube kaum, dass das hier interessant wird. Die sind viel zu jung, um uns wilde Küsse bieten zu können.“

„Du bist widerlich, Myrte.“, witzelte Sian.

„Ich sehe mal im Bad der Vertrauensschüler nach, ob da nicht mehr los ist. Bis dann.“ Mit diesen Worten verschwand Myrte durch die Toilette. Ausnahmsweise mal ohne lauten Platscher, der das gesamte Klo überschwemmen würde.

„Ich freue mich so, dass du mitkommst.“, hörte Sian den jungen Malfoy sagen.

„Ich freue mich, dass ich von zu Hause weg kann.“, sagte Narzissa Black etwas leiser.

„Was ist eigentlich los, hm? Willst du wirklich nicht darüber reden?“, hakte Lucius Malfoy nach. Er schien sich Sorgen um das Mädchen zu machen, in seiner Stimme lag überraschend viel Zuneigung.

„Nein.“, antwortete Narzissa. „Ist schon gut.“

„Wieso hast du mich dann hierher gebracht? Ich dachte, du willst mit mir darüber sprechen.“

„Nein.“, sagte Narzissa wieder. „Ich wollte lediglich mit dir alleine sein und hier habe ich noch nie jemanden gesehen.“

„Kein Wunder. Laut Gerüchten treibt sich hier der hässliche Geist eines ermordeten Mädchens herum, dass alle belästigt, die eintreten.“, feixte Malfoy.

Sian ballte die Hände zu Fäusten. Gut, dass Myrte nicht hier war, um das zu hören. Jetzt wäre sie sicher wütend aus der Kabine gestürmt und hätte Malfoy mit einer Ladung Toilettenwasser und lauten Schimpfwörtern übergossen.

„Ih.“, machte Narzissa und lachte aus Anstand mit. Sian konnte in ihrer Stimme hören, dass sie den Jungen bei sich mochte.

„Also, wieso bin sind wir hier?“, fragte Lucius. Er war aufgeregt. Vielleicht hatte Myrte Unrecht gehabt und die beiden würden sich jetzt wirklich küssen. Sian kam sich plötzlich schäbig vor und war kurz davor, aus der Kabine zu treten und hinauszugehen. Sie würde so tun, als wäre sie bloß auf Toilette gewesen. Dass die verrückte Sian Somerset als einziges Mädchen die unbeliebte Toilette der Maulenden Myrte benutzte, würde niemanden wundern. Aber dann hörte sie, wie Narzissa sagte: „Ich will es nochmal sehen.“

„Was?“, fragte Malfoy. „Achso.“

„Das Dunkle Mal.“, zischte Narzissa.

Sians Neugier steigerte sich ins Unermessliche. Sie kletterte halb auf den Toilettensitz, halb auf die Türklinke und spähte über den Rand der Kabine in den Vorraum der Waschbecken, wo die blonden Drittklässler dicht beieinander standen.

Lucius streckte den linken Arm aus und schob mit dem Rechten den Ärmel seines Pullovers hoch. „Da.“, sagte er.

Und auch, wenn Sian weit weg war, konnte sie erkennen, was für ein Mal dort auf dem Unterarm des Jungen prangte. Es war das selbe Zeichen, das über dem Wald geschwebt hatte.

Feuerwerke zündeten in ihrem Kopf und das gleichermaßen erleichternde und ergreifende Gefühl der Erkenntnis machte sich in ihr breit.

Die Versammlungen der Slytherins und das ewig geheimnisvolle Getue stand im Zusammenhang mit dem Angriff auf das Waisenhaus. Und als das Zeichen gestern über dem Wald geprangt hatte, hatten sie sich bestimmt darunter versammelt.

„Es ist so gruselig.“, sagte Narzissa und fuhr mit den Fingern über den Arm des Jungen. Er war sichtlich angetan von ihrer Berührung und errötete augenblicklich.

„Geht.“, sagte er. „Ich finde es cool.“

„Wieso eigentlich eine Schlange?“, fragte Narzissa. „Ist das sein Wappen?“

„Sozusagen. Slytherins Wappen ist eine Schlange. Voldemort war ein Slytherin. Und er kann mit Schlangen sprechen.“, erklärte Malfoy.

„Ehrlich?“, fragte Narzissa.

In Sians Magen kribbelte es wie wild. Ein gewisser Voldemort, der mit Schlangen sprechen konnte? Sie erinnerte sich an ihre Alpträume von früher, von dem Jungen, der wie eine Schlange geredet hatte. Mit der Bestie aus der Kammer des Schreckens. War dieser Voldemort es, welcher der Schule verwiesen worden war? Namentlich war der Verantwortliche nie genannt worden. Lediglich ein gewisser Tom Riddle, der ihn damals gefasst hatte, war in den alten Tagespropheten erwähnt worden. Tom Riddle war Sian ein Begriff. Er war ein berühmter und mächtiger Zauberer mit besten Ambitionen gewesen, ehe er sich vollkommen zurückgezogen hatte.

„Ja. Du müsstest es hören, es ist der Wahnsinn. Er hat immer diese riesige Schlange bei sich, wenn wir ihm im Wald treffen. Nagini. Und er redet mit ihr und behandelt sie wie ein Haustier. Sie ist gruseliger als er und das Mal zusammen.“, zischte Malfoy. „Ist auch wirklich keiner hier?“, fragte er dann und sah sich um. Sian duckte sich sofort. Er hatte sie nicht gesehen.

„Nein, glaub mir.“, sagte Narzissa.

„Ich fühle mich so beobachtet.“, sagte Malfoy und Sian wagte es kaum noch, zu atmen.
„Nein, hier ist niemand.“, sagte Narzissa.
„Gut. Dann kann ich dir ja auch das Geheimnis erzählen.“, fuhr Malfoy fort.
„Welches Geheimnis?“, drängelte Narzissa.
„Weißt du, warum Voldemort Schlangen so gern hat?“, fragte er.
Narzissa schüttelte mit dem Kopf. Wirklich interessieren tat sie die Lösung der Frage nicht.
„Er ist nicht bloß ein normaler Slytherin gewesen. Er war der Erbe Slytherins.“
„Das hat er euch gesagt?“, fragte Narzissa ungläubig.
„Ja.“, sagte Malfoy eifrig nickend. „Hat er. Ist das nicht irre?“
„Doch, schon. Aber was sagt mir das jetzt?“
„Hast du schon von der Kammer des Schreckens gehört?“, fragte Malfoy.
Narzissa nickte.
„Er hat sie geöffnet, als er hier zur Schule ging.“

Jetzt konnte Sian wirklich nicht mehr atmen. Ihr Kopf begann zu surren. Sie konnte nicht fassen, dass sie sich monatelang mit den beiden Geschichten befasst hatte und die Geheimnisse darin jetzt durch Zufall direkt vor ihren Augen von zwei Drittklässlern entwirrt worden. Das musste Glück sein. Zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Mit einem Mal war sie August dankbar dafür, dass er sie beleidigt hatte. Wahrscheinlich war es manchmal einfach so. Dinge passierten, weil sie passieren sollten. Es war Schicksal. Wahrscheinlich hatte ihre kleine Cousine Ynja, die Tochter einer der zahlreichen Schwestern ihrer Mutter, Recht, wenn sie sagte, dass alles, was man suchte, am Ende zu einem zurückkam. Und hier war es. Das, was Sian suchte. Die Wahrheit.

„Nicht wahr!“, stieß Narzissa aus. Jetzt fand sie doch großen Gefallen an diesem Geheimnis.
„Doch, doch. Weißt du was lustig ist?“ Malfoy lachte. „Damals haben sie diesen Idiot von Wildhüter verantwortlich gemacht. Hagrid.“

Sian konnte ein leichtes Stöhnen nicht unterbinden und hoffte, dass niemand es gehört hatte. Aber Hagrid konnte es doch nicht gewesen sein! Es war dieser Voldemort gewesen.

„Dumbledore hat das natürlich nicht geglaubt.“, fuhr Malfoy fort. Als er den Namen des Schulleiters sagte, klang dies eher wie ein Würgen als wie ein normales Wort.

„Aber Voldemort hat gewonnen. Dumbledore hatte ihn natürlich von da sozusagen im Visier. Deswegen kann er ihn auch nicht ausstehen. Eines Tages wird er ihn töten, da bin ich mir ganz sicher.“

„Wie konnte Voldemort umgehen, erwischt zu werden?“, fragte Narzissa.

„Alle Welt hat ihm geglaubt. Er hat den mutmaßlichen Täter selbst gefasst. Hat es aussehen lassen, als ob er Hagrid auf frischer Tat ertappt hat und selbst Hagrid kam nicht darauf, dass es eigentlich Lord Voldemort selbst gewesen ist. Dieser Idiot. Voldemort wurde verehrt, schon damals. Als er den Täter schnappte, wurde er gefeiert wie ein Held.“

Sian konnte es nicht fassen. Der Erbe Slytherins war ein gewisser Mann namens Lord Voldemort, der Slytherins und ein paar andere Schüler um sich scharte um Morde zu begehen. Jetzt, Jahre nachdem er in seiner eigenen Schulzeit die Kammer des Schreckens geöffnet hatte, war er wieder da. Oder er war nie wirklich weg gewesen. Denn Tom Riddle, was offenbar sein eigentlicher Name war, war Sian geläufig. Jetzt ergab alles Sinn. Sian zitterte und lächelte und konnte sich kaum noch in ihrer ungemütlichen Position zwischen Tür und Toilette halten. Das hier war der größte Geheimnis, dem sie je auf die Spur gekommen war! Aber es war ein grausames Geheimnis. Ihre Mitschüler unterstützten einen Mörder. Tom Riddle war zu einem grausamen, rassistischen Mörder geworden und rekrutierte so junge Leute für die Unterstützung seiner Taten. Er wollte sogar Dumbledore töten! Sian wusste, was zu tun war. Sie musste diesen Voldemort zur Strecke bringen. Das würde das Größte sein, was je eine Junghexe vollbringen würde.

Erkenntnisse und Geständnisse

„Was war das?“ Lucius fuhr herum. „Hast du das gehört?“

„Was?“ Narzissa sah sich ebenfalls hektisch in der verlassenen Toilette um. „War es der Geist?“

„Nein, ich habe jemanden Luft holen gehört.“, zischte Malfoy. „Ganz deutlich.“

Er schritt in den Flur mit den Kabinen, lugte unter jeder Tür durch, doch konnte kein Paar Füße erkennen. Er wusste nicht genau, was er mit der Person, die ihn bei diesem höchst vertraulichen Gespräch gehört hatte, anstellen würde. Aber es würde nichts Nettes sein.

„Geister atmen nicht.“, stellte Narzissa fest. „Vielleicht sollten wir besser gehen.“

„Wenn mir nur der Zauberspruch einfallen würde, mit dem man sehen kann, wer sonst sich im Raum befindet! Verdammt!“, fluchte Lucius.

„Lucius, komm, wir gehen.“ Narzissa hatte plötzlich Angst bekommen. Sie streckte die Hand nach der ihres besten Freundes aus und schließlich ergriff er sie.

Hand in Hand verließen sie die Mädchentoilette.

„Willst du wirklich nichts essen?“ Fabian hielt seinem Freund Ted eine Platte mit köstlichen Bratenscheibchen unter die Nase, doch dieser rümpfte selbige abwertend und schüttelte mit dem Kopf.

„Nein.“, sagte er betrübt. „Keinen Hunger.“

Gideon ließ die Gabel mit einem lauten Klirren auf seinen Teller fallen.

„Wie lange willst du noch so weitermachen?“, fragte er besorgt.

Ted zuckte mit den Schultern. Seine sonst so leuchtenden, fröhlichen Augen waren trüb, umringt von Sorgenfalten, die kaum in sein junges Gesicht passen wollten. Seitdem Andromeda ihm endgültig klar gemacht hatte, dass sie nichts mit ihm zu tun haben konnte, fühlte er sich, als habe ihm jemand in die Brust gegriffen und das Herz rausgenommen. Niemals hatte er sich so gefühlt. Er erkannte sich selbst nicht mehr. Aber er schätzte, dass es den meisten im Moment so ging. Alle waren dabei, sich zu verändern. Denn die Zeiten änderten sich.

„Ich sehe mir das nicht mehr lange mit an.“, sagte Fabian. „Kannst du nicht akzeptieren, was sie gesagt hat?“

Ted schüttelte mit dem Kopf.

„So einfach ist das nicht.“, verteidigte ihn Gideon. „Schließlich hat Andromeda nicht gesagt, dass sie nicht will, sondern bloß, dass sie aufgrund ihrer Familie nicht kann.“

„Wie krank ist das eigentlich?“ Fabians Stimme überschlug sich. „Die Sache mit Lestrangle damals hätte mich schon stutzig machen sollen. Mit so einem rassistischen Pack sollte man sich erst gar nicht einlassen.“

Ted verkrampfte sich. „Red' nicht so über sie. Sie ist nicht wie die Anderen.“

„Da bist du aber auch der Einzige, der so denkt.“, entgegnete Fabian.

„Nein, Fabian, Ted hat wirklich Recht.“, sagte Gideon leise. „Andromeda war immer sanftmütiger als ihre Schwester. Und weitaus weniger aufdringlich. Es ist durchaus verständlich, dass Ted Gefühle für sie hegt. Also nimm dich mit deinen Bemerkungen bitte ein bisschen zurück.“ Mahnend schaute er seinen Bruder an.

„Wie auch immer.“, seufzte dieser.

„Wenn sie mich nur nicht dauernd ansehen würde.“, brachte Ted hervor. „Ich meine, sie sieht ständig hier rüber. Und sie beobachtet mich. Ich kriege das doch mit, ich bin doch nicht dumm.“

„Ich glaube auch, dass sie genau so für dich fühlt wie du für sie. Aber Blut ist dicker als Wasser. Das weißt du.“, erklärte Gideon.

„Wenn sie auch in dich verknallt ist“, mampfte Fabian mit vollem Mund, „dann soll sie mal aus der Hüfte kommen und 'ne Ansage machen.“

„Das hat sie, du Idiot.“, keifte Ted. „Sie hat gesagt, es geht nicht, also geht es nicht. Noch nicht.“

„Sag bloß nicht, dass du wartest und auf ein Wunder hoffst.“, spottete Fabian.

„Doch, das tue ich.“, gab Ted zu.

„Zurecht.“, sagte Gideon und spähte zum Tisch der Slytherins hinüber. „Sie guckt schon wieder her.“

„Ehrlich?“ Ted schoss augenblicklich Blut in die Wangen. „Sieht sie mich an?“

„Ja.“, antwortete Gideon. „Und sie sieht schlecht aus. Verdammt traurig.“

„Ich möchte wissen, was da wieder vor sich geht. Mit ihrer Familie.“, sagte Fabian. „Das ist doch alles vollkommen geisteskrank. Bellatrix ist geisteskrank. Und Andromeda wird genau so wie sie werden.“

Sein Bruder und Ted taten, als hätten sie diese Bemerkung überhört.

„Ich wünschte“, begann Ted, „ich könnte sie aus dieser Familie irgendwie befreien.“

„Aber das will sie doch gar nicht!“, sagte Fabian dringlich. „Das siehst du doch.“

„Fabian, jetzt hör mir mal zu.“ Ted blickte seinem Freund fest in die Augen. „Du hast keine Ahnung, unter was für einem Druck sie steht. Ihre kleine Schwester genau so. Was glaubst du, warum die immer so leise und zurückhaltend ist? Wie würdest du sein, wenn du in einer Familie leben würdest, in der du nur etwas wert bist, wenn du dich nach all den alten, verkommenen Traditionen richtest und immer das tust, was man dir aufdiktiert?“

„Keine Ahnung.“, gab Fabian zu.

„Wie würdest du dich fühlen, wenn Gideon dich wie Dreck behandeln würde? Oder noch schlimmer, als wärst du gar nicht da?“, fuhr Ted fort.

„Weiß ich auch nicht.“, gestand sich Fabian an. „Das kann ich mir nicht vorstellen.“

„Aber genau das macht Bella mit Andromeda. Und sowieso.“ Ted presste die Lippen aufeinander. „Ich komme nie los von ihr, wenn ich ihr nicht irgendwie helfe.“

„Du würdest ihr gegen ihren Willen helfen.“, sagte Fabian.

„Sei still.“, gebot Gideon. „Sieh nur, wie sie ihn ansieht. Sie schaut gar nicht mehr weg.“

Ted traute sich nicht, Gideons Blick zu folgen, aber er spürte genau, dass Andromedas traurige Augen sehnsüchtig auf seiner Seite lagen. Er wusste nicht genau, wie das sein konnte, aber zwischen ihnen hatte sich nach so kurzer Zeit und völlig gegen jeden Vorsatz ein unsichtbares Band gewoben, das jeden Tag riss und zerbrach und beide miteinander verband, ohne sie wirklich zusammenzuhalten. Sie sah ihn an und er wünschte sich nichts mehr, als zurückblicken zu können, aber er wusste, wenn er den Kopf jetzt drehte, würde sie wegschauen. Und das wollte er nicht. Er wollte, dass sie ihn ansah, denn solange sie das tat, war er ihr noch nicht egal geworden. Und ganz gleich wie er seine Gefühle und Hoffnungen vor seinen Freunden verteidigte, er fürchtete sich sehr davor, dass er ihr eines Tages wirklich gleichgültig sein würde. Sie sah einfach nicht weg. Er hielt es kaum aus.

Sian wäre am liebsten sofort zu Dumbledore gerannt und hätte ihm alles gebeichtet. Oder sie hätte sich, noch lieber, wie geplant selbst auf die Suche nach Voldemort gemacht. Aber als Narzissa und Lucius die Toilette verlassen hatten und sie aus ihrer Kabine gekrochen war, beschloss sie, das, was sie soeben gehört hatte, erst einmal für sich zu behalten. Ein Spaziergang am von Frühlingsblumen gesäumten See sollte helfen. Heute schien die Sonne und es war überraschend warm draußen, weswegen Sian die Schuhe auszog und barfuß durch das feuchte Gras lief.

Sie schritt eine Weile langsam am Ufer entlang und blickte mit ihren Gedanken bei dem unheimlichen Voldemort auf das Wasser. Kurzzeitig überlegte sie, ob Lucius und Narzissa doch gewusst hatten, dass sie da war, und sie zum Scherz auf eine falsche Spur lenken wollten, aber sie kam zu dem Entschluss, dass sich so etwas auszudenken den Horizont der beiden Drittklässler um einiges überstieg. Alles war in sich so logisch, dass Sian das Gefühl der Erkenntnis einfach nicht mehr loswurde. Sie hatte nun ein Geheimnis, das niemand sonst hatte. Früher hätte sie es vielleicht mit Molly geteilt. Aber die war heute Nachmittag mit Arthur verabredet, wie immer. Sian war sich sicher, dass die beiden, sobald sie in zwei Jahren mit der Schule fertig waren, sofort heiraten würden. Und sie würden eine Menge rothaariger Kinder bekommen.

Mit Myrte konnte sie das Geheimnis auch keinesfalls teilen. Es war zu riskant, dass der Geist an die falschen Leute ausplauderte, dass Sian all das wusste. Selbst, wenn Sian Myrte im Grunde schon die Hintergrundgeschichte ihres Todes schuldig war.

Aber nein. Sian behielt es vorerst für sich. Sie war zum Schluss gekommen, dass sich die Gruppe bei Vollmond im Verbotenen Wald traf. Also nahm sie sich vor, beim nächsten Vollmond in den Wald zu schleichen und Voldemort zu stellen. Natürlich nicht alleine. Sie würde Dumbledore benachrichtigen, denn egal wie viel Vertrauen sie in sich hatte, einen mutmaßlich so übermächtigen Zauberer alleine zu bekämpfen zu versuchen wäre vollkommen idiotisch. Das würde niemand schaffen.

Immer noch mit den Gedanken an das Dunkle Mal im Kopf wäre sie beinahe über Andromeda Black gestolpert.

Eine Slytherin, und noch dazu eine der Schwestern, deren Familienmotto „Toujours pur“ lautete. Sicherlich gehörte auch sie zu dem Schlag der Anhänger, auch, wenn sich Sian dies nur schwer vorstellen konnte. Schließlich schien Andromeda sich mit den übrigen potenziellen Anhängern zerstritten zu haben und außerdem war sie Sian immer als äußerst freundlich erschienen. Als ein selbstbewusstes, schönes und starkes Mädchen, wie Sian selbst es sich zu sein wünschte. Aber hier saß sie auf dem Gras am See und weinte.

Bevor Sian sich zu ihr hinunter bückte, um zu fragen, ob es ihr denn gut ging, prüfte sie ihre Arme nach einer möglichen Markierung ab. Doch da war nichts.

„Andromeda, stimmts?“, fragte Sian, als wüsste sie nicht genau, wen sie da vor sich hatte.

Andromeda sah sie aus verweinten Augen an. „Was ist?“

„Das sollte ich dich fragen, oder?“, schmunzelte Sian. Ohne weiter darüber nachzudenken, ließ sie sich neben dem hübschen Mädchen ins Gras fallen. „Sei nicht traurig.“, flüsterte sie.

„Wer bist du überhaupt?“, keifte Andromeda plötzlich und erinnerte Sian für einen Augenblick an ihre Schwester Bellatrix.

„Sian.“, stellte Sian sich vor. „Sian Somerset.“

„Ach die.“, maulte Andromeda. Dann schien sie zur Besinnung gekommen zu sein. „Tut mir Leid.“, fügte sie kleinlaut hinzu und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

„Du hast Liebeskummer.“, stellte Sian fest. Man konnte einem Mädchen ansehen, ob es wegen einem Jungen weinte oder wegen etwas Anderem. Und Sian, die stets ein besonderes Gespür für die Gefühle anderer Menschen gehabt hatte, fühlte außerdem, dass Andromeda verliebt war. Sian konnte sich nicht erklären, wieso sie das wusste. Aber manchmal sieht man Menschen an und hat das Gefühl, man sieht sie nur halb. Weil sie zu irgendjemand anderem gehören wie die zweite Hälfte. Sian hatte Molly von diesem Gedanken erzählt und Molly hatte ihr nicht geglaubt. Als sie dann aber Arthur traf und Sian plötzlich merkte, dass sie Molly nun auch immer nur halb sah, sagte sie ihr das und Molly glaubte ihr.

Andromeda schaute Sian eindringlich an. „Was geht dich das an?“, zischte sie. Doch wieder schien sie zu bemerken, dass sie zu forsch gewesen war und sie entschuldigte sich abermals.

„Schon gut.“, sagte Sian lächelnd. „Ich bin es sowieso gewohnt.“, fügte sie leise hinzu.

„Was meinst du?“, fragte Andromeda, die es doch gehört hatte.

Sian wollte nicht wirklich darüber reden, weil sie nicht das Mitleid von einem Mädchen wollte, das selbst so traurig war. „Schon gut.“, sagte sie also.

„Nein, bitte. Erzähl mir, was du meinst.“, bat Andromeda sanft. „Ich könnte die Ablenkung gut gebrauchen.“

Sian fühlte sich nicht wirklich, als würde sie sich mit dem Feind verbinden, als sie schließlich begann, Andromeda davon zu erzählen, wie ihre Mitschüler sie stets als verrückt und durchgeknallt schimpften und mit Blicken bedachten, die ihr in der Seele wehtaten. Andromeda hörte die ganze Zeit über aufmerksam zu und ihre Tränen trockneten. Die eigene Trauer in den Augen wich Mitleid mit Sian und obwohl diese das genau eigentlich gar nicht wollte, war es ihr in diesem Moment am See doch sehr willkommen.

Als die Sonne schon langsam unterging und die Mädchen eine Weile geschwiegen hatten, fing Andromeda plötzlich von selbst an, über das zu sprechen, was sie so traurig machte und sie schaffte es, dabei nicht zu weinen, was Sian auf irgendeine Weise unheimlich stolz auf Andromeda machte, denn die Geschichte, die sie ihr erzählte, die wollte selbst Sian das mitfühlende Herz brechen.

„Ich weiß nicht, wieso ich dir das überhaupt erzähle. Wahrscheinlich kann ich dir nicht mal vertrauen.“, begann Andromeda. „Denn man kann niemandem mehr vertrauen.“

„Ehrenwort.“, sagte Sian und hob den Arm. „Ich sehe dass du jemandem zum Reden brauchst und hier bin ich. Ich glaube, ich bin allein dafür aus dem Schloss gekommen.“, log sie, doch Andromeda schmunzelte und das zu sehen, ließ Sian selbst an ihre Worte glauben.

„Da ist dieser Junge. Und ich schätze, ich habe mich...“ Andromeda holte tief Luft. „Ich schätze, ich habe mich wohl ziemlich in ihn verliebt. Aber meine Familie hat was dagegen, dass wir zusammen sind. Und ich kann mich ihnen nicht entgegensetzen, das geht einfach nicht.“

Für Sian machte das alles Sinn. Der Junge, den Andromeda da beschrieb, war sicherlich nicht reinblütig oder ehrenhaft genug, um der Familie Black für ihre Tochter zu genügen. Dass sie hier saß und weinte und so

furchtbar litt, interessierte sie wahrscheinlich nicht mal. Sie waren, da war sich Sian ganz sicher, lieber damit beschäftigt, den Waisenkinder ermordenden Erbe Slytherins zu unterstützen. Vielleicht gehörte Andromeda ja doch nicht zu ihren Anhängern. Vielleicht sagte sie jetzt noch, dass sie sich ihrer Familie nicht entgegensetzten konnte, aber irgendwann würde sie vielleicht die Stärke dafür besitzen. Sian hoffte es sehr.

„Das kommt nicht selten vor, ich weiß.“, sagte Andromeda, um ihre Trauer herunterzuspielen. „Liebende, die nicht beieinander sein können. Herzerreißend.“ Sie zwang sich zu einem Lächeln, doch es erreichte nicht ihre Augen.

„Spiel das nicht runter.“, sagte Sian. „Ich weiß, es tut weh.“

Andromeda nickte. „Es tut so verdammt weh.“, keuchte sie.

Sian nickte und strich Andromeda sanft über den Rücken. Beide Mädchen hatten nie zuvor miteinander geredet und unter anderen Umständen hätten sie das auch nicht getan. Aber manchmal traf man sich zu einer guten Zeit an einem guten Ort und man fühlte sich gut, weil man einander verstand, ohne sich erklären zu können, wieso eigentlich. Das war Freundschaft und sie begegnete einem auf die unterschiedlichste Art und Weise. Manchmal wurden aus Feinden Freunde, manchmal brauchten zwei Menschen lange, um das, was sie verband, als Freundschaft zu erkennen und manchmal knüpfte man Vertrauen einfach aus einem Gefühl der Verbundenheit heraus und machte zum Freund, wer eben noch ein Fremder gewesen war. Gegen jede Vernunft, gegen jeden Zweifel.

„Weißt du, was ich denke?“, fragte Sian schließlich.

Andromeda schüttelte mit dem Kopf.

„Ich kann dir nicht sagen, was du zu tun hast. Aber weißt du, wer das kann?“

Wieder schüttelte Andromeda mit dem Kopf.

Sian lächelte sie an und streckte die Hand aus, um Andromedas Brustkorb dort zu berühren, wo es pochte.

„Dein Herz.“, sagte sie leise.

Andromeda hätte später zu oft gerne die Zeit zurückgedreht, um Sian für diese Geste zu danken. Aber ehe sie hätte ihrer plötzlichen Freundin beweisen können, dass sie endlich auf ihr Herz gehört hatte, war diese schon tot.

Bei den Malfoys

Die letzten Tage vor der freien Woche zur Feier des Frühlings verfliegen wie die Böen von Blüten, die das in herrlicher Wärme liegende Schloss umwehten. Narzissa hatte Bellatrix gefragt, ob sie damit einverstanden war, dass sie Lucius über die freie Zeit mit nach Hause begleitete.

„Ist mir doch egal.“, hatte Bellatrix gesagt. Sie war gerade schwer damit beschäftigt gewesen, Rodolphus mit Küssen ersticken zu versuchen. „Mach was du willst.“

Diese Antwort hatte Narzissa nicht gefallen. Sie hatte damit gerechnet, dass Bellatrix ganz und gar nicht mit ihrem Vorhaben einverstanden war und dass sie ihr sofort damit drohen würde, ihren Eltern davon zu erzählen. Aber Bellatrix erklärte, dass sie sich ganz sicher war, dass Druella und Cygnus nichts dagegen hatten, wo doch die Malfoys eine hoch angesehene und durch und durch gescheite Zaubererfamilie waren. Und außerdem, das musste sich Narzissa auch eingestehen, schienen sie sich nicht wirklich darum zu scheren, wo ihre Kinder die Frühlingstage verbrachten, solange sie nicht wieder das eigene zu Hause belagerten und dort zankten, wie am Weihnachtsfest. Die Eltern der Black-Schwestern hatten sich zudem nicht einmal mehr brieflich nach Bellatrix' Wohl erkundigt. Es war nicht, als hätten die Slytherins vergessen, was Bellatrix zugestoßen war, aber sie selbst lebte so ausgelassen und fröhlich wie nie zuvor und so kam jeder zu der Annahme, dass sie wohl über die Geschichte mit ihrem Onkel Alphard hinweggekommen war.

„Also darf ich?“, hatte Narzissa tausendmal gefragt, um sicherzugehen.

„Ja, verdammt. Geh.“ Früher hätte Bellatrix sie nicht so einfach gehen lassen. Aber es sollte Narzissa Recht sein, als die letzte Schulstunde für eine Woche vorbei war, rauschte sie in den Schlafsaal, griff ihren bereits gepackten Koffer und machte sich ohne Umwege auf, um den Hogwarts-Express Richtung Herrenhaus Malfoy zu nehmen.

„Was machen deine Schwestern in der freien Zeit?“, erkundigte sich Lucius mit vollem Mund. Er hatte sich und Narzissa den halben Süßigkeitenwagen gekauft und war nun schwer beschäftigt, endlos erscheinende Gummischlangen mit Apfelgeschmack zu verschlingen. Sie saßen alleine in einem winzigen Abteil und rauschten im Zug über grüne Hügel und von Wildblumen bewachsene Täler. Der Frühling hatte längst im ganzen Land Einzug gehalten.

„Bleiben im Schloss.“, antwortete Narzissa knapp.

„Hm.“, machte Malfoy. „Es ist doch kein Vollmond in dieser Woche, oder?“

„Nein.“, antwortete Narzissa. „Wie auch. Denk doch mal nach. Außerdem würdest du das doch wissen, oder? Du, als einer der gefolgsamsten und besten Todesser überhaupt.“

Lucius lächelte. „Dankeschön.“

Irritiert erwiderte Narzissa sein Lächeln und nickte.

„Hast du eigentlich mal überlegt, uns beizutreten?“, fragte er.

Narzissa nickte. „Ja, das habe ich.“

„Und?“

„Um ehrlich zu sein, traue ich mir nicht zu, in dem Krieg, von dessen Ausbruch ihr alle ständig redet, kämpfen zu können. Ich unterstütze die Motive des Dunklen Lords voll und ganz, aber ich glaube nicht, dass ich dafür gemacht bin, um in Duellen meine Treue zu ihm zu beweisen.“

„Plausible Erklärung.“, gestand sich Lucius ein. „Trotzdem schade.“

Narzissa nickte und zuckte mit den Schultern. Über diese ganze Todessergeschichte machte sie sich wirklich viele Gedanken. Nur eines überlegte sie nie: Ob sie das, was sie dort von wegen Übereinstimmung der Überzeugung und Sympathie für die Motive sagte, auch wirklich so meinte. Oder ob sie es nur aus Gewohnheit und Pflichtgefühl heraus herunter leierte wie ein auswendig gelerntes Gedicht.

„Noch Drubels?“, fragte Lucius.

„Nein, danke.“, entgegnete Narzissa.

„Ist vielleicht auch besser so, meine Mum kocht uns was zur Begrüßung.“ Lucius grinste.

Narzissa hatte sich viele Gedanken darüber gemacht, wie es wohl bei ihrem besten Freund daheim zugeht und die bevorstehende Begrüßung seiner Eltern machte ihr große Sorgen. Sie wusste nicht, ob sie sich mehr

davor fürchtete, dass es grässlich unfreundliche Menschen waren, oder davor, dass sie so lieb zu ihr waren, dass sie deswegen beinahe ein schlechtes Gewissen bekam.

Wie damals, als Lucius ständig versucht hatte, sich bei ihr einzuschmeicheln. Nie hätte sie gedacht, dass sie nun mit ihm im Zug zu ihm nach Hause saß und drauf und dran war, eine ganze Woche von Morgens bis Abends nur mit ihm zusammen zu sein.

„Was denn?“, erkundigte sie sich.

„Was immer du dir wünschst. Meine Mum kann alles kochen.“

„Meine Tante Lucy ist auch eine sehr gute Köchin.“, erzählte Narzissa.

Und dann verfangen sich die Beiden in einem Gespräch über die Talente und Macken ihrer Familienmitglieder, bis der Hogwarts Express in King's Cross hielt und sie vom Gleis aus den Taxenservice des Ministeriums nehmen mussten, um zum Herrenhaus der Malfoys zu gelangen.

Der Taxenservice des Ministeriums stellte Zauberern überdachte Besen zur Verfügung, an denen bei Bedarf ein Unsichtbarkeitsschalter umgelegt werden konnte, um dass die Zauberer bei ihrer Reise durch die Lüfte nicht von Muggeln gesichtet wurden.

Da es dort aber bereits zu vielen Unfällen gekommen war- der Bekannteste war ohne Frage der von Hermelin Wendel gewesen, deren Besen bei Betätigung des Unsichtbarkeitsschalters einen magischen Kurzschluss erlitten und sie direkt durch das Dach eines Muggelschwimmbades hat krachen lassen-, wurde der Taxenservice nur kurze Zeit später, nachdem Lucius und Narzissa ihn benutzten, abgeschafft.

Ihre Reise, die nicht allzu lang war, verlief glücklicherweise problemlos und sie landeten auf einem hellen Kiesweg vor einem riesigen, prunkvollen Gelände, an dessen anderem Ende ein herrliches, großes Haus stand. Eine Landstraße entlang einer fein säuberlich geschnittenen Hecke führte zu dem schmiedeisernen Tor, vor dem sie nun standen.

„Musst du ein Passwort sagen?“, erkundigte sich Narzissa.

„Ja.“, entgegnete Lucius. „*Ad familiam honorandi.*“

Das Tor schwang mit einem ächzenden Geräusch auf die beiden jungen Slytherins traten auf das Gelände der Malfoys.

Die Taxenbesen flogen von alleine davon und Lucius fasste Narzissa sanft an den Rücken, ehe er sagte: „Willkommen bei mir zu Hause.“

Narzissa war hin und weg. Das Haus ihrer Familie, sowie ihr eigenes Elternhaus, waren große, edle Gebäude aus dunklem Holz und mit samteneen Vorhängen und alten, schweren Möbeln. Es war unheimlich feine Häuser, und trotzdem unvergleichlich mit dem Edel, der das Herrenhaus der Malfoys schmückte. Im Frühlingslicht leuchteten die akkurat geschnittenen Grasflächen im parkähnlichen Vorgarten grün wie Augen von Slytherins Wappentier, und Pfauen stolzierten um den Springbrunnen, der das Zentrum der Anlage darstellte.

Das Herrenhaus selbst war etwa dreimal so groß wie das Haus der Blacks und Narzissa, die sich augenblicklich fragte, wie unfassbar reich ihr bester Freund wohl eines Tages sein würde, überlegte, wie viele Menschen wohl darin lebten.

Diese Frage klärte sich schnell.

„Das gehört mir und meinen Eltern alleine.“, erklärte Lucius. Er hatte keine Scham mit dem Prunk seines Zuhauses anzugeben. „Komm, wir gehen rein.“

Eingeschüchtert von den vielen neuen Eindrücken folgte Narzissa Lucius über den Kiesweg und sah ihm zu, wie er mit aller Kraft den großen, schweren Türklopfer betätigte, der, passenderweise, einen Schlangenkopf darstellte.

Die Tür schwang sofort auf. Ein gebücktes, kleines Wesen in lumpigen Laken hatte sie geöffnet.

„Aus dem Weg.“, maulte Lucius, statt sich bei dem Hauselfen zu bedanken. Narzissas Familie hielt sich ebenfalls Hauselfen und früher hatte sie wirklich Mitleid mit ihnen gehabt und es ungerecht gefunden, dass sie ohne jeglichen Lohn Tag für Tag für die Zaubererschafft schufteten musste. Aber irgendwann hatte sie einfach hingenommen, dass dies die einzig gute Aufgabe für diese Wesen war, und der zwielichtige und griesgrämige Hauself ihrer Tante Walburga, Kreacher, hatte es Narzissa leicht gemacht, Hauselfen nicht mehr ganz so niedlich, lieb und bemitleidenswert zu finden.

Trotzdem schenkte sie dem gebückten Elf einen aufmunternden Blick, als sie an ihm vorbei in die

Eingangshalle des Herrenhauses trat.

Hier drinnen war es noch prunkvoller und edler als draußen und Narzissa konnte nicht anders, als zu lächeln. Es war wirklich wunderschön.

„Wow.“, platzte sie heraus. „Du wohnst wirklich schön.“

„Danke.“, sagte Lucius selbstgefällig.

„Lucius, bist du das?“, ertönte eine überraschend warme Stimme von irgendwoher.

„Ja, Mutter. Wir sind da!“, antwortet Lucius.

Narzissa merkte, wie sie leicht nervös wurde.

Eine Tür an der linken Seite der Halle schwang auf. Dann stürmte eine kleine, zierliche Frau auf sie zu und ehe Narzissa sich versah, hielt diese sie schon in den knöchigen Armen.

„Willkommen!“, sagte sie voller Freude und ließ Narzissa los, um ihren Sohn zu umarmen. Mrs Malfoy war eine wirklich hübsche Hexe mit silbrigen, glatten Haaren, die ihr fast bis in die Kniekehlen reichen würden, wenn sie sie nicht stets in einem kunstvoll geflochtenen Zopf trug.

Als sie Lucius losließ, wand sie sich wieder an Narzissa, betrachtete sie mit glänzenden, grünen Augen von oben bis unten und lächelte aus vollem Herzen.

„Du bist wunderschön, mein Mädchen.“, sagte sie und strich Narzissa über die Wange. Über diese unbedarfte Freundlichkeit verwundert errötete Narzissa augenblicklich.

„Danke.“, brachte sie hervor. „Ich kann nur das selbe über sie sagen, Mrs Malfoy.“

„Ach bitte, nenn' mich Gesina.“ Dann strich sie sich eine aus dem Zopf gefallene Strähne hinter die Ohren und bedankte sich mit einem kaum merklichen Nicken für das Kompliment. Sie wusste, dass sie schön war und Narzissa erkannte durch alle Herzlichkeit hindurch die Arroganz in ihrem Gesicht, die in Lucius so oft zum Vorschein kam. Es war wirklich komisch, wie einleuchtend Verhalten und Auftreten von Kindern wurde, sobald man ihre Eltern kennenlernte.

Diese Bestätigung verstärkte sich noch, als nun ein hochgewachsener Mann mit toderntem Gesicht aus der selben Tür trat wie zuvor seine Frau, und Narzissa mit einem altmodischen Handkuss begrüßte.

„Willkommen im Herrenhaus der Malfoys.“, sagte er. Und dann lächelte auch er, und trotz seines furchteinflößenden, aus welchem Grund auch immer von Narben zerfurchten Gesicht, war es ein durch und durch ehrliches und liebes Lächeln. „Du bist natürlich Miss Black.“

„Narzissa.“, stammelte diese. „Bitte.“

„Natürlich.“, antwortete Mr Malfoy. „In diesem Fall darfst du mich auch Draconimus nennen.“

„Das ist aber ein schöner Name.“, sagte Narzissa, ohne es wirklich laut aussprechen zu wollen.

Draconimus bedankte sich mit dem selben überlegenen Nicken, das Gesina vorher gezeigt hatte, und dann führten beide die Kinder direkt in den Raum, aus dem sie gekommen waren, der sich als die elegante Stube der Familie erwies.

„Bring das Gepäck nach oben, Pocky!“, rief Draconimus dem Hauselfen noch zu.

Es war immer ein unangenehmes Gefühl, zum ersten Mal in einem fremden Haus mit im Grunde fremden Leuten zu sitzen und schließlich auch zu speisen, aber Narzissa konnte sich nicht gegen die Freundlichkeit der Familie Malfoy wehren und das wollte sie auch nicht, sie fühlte sich sofort wohl bei ihnen. Zwanglos und ausgelassen unterhielt sie sich mit Lucius und seinem Vater über allerlei Belangloses, während Gesina selbst am Herd in der Küche stand und Pfannkuchen machte, denn diese hatte Narzissa seit Ewigkeiten nicht mehr gegessen. Und Gesina hatte tatsächlich genau das kochen wollen, was Narzissa sich wünschte. Es war verwunderlich, dass eine so edel erscheinende Frau selbst kochte und keine Angestellten dafür hielt, besonders, weil in diesem Haus sonst alles von Hauselfen erledigt wurde, aber Lucius hatte Narzissa bereits im Zug erklärt, dass das Kochen das liebste Hobby seiner Mutter war und sie darauf bestand, es jeden Tag selbst zu erledigen. Dass sie dabei so erschreckend dünn war, lag daran, dass sie, wie Narzissa es irgendwann herausfand, Veela-Blut in den Adern hatte.

Schließlich waren die Pfannkuchen fertig und die Malfoys und Narzissa saßen beisammen und aßen gemeinsam, als täten sie es jeden Tag so.

„Schmeckt es dir, mein Kind?“, fragte Gesina.

„Oh ja.“, sagte Narzissa, nachdem sie einen großen Bissen geschluckt hatte. „Sehr gut.“

„Etwas Milch dazu?“, fragte Gesina.

„Ja, gerne.“, antwortete Narzissa zwanglos.

Sofort erschienen große Kelche mit herrlicher, cremiger Milch auf dem Tisch. Narzissa griff sich sofort einen und trank ihn in einem Zug leer. Sie war auf einmal ganz fröhlich und erleichtert und wusste, dass sie noch nie so gut gegessen hatte.

„Was macht eigentlich deine Familie?“, erkundigte sich Draconimus nach einer Weile, was die gute Stimmung etwas dämmte.

Zu gern hätte Narzissa gesagt, dass sich mit Freude alle belogen, die früher eng miteinander verbunden waren, und dass sich ihre eigenen Eltern noch nie so gut um sie gekümmert hatten, wie die Malfoys es in nur einer Stunde getan hatten. Aber sie sagte nur, dass es allen gut ginge, und dann aß sie ihren vierten Pfannkuchen.

Eigentlich hätte Narzissa das Gästezimmer mit Balkon nehmen wollen, denn es war am größten, und über dem Bett hing ein schwerer Brokathimmel. Aber sie entschied sich für das Zimmer, das direkt neben dem von Lucius lag.

Sie wusste nicht, ob sie es schlichtweg unfreundlich fand, auf einem anderen Flur zu schlafen als ihr bester Freund, oder ob sie sich auf irgendeine Weise wirklich nach seiner Nähe sehnte, aber schließlich ermöglichte ihr diese Zimmerwahl, dass sie noch bis spät in die Nacht mit Lucius auf dessen Bett sitzen und quatschen konnte.

In ihren Schlafanzügen und mit müden Augen wirkten die beiden kein bisschen wie die ernstesten, von den Problemen des mit Pflichten und Geheimnissen gespickten Alltags gequälten kleinen Erwachsenen, die sie sonst waren.

Hier, im Schein des Frühlingsmondes, der durch das große Fenster am Kopf von Lucius Bett in das riesige Zimmer schien, waren sie bloß zwei Dreizehnjährige, die mit nackten Füßen Zehenkrieg spielten und sich von allen Dingen am meisten davor fürchteten, Mr und Mrs Malfoy mit ihrem herzlichen Gelächter zu wecken. Narzissa war zum ersten Mal seit unglaublich langer Zeit für ein Mädchen in ihrem Alter glücklich.

Pläne

Seitdem Sian die Wahrheit kannte, belauschte und verfolgte sie die verdächtigen Slytherins umso hartnäckiger. Sie wartete auf den perfekten Moment, um sie zu stellen, wartete auf einen handfesten Beweis für deren Machenschaften, den sie Dumbledore vorliegen könnte. Dass sie das, was dort mit ihnen vor sich ging, wirklich belegen konnte, war wichtig, denn oftmals hatte sie die Dinge überstürzt und Dumbledore alarmiert, wenn es in Wirklichkeit gar nicht nötig gewesen war. Zum Beispiel als sie in ihrem zweiten Jahr Professor Tagnus verdächtigt hatte, in Wahrheit ein mit einem Schrumpfzauber getarnter Riese zu sein, der Informationen an sein Volk verkaufte, damit die Riesen Hogwarts übernehmen konnten. Sian war darüber furchtbar aufgebracht gewesen und Dumbledore hatte tatsächlich nachgeforscht, ob ihre Theorie stimmte, aber sie hatte vollkommen falsch gelegen, natürlich. Das einzig wirklich verdächtige an Professor Tagnus war sein Bart gewesen, der so dicht und lang war, dass er darin locker einen Riesen hätte verstecken können. Der richtige Riese, oder zumindest Halbriese, war Hagrid, ebenfalls rauschebärtig, aber kein bisschen verdächtig, und den grüßte Sian immer besonders gerne, wenn sie ihn auf dem Schulhof traf. Er schien wirklich nett zu sein. Und gar nicht wie jemand, den man ernsthaft verdächtigen konnte, die Kammer des Schreckens geöffnet zu haben. Dumbledore hatte gewusst, dass Hagrid zu so etwas nicht fähig war. Und da jetzt alle Schlussfolgerungen Sinn ergaben und Sian wirklich an einer großen Sache dran war, brauchte sie nur noch einen kleinen Beweis, musste die Anhänger von Voldemort auf frischer Tat ertappen, um sie Dumbledore vorbringen zu können. Dieser gutherzige und mächtige Zauberer würde sie schelten und Voldemort fassen und umbringen, oder zumindest nach Askaban schicken, wie er es mit dem anderen dunklen Magier Grindelwald getan hatte.

Doch genau jetzt, wo Sian eine Missetat, ein Vergehen, oder unheilvolle Gespräche über ihren unheimlichen Herren mitzubekommen erwartete, verhielten sich die vermeintlichen Anhänger Voldemorts wie ganz normale Jugendliche. Sie verloren kein Wort über ein Dunkles Mal oder irgendwelche Morde, sondern sprachen über den Frühling, die freien Tage, die vielen Aufgaben, die sie in der Zeit für die Schule nachholen mussten und ganz belanglose Dinge wie Musik und Bücher.

Selbst Bellatrix, die Sian in ihrem Kopf als die Anführerin festgelegt hatte, schien sich in der lauen Sonne um nichts zu scheren, als ihren Freund Rodolphus mit Küssen zu überhäufen. Das Schloss Hogwarts war umgeben von der Leichtigkeit des Frühlings. Nur eine ließ sich nicht vom Gelächter und dem Frohsinn anstecken.

Andromeda. Nachdem Sian und Andromeda sich am See unterhalten hatten, fiel es Sian schwer, in ihr die überhebliche Schwester von Bellatrix und eventuelle Anhängerin Voldemorts zu sehen. Sie hatte solch traurige Augen, die nur kurz aufleuchteten, wenn sie Sian in den Fluren traf, dass es selbiger wehtat, in sie zu blicken. Am liebsten hätte sie sich wirklich enger mit Andromeda angefreundet, aber da das, was im Moment ihr Leben bestimmte, genau gegen das verstieß, was Andromedas Leben seit jeher bestimmt hatte, wusste Sian, dass eine wirklich enge Bindung unmöglich war. Auch, wenn sie sich das ihrerseits wirklich wünschte. Andromeda war ihr wirklich lieb und teuer geworden, ohne, dass sie sie wirklich kannte und ohne, dass sie es gewollt hatte.

Wenn sie Andromeda also alleine in den Fluren traf, dann grüßten die Mädchen einander und redeten eine Weile über belanglose Dinge, ehe sie sich wieder ihren eigenen Problemen zuwandten.

Die da waren Liebeskummer für Andromeda und für Sian das absolute Defizit von Beweisen für aktuelle Machenschaften des aufstrebenden dunklen Magiers Lord Voldemort.

Narzissa und Lucius hatten die halbe Woche damit verbracht, in luftiger Kleidung auf dem feinen Rasen des Herrenhauses zu liegen und Tiere in den Wolken zu suchen. Eine Wolke sah aus wie ein Hase, die nächste wie ein Fisch. Außerdem hatte Narzissa Lucius ein wenig Klavierspielen beigebracht und wenn sie einander überdrüssig wurden, zogen sie sich in ihre Zimmer zurück und lasen. Das Haus der Malfoys war nicht nur mit allerlei Prunk ausgestattet, sondern beherbergte auch Zimmer, die bis zur Stuckdecke mit Büchern vollgestopft waren. Narzissa fühlte sich, als wäre sie in ihrem ganz eigenen Himmel gelandet. Nicht nur, dass das Haus und der Park allerlei Möglichkeiten zur schönsten Zerstreung boten. Gesina und Draconimus waren die

freundlichsten Erwachsenen, die Narzissa je getroffen hatte. Und das war schwer zu glauben, wo sie auf den ersten Blick so blasiert und hochnäsiger aussahen. Aber auch in Lucius hatte sich Narzissa getäuscht. Und der Apfel fiel bekanntlich nun mal nicht weit vom Stamm.

Ein wenig traurig machte die schöne Zeit Narzissa schon. Sie konnte so tun, als hätte sie keine Sorgen und zeitweise vergaß sie diese auch völlig, doch wann immer Gesina sich nach ihrem Wohlbefinden erkundete oder Draconimus mit ihr sprach, wann immer sie mit Lucius lachte und wenn sie sich abends vom schönen Tage ganz erschöpft in die weichen Kissen ihres Bettes fallen ließ, kam ihr die eigene Familie in den Sinn und dass sie sich dort niemals wieder so wohl fühlen würde, wie sie es bei den Malfoys tat. Nach nur vier Tagen hatte Narzissa das Gefühl, vollkommen Teil der Familie geworden zu sein.

Lucius war unbeschreiblich glücklich, dass er seiner lieben Narzissa eine so schöne Zeit bieten konnte. Er tat alles dafür, um dass es ihr gut ging und der zerstörerische Kummer, den sie noch vor wenigen Tagen auf dem Gesicht getragen hatte wie eine entstellende Maske, war der alten, zerbrechlichen aber anmutigen Schönheit gewichen, die er so an ihr mochte, beinahe schon liebte.

„Ich bin so froh, dich zu haben, Lucius.“, sagte Narzissa am vierten Abend, bevor sie zu Bett ging. Sie stand am Türrahmen und sah Lucius in seinem Bett an.

Er spürte seine Wangen heiß werden und nickte anerkennend. „Kann ich nur zurückgeben.“, sagte er kleinlaut.

„Sag es bitte keinem.“, brachte Narzissa hervor. „Aber ich wünsche mir so sehr, das hier wäre mein Zuhause. Statt meinem wirklichen Heim. Ich würde lieber hier mit dir wohnen und jeden Tag so schöne Sachen machen, statt mich weiter über meine zerstrittenen Schwestern und meine sorglosen Eltern zu ärgern.“

Lucius war ergriffen von dem, was sie sagte. Er war stolz auf sich und sein Haus, dass sie Narzissa so gut gefielen, gleichzeitig war er sehr traurig darüber, dass sie so empfand. Er kroch aus seinem Bett und ging auf Narzissa zu. In ihrem weißen Nachthemd sah sie noch viel blasser und verletzlicher aus als je zuvor. Das Mädchen aus Glas. Sie war wunderschön. Lucius durchfuhr ein ungekanntes Kribbeln, als er daran dachte, wie schön sie wohl in zehn Jahren sein würde. Als eine richtige Frau. Er nahm sich fest vor, sie nie gehen zu lassen, als er sie schließlich umarmte. Er würde es nicht ertragen, wenn sie in zehn Jahren nicht mehr an seiner Seite sein würde. Also machte er einen Plan. Er grub sein Gesicht in ihr Haar, das nach Gras und Wind roch, und schwor sich, das Mädchen in seinen Armen eines Tages zu heiraten. Und er fühlte sich kein bisschen als Kind, kein bisschen als der unterwürfige Junge, der er sonst war: Nur Mittel zum Zweck. Als er dort stand und draußen die Nacht hörte, Narzissa fühlte und roch und einfach nur glücklich war, fühlte er sich zum ersten Mal in seinem Leben als würde die Welt nicht länger denen gehören, vor denen er sich ducken musste und die ihn darin herum schubsten, sondern er fühlte sich, als gehöre die Welt ihm ganz alleine.

„Narzissa ist über den Frühling nicht da. Wieso ist Bellatrix nicht auch weg?“ Ted drückte den Quaffel in seinem Arm. „Die soll auch wegfahren.“

„Ja und du glaubst, wenn Bellatrix weg ist, bleibt Andromeda hier? Und du kannst mit ihr reden und ein bisschen rumknutschen?“, fragte Fabian.

„Nimm dich zurück.“, warnte Ted. Fabian rauschte auf dem Besen an ihm vorbei. In einer flinken Bewegung schnappte er ihm den Quaffel aus der Hand.

„Hey!“, brüllte Ted, machte aber keine Anstalten, Fabian zu folgen. „Ist doch denkbar! Du weißt, die sind nicht mehr wie früher.“

„Ich weiß gar nichts.“, brüllte Fabian von weit oben. „Nur, dass du mir tierisch auf den Wecker gehst mit deinem Liebeskummer.“

Gideon flog neben seinen Bruder und stieß ihm mit der Faust in die Seite. „Lass ihn.“

„Meine Güte.“, keuchte Fabian. „Ist doch sowieso total untypisch für die paar freien Tage wegzufahren!“

„Ja aber Bellatrix und Rodolphus hätten sich doch einen schönen Liebesurlaub machen können!“, feixte Zachary, der zusammen mit den Jungs Quidditch trainierte. Er war der Kapitän der Mannschaft von Gryffindor.

„Oh Mann.“, seufzte Gideon. „Vielleicht ist es besser, wenn wir über etwas ganz anderes reden.“

„Oder zur Abwechslung mal trainieren? Statt hier dauernd nur rumzufliegen. Und was wollte Ted eigentlich mit dem Quaffel. Wie wärs, spielen wir?“, schlug Zachary vor und legte sich auf seinen Besen, um

noch schneller um die in der Luft ruhenden Anderen zu wirbeln. „Du musst deine Präzision noch verbessern, Gid. Dein Bruder ist ein besserer Treiber.“

„Tja!“, lachte Fabian. „Ich mal wieder.“

„Das will ich aber sehen.“, bestimmte Gideon. „Lass die Klatscher frei!“

Zachary sauste zu Boden und öffnete den Ballkorb, um die Klatscher hinaus schießen zu lassen. Mit einem lauten Sausen stiegen sie in die Lüfte und nahmen sofort Jagd auf die Prewett-Brüder auf. Ted, der in der Mannschaft die Position des Suchers hatte und aus bloßer Langeweile an diesem Training teilgenommen hatte, verharrte in der Luft. Zu spät sah er, dass ein Klatscher mit vollem Tempo auf ihn zuraste. Seine Freunde rasten um ihn herum, doch er war mit Gedanken bei Andromeda und überlegte, wie er es nur schaffen könnte, sie endlich davon zu überzeugen, dass es nicht richtig war, wenn sie sich so dabei quälte, ihm fern zu bleiben.

„Ted!“, brüllte Gideon, doch Ted reagiert nicht.

Der Klatscher raste direkt auf Teds Oberarm zu.

„Ted! Ted, pass auf!“, schrie Fabian. Doch es war zu spät.

Am nächsten Tag trudelten hübsch verzierte Einladungen aus dünnem Pergament für diese wenigen Schüler ein, die dem Slug-Club angehörten. Wie jedes Jahr veranstaltete Horace Slughorn auch diesmal einen Frühlingsball, direkt an dem Wochenende, nachdem die Schüler aus ihrer Freizeit zurückgekehrt waren. Es würde sicherlich ein rauschendes Fest werden und Sian überlegte sich schon, was für ein Kleid sie sich dafür nähen würde. Sie hatte nicht viel Zeit dafür, schließlich war der Ball sehr bald, aber sie bestand, wie immer, darauf, sich ihr Festgewand selbst zu schneiden. Um sofort Stoff kaufen zu gehen, rauschte sie an den späten Frühstücksgästen in der großen Halle vorbei Richtung Gemeinschaftsraum, doch dann hielt sie inne. Es war das, worauf sie die ganze Zeit gewartet hatte. Ein einziges Wort, das ihre Aufmerksamkeit weckte.

„An dem Wochenende ist auch wieder Vollmond.“, sagte Rabastan Lestranger am Slytherin-Tisch zu seinem Bruder. „Ihr wisst, was der Dunkle Lord uns dazu gesagt hat.“

„Nein, was?“, fragte ein Junge nach, der Andromeda noch nie aufgefallen war. Er gehörte nicht mal zum Hause Slytherin. Es war ein Ravenclaw, der sich allem Anschein nach auch den Kreisen Voldemorts angeschlossen hatte.

Bellatrix, die wie eine Königin am Kopf des Tisches saß und genussvoll an einer Traubenrispe kaute, sah sich mit hektischen Blicken um, ob jemand sie beobachtete oder belauschte. Sian wirbelte herum und setzte sich kurzerhand einfach an den Tisch nebenan, wo sie verächtliche Blicke von fremden Schülern kassierte.

„Was machst du hier, Albtraum-Sian?“, fauchte ein wirklich hässliches Mädchen.

Sian bedeutete ihr, still zu sein, damit sie wenigstens grob mitbekam, worüber die Slytherins hinter ihr sprachen.

„Erinnere dich doch, du Idiot.“, zischte Bellatrix. „Wir verlassen das Schloss und helfen ihm dabei, das nächste muggelstämmige Waisenhaus abzufackeln.“

Sian hielt den Atem an. Das konnte nicht wahr sein! Die Anhänger Voldemorts waren genau so grausam wie dumm, solch einen schrecklichen Plan für andere eventuell hörbar zu besprechen.

„Er hat gesagt, wir können uns austoben.“, lachte Rabastan.

„Das ist schon grausam, oder?“, fragte der Ravenclaw.

„Wenn du was dagegen hast, zisch ab!“, bellte Rodolphus. „So ist das nun mal. Man muss Opfer bringen auf dem Weg nach Oben.“

„Vielleicht sollten wir das doch nicht hier besprechen.“, zischte Bellatrix. Sian zog die Schultern zusammen, als könne sie sich vor dem, was jetzt auf sie zukam, schützen. Doch es half nichts. Die skeptischen Blicke derer, die mit ihr am Tisch saßen, sowieso ihre starre Haltung hatten Bellatrix wohl stutzig gemacht. Sian war geliefert. Sie hatte sich verraten.

„Ich habe das Gefühl“, sagte Bellatrix Stimme auf einmal ganz dicht an Sians Ohr. „Eine gewisse Person belauscht uns.“

Bellatrix war aufgestanden und beugte sich nun von hinten über Sian. Ihr Atem war heiß an Sians Ohr. Sie selbst wusste nicht mehr, wie man atmet.

Doch statt, wie Sian es erwartete, sie auf der Stelle zu erwürgen, strich Bellatrix ihr beinahe zärtlich über den Nacken und schließlich verschwanden die Slytherins und der Ravenclaw aus der großen Halle.

Als sie weg waren, konnte sich Sian einigermaßen entspannen.

„Was zur Hölle war das?“, fragte ein Hufflepuff schräg gegenüber.

Sian schüttelte nur mit dem Kopf. „Das war der Wahnsinn. In Person.“, sagte sie leise.

Eigentlich wäre sie ihnen gefolgt, aber nun, da Bellatrix sie halbwegs erwischt hatte, traute sie sich nicht. Für einen kurzen Moment überlegte sie sogar, die Verfolgung der Sache ganz aufzugeben. Aber dann kam ihr in den Sinn, dass sie es schaffen könnte, das ganze drohende Unheil zu unterbinden. In der Nacht, in der der Frühlingsball stattfand, würde sie Dumbledore alarmieren und rechtzeitig rufen, um dass er Voldemort und seine Anhänger stoppen konnte. Und sie würde ihm dabei helfen.

Sie überlegte kurz, ob sie direkt zu ihm ging, aber es würde effektiver sein, wenn sie es genau dann tat, wenn es auch wirklich geschah. Stattdessen blieb sie bei ihrem alten Plan, in Hogsmeade Stoff für ihr Kleid zu kaufen. Wenn man schon die Zaubererwelt rettete, konnte man dabei doch auch gut aussehen.

Das nächste, was Ted sah, war Andromeda. Ganz schwach und dunkel, fast eines mit der Nacht, die ihn umgab, schwebte ihr Gesicht über ihm. Er träumte. Sein Kopf tat ihm schrecklich weh, aber die schlimmsten Schmerzen bereitete ihm sein Oberarm. Der Klatscher hatte ihn gnadenlos zertrümmert. Er würde lange keine Quidditch mehr spielen können. Er spürte Wut in sich aufkochen und Verwirrung, weil Andromeda über ihm so echt und nah erschien. Er streckte den unverletzten Arm aus, um sie zu berühren, und als seine Finger ihr Gesicht trafen, merkte er, dass es kein Traum war. Augenblicklich zog sich sein Magen zusammen und er versuchte, sich aufzurichten.

„Bleib liegen.“, sagte Andromeda. „Und vor allem, bleib leise.“

Sie war wirklich hier. Sie saß an seinem Bett im Krankenflügel. Und sie redete wieder mit ihm. Endlich.

„Andromeda!“, platzte er trotz ihrer Bitte hervor. „Ich kann nicht fassen, dass du hier bist.“

„Ich auch nicht.“, murmelte Andromeda. „Aber ich habe mir wirklich Sorgen um dich gemacht. Als ich gehört habe, was dir passiert ist, bin ich-... Na ja, nicht sofort los. Ich musste den ganzen Tag über so tun als würde mich deine Verletzung nicht im geringsten kümmern, aber sobald alle Anderen eingeschlafen sind, habe ich es einfach getan. Ich habe mich rausgeschlichen, Ted. Und ich habe nicht viel Zeit. Ich wollte nur mal nachsehen, ob alles in Ordnung ist.“

Ted nickte. „Mir geht’s prima.“, log er. Andromeda lächelte voller Mitleid.

„Ach Ted.“, seufzte sie. „Nie zu schade für einen Spruch.“

„Nie.“, witzelte Ted. „Was ist mit dir? Ich meine, wie geht’s dir?“

Andromeda schüttelte bloß mit dem Kopf und gab Ted damit zu verstehen, dass es ihr nicht anders ging, als er schon ahnte.

„Du siehst mich doch.“, fügte sie leise hinzu.

„Das tu ich.“, sagte Ted. „Jeden Tag. Und ich weiß, dass du mich auch siehst. Andromeda-“

„Ted, bitte.“, fiel sie ihm ins Wort. „Fang nicht wieder damit an. Du weißt, es geht nicht. Ich wollte nur nach dir sehen, weil ein gebrochener Arm wirklich schlimm ist. Das hat nichts damit zu tun, ob... Du weißt schon.“ Doch Andromeda log. Ted sah es in ihren Augen und hörte es an ihrer Stimme. Er wollte sie dennoch in dem Glauben lassen, dass er ihre Worte hinnahm.

„Danke trotzdem.“, sagte er. „Es ist wirklich lieb von dir, dass du hergekommen bist.“

Dann schwiegen beide. Im Krankenflügel lag niemand sonst als Ted selbst. Es war dunkelste Nacht und obwohl sie so dicht beieinander saßen, fühlten sich Andromeda und Ted schrecklich einsam. Bis sie aus heiterem Himmel seine Hand griff und fest drückte. Ted sah zu ihr auf und entdeckte perlengleiche Tränen auf ihren Wangen.

„Nicht doch.“, sagte er. „Bitte nicht.“

Mit der gesunden Hand strich er ihr die salzigen Tränen aus dem Gesicht und Andromeda schmiegte sich ganz ohne es wirklich zu wollen an seine Hand.

Dann sah sie auf und alles schöne, was sie je für Ted empfunden hatte, lag in ihrem Blick.

Ted konnte nicht anders. „Hör zu.“, sagte er. „Ich habe einen Plan. Wir beide hauen ab.“

„Sei nicht albern, Ted.“, sagte Andromeda. „Wie meinst du das?“

„Ich meine damit, dass wir beide einfach abhauen. Wir schmeißen die Schule hin und sehen uns die Welt an. Wir zaubern ohne Ende herum und keiner kann uns dafür drankriegen, weil wir in einem Monat eh siebzehn werden. Wir fliegen auf unseren Besen über die Ozeane und lernen fremde Zaubererkulturen kennen.“

Und wenn du magst, zeig ich dir auch die Welt meiner Familie. Die nichtmagische Welt.“

Andromedas Tränenfluss hatte sich noch verstärkt. Sie sah Ted tief in die Augen und genoss jedes Wort, das er sagte. Mit Hoffnung und Vernunft, die in diesem Fall absolute Gegensätze bildeten, zugleich.

„Das geht nicht, Ted.“, flüsterte sie. „Das wäre mein Tod.“

„Sag so was nicht. Als ob dich deine Familie umbringt. Jetzt bist du aber albern.“

„Das vielleicht nicht, aber sie brennen mich ganz bestimmt aus dem Stammbaum. Und Bella redet nie wieder mit mir.“

„Das tut sie auch jetzt nicht!“, zischte Ted. „Ich weiß, das klingt hart, aber gib es endlich auf, so krampfhaft zu versuchen, es all denen, die nur noch gemein zu dir sind, trotzdem Recht zu machen. Hör doch mal auf dein Herz.“

Andromeda fühlte sich an die Worte von Sian erinnert und nahm sich vor, sich beim nächsten Treffen bei ihr für diesen Rat zu bedanken. Auch, wenn er ihr nicht half. Denn sie konnte es nicht. Sie wusste, wie man auf seine Mutter, auf seine eigene Schwester und auf die Wünsche eines dunklen Magiers hören konnte, aber die Stimme ihres eigenen Herzens hatte sie stets überhört.

„Ted, es geht nicht. Wie stellst du dir das vor? Das können wir nicht machen.“, sagte Andromeda mit tränenerstickter Stimme.

„Klar können wir das.“, sagte Ted. Seine Augen glänzten beinahe wahnsinnig. Irgendein Gedanke hatte ihn gepackt, das konnte Andromeda darin erkennen. Er richtete sich jetzt ganz in seinem Bett auf und griff Andromedas Hände mit seiner Rechten.

„Andromeda.“, sagte er und sah ihr fester in die Augen als je zuvor. „Heirate mich.“

Die Ruhe vor dem Sturm

Alle Geräusche, alle Gerüche, alle Reize und Empfindungen waren verschwunden. Der Raum um sie war vollkommen leer, genau so wie das Innere von Andromeda. Außer den Worten, den zwei Worten, die Ted wie Feuer in ihr gelegt hatte, spürte sie nichts mehr. Sie konnte nicht einmal mehr Luft holen, doch sie hörte sich mit fremdartig monotoner Stimme sagen:

„Du spinnst, Ted.“

Und dann merkte sie, wie ihre Beine sich ausstreckten, wie sie aufstand und ging, einen Fuß vor den anderen setzte, ohne es zu wollen, und schließlich den Krankenflügel verließ. In ihrem Kopf wurden tausende Stimmen laut, durchbrachen die Stille in ihr mit lautem Gekreische. Viele von ihnen fragten Andromeda, wieso sie Ted nun verließ. Einige Stimmen schienen mit übermütigen „Ja!“s auf Teds Frage zu antworten. Doch die Stimmen, die am lautesten waren, waren die, die Andromedas Füßen befahlen, immer weiter zu gehen und sich nicht umzudrehen. Es waren die Stimmen von Bellatrix, Cygnus, Druella und auch Narzissa. Selbst Pollux meinte Andromeda zu hören.

Durch all das Geschrei in ihrem Kopf hätte sie eine einzige, leise Stimme, die kaum mehr noch als ein Schluchzen war, beinahe überhört. Und diese Stimme klang so kläglich und rau und verzweifelt, dass Andromeda sich nicht eingestehen wollte, dass dies ihre Stimme war, die, nun da sie alleine im Flur zu Boden gesunken war, aus ihrem Mund drang.

Die Woche bei den Malfoys ging zu Ende. Narzissa wollte nicht nach Hogwarts zurück. Hatte sie sich nach den Winterferien nichts sehnlicher gewünscht, als den familiären Streiterein zu Hause zu entkommen, so hatte sie nun im Herrenhaus der Malfoys etwas entdeckt, was sie noch nie zuvor an sich bemerkt hatte: Die Fähigkeit, sich fallen zu lassen. Fallen in die Hände einer fürsorglichen Familie, fallen in ein Bett, so weich und warm, dass es ihr viel besser als ihr eigenes gefiel, fallen in den Rasen mit einem Freund, um den Himmel zu beobachten, und einfach immer weiter fallen, ohne sich verloren zu fühlen. Die gute Art von Fallen, bei der man einfach weiß, dass man aufgefangen wird.

Lucius schien genau das selbe zu empfinden wie sie. „Zissy, ich will nicht.“, sagte er, als er hinter dem Hauself hinab trottete, der seinen gepackten Koffer die große Treppe im Eingangssaal des Herrenhauses hinunterschleifte.

„Zurück?“, fragte Zissy. „Ich auch nicht.“

Lucius lächelte. „Hat es dir also gefallen?“

Narzissa nickte. „Sehr sogar. Aber ich will dir nicht allzu viel schmeicheln, das bekommt dir nicht gut.“ Sie lächelte Lucius verstohlen an und er erwiderte ihren Blick.

Die letzten Mauern der Arroganz, Ablehnung und Fremdheit waren zwischen den beiden Kindern gebrochen wurden und diese eine Woche in purer Vertraulichkeit hatte sie so eng miteinander verbunden, dass sie einander nie wieder loslassen würden. Dies wussten sie noch nicht, als sie aus der schweren Tür in den Park des Hauses traten, aber insgeheim gefühlt hatten sie es schon lange.

Bellatrix und Rodolphus lagen stumm nebeneinander auf der grünen Wiese am schwarzen See. Die Frühlingssonne war heute ganz besonders heiß und Bellatrix hatte ihr üblich dunkle Kleidung gegen ein leichtes, hellblaues Kleid eingetauscht, das viel von ihrem zarten, aber weiblich geformten Körper freigab. Rodolphus konnte die Augen nicht von ihr wenden und Bellatrix wusste dies. Es gefiel ihr. Sie räkelte sich müde im Sonnenlicht und rupfte mit der rechten Hand Grashalme aus, während die Linke auf Rodolphus' Hand ruhte.

Es war nicht so, als empfände sie rein gar nichts für den Jungen. Seine Nähe gefiel ihr. Seine Blicke, die irgendwo zwischen Hingabe, Lust und Unterwürfigkeit lagen, gefielen ihr, auch wenn sie nicht wusste, welche der drei Komponenten ihr am liebsten war. Rodolphus' Hingabe, mit welcher er sie zärtlich ansah und

berührte, als wäre seine Liebe zu ihr ein Geheimnis; seine Lust, die er völlig Besitz von sich ergreifen ließ, wenn er und sie miteinander schliefen, oder seine Unterwürfigkeit, die unverkennbar in jeder Sekunde der gemeinsamen Zeit in seinen Augen und vor allem seiner Haltung lag. Diese war ein Zeichen seines Wissens, dass Bellatrix, selbst wenn sie es sich selbst kaum eingestand, in ihrem Leben nur einmal richtig lieben würde, und diese Liebe galt dem Dunklen Lord allein.

Es war aber nicht nur das mächtige, befriedigende Gefühl, dass sie Rodolphus im Griff hatte, weswegen Bellatrix die Zeit mit ihm verbrachte. Nein, trotz allem war er für sie ein guter Freund, ein Weggefährte, der ihr schöne Momente bescherte und sie wollte seine Anwesenheit nicht missen. Sie wusste, dass er wusste, dass sie ihn nie annähernd so innig lieben könnte, wie er sie liebte, und deswegen überhäufte sie ihn mit Küssen und überschwänglichen Erklärungen ihrer nicht wirklich vorhandenen Gefühle: Sie wollte ihn nicht verlieren.

Bellatrix hatte es nicht wirklich realisiert, aber die Nähe und Unterstützung ihrer Schwester Andromeda fehlte ihr. Sie brauchte jemanden, der ihr bestätigte, wer sie war und wie gut sie war und dass sie überhaupt war und seitdem Andromeda die reine und aufrichtige Beziehung zwischen ihnen verschmutzt hatte, war Bellatrix von einer Panik befallen, bald alle zu verlieren, die ihr wichtig waren. Selbst, wenn sie dann noch immer ihn, den Dunklen Lord, ihren Herren und Gebieter, gehabt hätte, so hätte sie sich doch deutlich schwächer und schlechter gefühlt. Und da Bellatrix der Art von Mensch angehörte, die es nicht ertragen können, auch nur einen schlechten Tag im Leben hinzunehmen, riss sie alles an sich, was sie kriegen konnte, um glücklich zu sein. Sie näherte ihre niedersten Triebe und tat alles, um sich gut zu fühlen.

„Manchmal brennt es.“, sagte sie. Sie löste ihre Hand aus der ihres Freundes und richtete sich auf, um den Ärmel hochzuziehen, unter welchem das Dunkle Mal prangte. Vorsichtig strich sie mit der anderen Hand darüber, betrachtete es sorgsam.

„Meines nicht.“, sagte Rodolphus und richtete sich ebenfalls auf, um seine Markierung daneben zu halten. Die beiden Zeichen schienen im Sonnenlicht zu pulsieren.

Bellatrix nickte voller Genugtuung. Dass ihr Mal brannte lag sicher daran, dass sie mit einem unbrechbaren Schwur an den Dunklen Lord gebunden war. Sie war ihm am nächsten. Sie erwischte sich dabei, wie sie den kleinmädchenhaften Wunsch erspinn, neben ihm statt neben Rodolphus hier zu liegen. Aber das war vollkommen absurd und sie kniff sich in die Wade, so etwas abgedroschenes überhaupt zu denken.

„Gehen wir zusammen zu Slughorns Ball?“, fragte Rodolphus und weckte Bellatrix somit aus ihren fragwürdigen Wunschträumen.

„Ja.“, entgegnete sie knapp. „Sicherlich.“

„Das wird bestimmt schön.“, sagte Rodolphus und strich Bellatrix eine Strähne aus dem Gesicht.

„Ja.“, hauchte Bellatrix. „Vor allem die Party danach.“ Sie lachte leise.

„Stimmt ja.“, entgegnete Rodolphus. „Der Plan des Dunklen Lords. Sehr gut.“

„Das wird ein Fest. Das wird ein Zeichen. Der Sturm bricht los.“, trällerte Bellatrix.

Rodolphus sah sie gebannt an. Er wusste nicht, ob er den Wahnsinn an ihr liebte oder hasste. Er machte ihm Angst, aber gleichermaßen war er in letzter Zeit einfach Teil ihrer Person geworden.

„Sicherlich.“, sagte er leise, noch immer mit dem Blick auf Bellatrix' irrem Gesicht.

„Was guckst du mich so an?“, fragte sie keck und lächelte. Nun hatte sie das porzellangleiche Gesicht eines jungen, schönen Mädchens. Beinahe wie ihre jüngste Schwester.

„Ach, nichts.“, erwiderte Rodolphus und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

Bellatrix beugte sich vor, um ihn zu küssen. Manchmal waren ihre Küsse leer und fremd, manchmal heiß und innig. Dieser Kuss brannte mehr auf Rodolphus' Lippen als die Frühlingssonne auf seiner dunklen Gewandung. Sie biss ihm in die Unterlippe.

Rodolphus griff ihr ins dicke Haar, drückte sie an sich und löste seine Lippen von den ihren, um ihren Hals zu küssen. Er zog sie im gleichen Moment auf sich, packte ihren Rücken und begann, die Knopfleiste des Kleides, die an Bellatrix' Wirbelsäule hinabführte, zu öffnen.

Sie lachte schwer atmend auf, griff seinen Kopf und führte seinen Mund wieder zu ihrem. Wieder biss sie ihn im wilden Kuss und dieses Mal schmeckte Rodolphus Blut. Er wollte ihr das Kleid gerade von den Schultern streifen, als sie ihn urplötzlich weg stieß und auf die Beine sprang.

Sie starrte auf einen Punkt nahe des Übergangs zum Schloss.

„Was ist, Bella?“, fragte Rodolphus, der sich auf einmal unheimlich nackt vorkam. Die Ernüchterung, die ihn nach den innigen Küssen mit Bellatrix immer wieder überkam, war die Bestätigung dafür, dass es bloß jene wilden Zusammenkünfte auf körperlicher Ebene waren, die sie an ihn band. Sie konnte problemlos

aufstehen und so tun, als wäre nichts gewesen, während er beschämt und mit einem Gefühl der Einsamkeit in der Brust liegen blieb. Wie auch jetzt. Aber sie hatte sicherlich etwas gesehen. Ihr Gesicht war wutverzerrt.

„Ich glaube, ich habe sie gesehen.“, knurrte sie.

„Wen?“, fragte Rodolphus. „Jemand hat uns beobachtet?“

„Ja.“, sagte Bellatrix und knirschte mit den Zähnen. „Es war diese verfluchte Somerset, glaube ich.“

„Die, die schon beim Frühstück neulich gelauscht hat?“, fragte Rodolphus entgeistert.

„Ja. Die steckt ihre Nase immer in Dinge, die sie nichts angehen.“

„Jetzt hat sie es aber zu weit getrieben.“

„In der Tat.“, sagte Bellatrix. „Sie hat sich mit den Falschen angelegt.“ Sie ballte die Fäuste. Eine nahezu unmenschliche Wut stand in ihrem Gesicht geschrieben. Rodolphus konnte es nicht mehr ansehen.

„Willst du hinterher und sie stellen?“, fragte Rodolphus. „Wenn sie nicht so dumm ist, wie sie aussieht... Sie könnte uns verraten.“

„Ich weiß.“, sagte Bellatrix. Dann schüttelte sie den Kopf, schien sich zu berappeln. Sie sank wieder auf die Knie und küsste Rodolphus erneut. Diesmal war es einer ihrer leeren Küsse. „Aber sei gewiss, die macht vorher nichts. Ich durchschaue Mädchen wie sie ganz leicht. Ich habe selbst dich durchschaut.“

Rodolphus ließ sich erneut küssen, doch er erwiderte Bellatrix' Geste nicht. „Warte.“, sagte er. „Was, wenn sie uns wirklich verrät? Wir müssen etwas dagegen unternehmen.“

„Oh, glaub mir.“ Hass flammte in Bellatrix' schwarzen Augen auf. „Das werde ich noch früh genug. Aber jetzt erstmal mit der Ruhe. Das Mädchen wird bekommen, was sie verdient.“

Und dann ergab sich Rodolphus Bellatrix' Wahnsinn.

Sonnenlicht und Feuer

Das Sonnenlicht des nächsten Morgens brach durch die glatte Oberfläche des schwarzen Sees und ließ den moosigen, von Algenwäldchen bedeckten Grund in einem smaragdgrünen Schein erleuchten. Der Glanz drang durch die Bullaugen an den steinigen Wänden des Slytherin-Schlafsaales und als die Schwestern erwachten, fühlten sie sich, als hätten sie im See selbst genächtigt. Es war wunderschön, und erschreckend warm, vor allem dafür, dass der See um die Kerker sonst so kühl war.

Narzissa hätte Bellatrix und Andromeda gern zur gleichen Zeit umarmt, hätte ihnen von der Zeit bei Lucius erzählt, doch als sie schweren Herzen hinnehmen musste, dass die beiden nicht einmal mehr einander einen angenehmen Morgen wünschten, verzichtete auch sie darauf, und wartete, bis eine von ihnen von selbst auf sie zukam. Natürlich war dies zunächst Andromeda, die sie auf dem Weg in den Gemeinschaftsraum abpasste, unbeholfen und kalt umarmte, und mit gespielt besorgter Miene fragte, wie es ihr bei den Malfoys ergangen sei. Narzissa konnte ihr nicht verübeln, dass sie keine wirkliche Fürsorge aufbringen konnte. Schließlich konnte sie sich erstens sicher sein, dass es Narzissa dort sehr wohl gut ergangen war, zweitens war ihr hübsches Gesicht trauriger denn je und durch jedes ihrer lieben Worte klang der Schmerz ihrer eigenen Seele.

Beim Frühstück dann stieß Bellatrix ihre kleine Schwester in die Seite. „Da bist du ja wieder.“, raunzte sie.

Im Gegensatz zu Andromeda war Bellatrix bester Laune. Genau so wie alle anderen Todesser, die sich schon auf die Nacht nach dem Frühlingsball freuten. Dass Lucius ebenso euphorisch war, störte Narzissa. Aber Bellatrix konnte sie das wohl kaum sagen. Hätte Narzissa auch nur ein Wort gegen die Geschichte mit Voldemort gesagt, dann hätte Bellatrix sie vielleicht ebenso links liegen lassen wie Andromeda. Und mit der Familie zu brechen war das Schlimmste, was Narzissa sich vorstellen konnte. Zuzusehen, wie ihre eigene Schwester drauf und dran war, dies zu tun, quälte sie schon genug. Außerdem hatte sie, eben anders als Andromeda, schlichtweg nichts gegen das, was im Wald und dort, wohin der Dunkle Lord seine Anhängerschaft bringen würde, geschehen sollte. Vielleicht konnte sie sich nicht lebendig genug ausmalen, welche Grausamkeiten sie vollbringen würden, vielleicht war ihr aber auch alles Recht, solange die, die ihr am Herzen lagen, nicht zu Schaden kamen. Narzissa wollte es nicht einmal wissen, sie wollte sich nicht damit belasten. Sie machte sich genug Gedanken über andere Dinge.

Niemand im Schloss konnte sich daran erinnern, jemals einen so raschen, heißen Frühling erlebt zu haben. Die Schüler waren übergücklich, an jenem Tag vor dem Frühlingsball keinen Unterricht zu haben. Denn in den schweren Kutten, die sie zu jenem zu tragen hatten, hielt es sich in der stechenden Sonne kaum aus. Sian trug ein rosanes, leichtes Kleid, das ihre Mutter ihr genäht hatte. Sie fühlte sich daran wie eine Fee, und ertappte sich dabei, in unbeobachteten Momenten besonders leichtfüßig zu laufen, sich zu drehen, und vor allen Dingen in jeder spiegelnden Oberfläche zu betrachten.

Das ganze Schloss lag unter dem Zauber der Aufregung und Sian selbst konnte an nichts anderes mehr denken als daran, wie sie in der nächsten Nacht die Anhänger des Dunklen Lords stellen und Professor Dumbledore in den Wald rufen würde, um dass er den unheilvollen Machenschaften Voldemorts ein für alle Mal Einhalt gebieten konnte. Und sie würde in die Geschichte eingehen, als das Mädchen, was die Zaubererwelt mit ihrem Scharfsinn und ihrer Klugheit vor dem nahenden Untergang bewahrt hatte. Sie war furchtbar aufgeregt und musste sich immerzu auf die Lippen beißen, um nicht vor Aufregung zu schreien. Es war dieses furchtbare und gleichzeitig herrliche, einnehmende Gefühl, das eine Mischung aus Angst und Freude zugleich war, in etwa wie Verliebtheit, nur, dass Sian noch nie verliebt gewesen war, und dass man bei der Liebe, anders als sie, keine Angst um das eigene Leben haben musste. Denn was, wenn sie erwischt werden würde? Bellatrix war schon misstrauisch geworden. Und vor dieser fürchtete Sian sich inzwischen ganz besonders. Sie wusste, sie musste wirklich vorsichtig sein.

„Pass doch auf!“, brüllte ein Junge, in den Sian beinahe hineingelaufen wäre, als sie, in Gedanken an die kommende Nacht, durch den Flur tänzelte.

„Tut mir Leid!“, stammelte sie.

Es war Gideon Prewett, ebenfalls Gryffindor und mit ihr im Slug-Club.

„Du bist Sian Somerset.“, stellte Gideon fest. Sian hatte ihm sämtliche Unterlagen aus der Hand gefegt, als sie an ihm vorbei- und beinahe in ihn hineingerauscht war. Nun bückten sich beide, um die Pergamentrollen aufzusammeln.

„Ja.“, sagte sie, erstaunt, dass er ihren vollen Namen und nicht den nämlichen Spitznamen nannte, den man ihr verpasst hatte.

„Pass auf, wo du hinläufst, Sian Somerset.“, sagte Gideon, nachdem er sich von Sian alle Rollen in die Arme hatte legen lassen.

„Ja.“, erwiderte Sian.

Sie senkte den Kopf und wartete darauf, dass Gideon weiterging, aber er blieb vor ihr stehen, ließ den Blick über ihr Kleid und ihren Körper darunter wandern, und obgleich Sian sich furchtbar entblößt und durch das vorige Missgeschick auch noch blamiert fühlte, begannen ihre Wangen flammend rot zu kribbeln.

„Sag mal, du bist doch auch im Slug-Club, oder?“, fragte Gideon schließlich. Er war ein freundlicher Junge, das war überall bekannt, aber niemals ohne Grund. Wen er nicht kannte, den strafte der löwenstolze Gideon nicht selten mit Verachtung. Doch in seiner Stimme lag Wärme.

„Ja.“, sagte Sian ein drittes Mal.

„Hast du eine Begleitung für den Ball morgen?“, fragte er.

Sian spürte ihre knöchigen Knie unter dem langen Kleid ganz weich werden.

„Nein.“, stotterte sie. „Nein, daran habe ich noch gar nicht gedacht.“

Wo war ihr Mut hin? Sie wollte einen Mörder stellen, konnte sich aber nicht dazu aufraffen, Gideon Prewett in die Augen zu sehen? Endlich hob sie den Kopf und fixierte seine Augen mit ihren. Sie lächelte.

„Ich auch nicht!“, erwiderte Gideon mit einem breiten Grinsen. „Total blöd von mir. Wollen wir beide zusammen hingehen?“

Ehe Sian etwas sagen konnte, nickte sie schon. „Gern.“, brachte sie schließlich hervor.

„Als Freunde.“, sagte Gideon und hob den Finger.

„Als Freunde.“, wiederholte Sian. Auch wenn dies eigentlich eine Eindämmung ihrer Freude bedeuten sollte, konnte sie doch nicht aufhören, zu lächeln. Freunde hin oder her, alleine die Tatsache, dass Gideon Prewett ihr Begleiter für den Ball sein sollte, war so unglaublich, dass Sian sich erst einmal an die Wand lehnen musste, als Gideon wieder verschwunden war. Der kalte Stein kühlte ihren Rücken und ihr Herz schlug wie verrückt. Sie fragte sich, wie sie die kommende Nacht überleben sollte.

Was sie nicht wusste war, dass sie dies nicht tun würde.

„Tu mir diesen einen Gefallen, Dro.“, flehte Narzissa ihre Schwester an. „Und komm morgen Abend mit. Wenn du nicht mitkommst, bin ich ganz alleine.“

„Du hast doch Lucius. Und Bella, vor allem Bella.“, sagte Andromeda leise. Sie saß im Gemeinschaftsraum der Slytherins und versuchte, das neueste Werk von Caleb Claxlel zu lesen, eine Sekundärliteratur zu „Phantastische Tierwesen und wo sie zu finden sind“ mit besonderem Bezug auf schwarzmagische Wesen, aber sie konnte sich nicht konzentrieren.

Narzissa tänzelte vor ihr auf und ab und versuchte ständig, ihr das Buch zu entreißen, um ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen.

„Aber die gehen doch um Mitternacht. Oder besser gesagt schon früher. Du weißt, warum.“

„Mich würde es wundern, wenn irgendjemand in diesem Haus hier es nicht weiß.“, spottete Andromeda. „Ich frage mich, ob es außer mir noch einen einzigen Slytherin gibt, der kein Todesser ist.“

„Mich.“, rief Narzissa.

„Aber auch nur, weil du zu jung bist. Und selbst dein bester Freund ist einer.“

Narzissa zuckte mit den Schultern. „Genau deswegen musst du zum Ball kommen. Sonst bin ich alleine mit all den blöden Gryffindors und Ravenclaws, und, am Schlimmsten, mit all diesen Flachzungen von Hufflepuffs.“

„Na, na.“, scholt Andromeda ihre Schwester. „Denk darüber nach, was du sagst.“

„Ist doch wahr.“, maulte Narzissa. „Und außerdem wirst du so schön aussehen,–“ Sie stockte. Sie hatte für

einen Augenblick vergessen, dass Bellatrix das Kleid, was sie Andromeda für den Ball zu Weihnachten hatte schenken wollen, aus Wut verbrannt hatte.

„In welchem Kleid denn?“, fauchte Andromeda schließlich auch. „Ich habe nichts zum Anziehen.“

Narzissa senkte den Blick, trat ein paar Schritte zurück und ließ sich in den Ohrensessel gegenüber von Andromeda fallen.

„Bellatrix wird fantastisch aussehen, du wirst fantastisch aussehen. Ich werde passend zu meinem seit Monaten in Fetzen hängendem Trauergesicht eine Lumpe vom letzten Jahr tragen müssen. Verstehst du, dass ich keine Lust habe auf diesen dämlichen Ball?“

Narzissa sah, wie Andromedas traurige Augen sich mit Tränen füllten. Das hatte sie nicht gewollt.

„Dro...“, flüsterte sie. Sie wollte aufstehen, wollte Andromeda umarmen, doch irgendetwas hielt sie im Sessel. Irgendetwas war da, was sie und ihre Schwester voneinander trennte, und sie fragte sich, ob es schon länger dagewesen war, genau so lange wie Bellatrix und Andromeda sich voneinander entfernt hatten, oder ob es erst jetzt, in diesem Moment aufgetaucht war, nun, da sie Andromeda wieder weinen sah, schon wieder, und merkte, dass sie es langsam leid wurde.

„Hör doch endlich auf, dauernd zu heulen.“, sagte Narzissa, ohne es wirklich zu wollen.

Andromeda sog scharf die Luft ein. „Was... Was sagst du da?“

„Ich sage“, fuhr Narzissa mit zittriger Stimme fort, „dass ich es nicht mehr ertragen kann, dich ständig nur traurig zu sehen. Tag und Nacht, bei Sonnenschein und Regen, im Winter wie im Frühling. Ständig ziehst du dieses wehleidige Gesicht. Du heulst fast jede Nacht, glaubst du, ich höre das nicht? Weswegen bin ich wohl diese Woche zu den Malfoys gefahren? Weil ich das mit dir und Bella nicht mehr ertragen kann. Wie ihr zueinander seid!“

„Das ist nicht meine Schuld!“, brüllte Andromeda und stand auf. Sie fegte das Buch in ihrer Hand auf den Boden.

„Nicht deine Schuld? Hat Bellatrix sich in ein Schlammblood verknallt? Hat Bellatrix sich den Obrigkeiten der Familie widersetzt? Stellt Bellatrix sich so an, nur weil sie kein Kleid hat? Zieht Bellatrix ständig dieses furchtbare Gesicht? Nein!“ Inzwischen schrie Narzissa. Sie hatte sich noch nie so laut schreien gehört. Es war unglaublich befreiend, auch, wenn ihr jedes Wort, was sie ihrer armen, traurigen Schwester da an den Kopf war, leid tat. Sie wollte sie nicht verletzen, wollte nicht, dass sie noch mehr weinte. Aber all das, was sie da aus sich herausbrechen ließ, das meinte sie auch so. Egal, wie sehr sie sich wünschte, zärtlichere Worte für Andromeda übrig zu haben.

Andromeda schluchzte laut. „Wieso du auch noch?“, weinte sie.

„Wieso ich auch noch? Was meinst du?“, brüllte Narzissa.

„Wieso kehrst du mir auch noch den Rücken?“, weinte Andromeda.

„Hast du vielleicht mal überlegt, ob du es bist, die allen Anderen den Rücken kehrt? Bella und ich bringen uns nach wie vor als Familie ein, während du dich in deiner Einsamkeit suhlst und vollkommen ausgrenzt. Wenn du dir ein Herz fassen und endlich über deinen Schatten springen würdest, könnte vielleicht alles so sein wie früher!“, schrie Narzissa. „Ich weiß, dass Bella sich verändert hat. Aber wenigstens kämpft sie. Denk nur an die Sache mit Onkel Alphard!“

Andromedas Gesicht verzerrte sich augenblicklich. „Die Sache mit Onkel Alphard?“, schrie sie plötzlich. „Oh, Zissy, wenn du wüsstest!“

„Wenn ich wüsste?“, rief Narzissa. „Wenn ich was wüsste, Andromeda? Was?“

Andromeda holte tief Luft. Zu gerne hätte sie jetzt alles gesagt. All das, was ihr seit Monaten auf der Seele brannte wie Feuer. Doch sie konnte nicht. Sie fiel auf die Knie und alles, was dann noch aus ihrem Mund kam, war ein von Tränen ersticktes Schluchzen.

„Ich kann nicht fassen, was aus uns geworden ist.“, sagte Narzissa.

Sie drehte sich um und ging in Richtung Treppe.

Andromeda sah auf und blickte ihrer kleinen Schwester hinterher. Mochte sie auch jünger sein als sie selbst, so war es inzwischen Andromeda, welche die Schwächste der Schwestern geworden war. Narzissa schien nicht länger das Mädchen aus Glas zu sein. Vielleicht war Andromeda es jetzt. Und wenn sie es war, war sie längst in tausend kleine Scherben zerbrochen.

Sie konnte nicht länger ertragen, die Bruchstücke ihrer Seele in immer kleiner werdende Teilchen zerspringen zu fühlen. Sie musste etwas ändern.

Vielleicht hatte Narzissa Recht. Vielleicht war Andromeda es, die der Familie den Rücken kehrte. Bislang hatte sie eigentlich versucht, sich selbst zum Bleiben zu überzeugen. Bleiben, bei der Familie, bleiben bei den alten Bräuchen, bleiben bei dem, was sie kannte. Bei ihren Schwestern, ganz egal, wie diese sie behandelten.

Es war ihr schwer gefallen, aber sie hatte es gemeistert. Sie war trauriger als je zuvor, lebte mit einem gebrochenen Herzen getrennt von dem Jungen, von dem sie wusste, dass er alles sein könnte, was sie zum Glückseligsein brauchte. Sie ließ Streit und Hass und sogar Mord auf ihrem Rücken austragen. Bislang hatte sie es irgendwie gemeistert. Aber sie konnte nicht mehr. Sie wollte es nicht länger meistern. Der Kampf in ihr war entschieden. Es machte keinen Sinn mehr, sich von Bellatrix unterjochen zu lassen und Narzissa vorzuspielen, dass alles gut sei, nur damit der Schwesternbund beieinander und die Familie in Ehre blieb. Es war nicht Bellatrix Schuld, egal, wie wahnsinnig sie war. Es war nicht Narzissas Schuld, oder Teds Schuld oder die Schuld von irgendjemand anderem, dass es Andromeda so schrecklich ging. Es war ganz allein ihre eigene Schuld, weil sie es zuließ. Weil sie es meistern wollte. Doch das war jetzt vorbei. Sie wollte all dies nicht länger ertragen.

„Ich bin die, die allen Anderen den Rücken zukehrt.“, flüsterte Andromeda unter Tränen. „Ich bin die, die alles kaputt macht.“ Sie weinte bitterlich. „Gut so.“, weinte sie. „Genau so soll es sein.“ Und dann lächelte sie.

Ted, Fabian und Gideon genossen den lauen Frühlingsabend bei einem kalten Butterbier im Drei Besen. Gideon erzählte gerade davon, dass er Sian Somerset gefragt hatte, ob sie ihm zum morgigen Ball begleite.

„Nicht wahr?“, prustete sein Bruder. „Die Albraum-Schreckschraube?“

„Ich bitte dich.“, sagte Gideon. „Sie ist alles Andere als ein Albraum. Ich habe sie heute zum ersten Mal richtig angesehen und ich muss schon sagen, sie ist wirklich hübsch. Ich will ihr eine Chance geben. Ich habe gesagt, wir gehen als Freunde, aber wer weiß, was daraus wird.“

„Tröstet ein hübsches Gesicht über fehlende Tassen im Schrank hinweg, mein Bruder?“, feixte Fabian und nahm einen großen Schluck Butterbier. Der Schaum des süßen Getränks zeichnete ihm einen weißen Bart über die Oberlippe.

„Über fehlende Tassen weißt du ja wohl am Besten Bescheid.“, entgegnete Ted.

„Ted, du sagst ja auch mal was!“, lachte Fabian. Er hatte noch nicht bemerkt, dass das Schaumbärtchen ihn wie eine junge Version von Professor Slughorn aussehen ließ.

Ted konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. „Ich kann dich nicht ernst nehmen.“, sagte er.

„Was? Wieso?“ Fabian starrte Gideon an. Als der den Schaumbart sah, prustete er los.

„Was ist los mit euch?“, fragte Fabian verwirrt. „Hab ich was... Oh.“ Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen und der Bart war verschwunden. „Sehr witzig.“, keifte er. „Also, wo waren wir stehengeblieben? Ach ja, Sian.“

„Ich möchte nicht, dass du so abfällig über sie sprichst.“, sagte Gideon.

„Uns hört doch keiner!“, entgegnete Fabian.

„Vielleicht hört ihr allgemein mal auf, ständig nur von Mädchen zu sprechen?“, schlug Ted vor.

„Komm schon, Teddy. Bevor du dein Herz an das Black-Mädchen verloren und all deine Lebensfreude gleich mit hast gehen lassen, wusstest du auch kein interessanteres Thema.“, lachte Fabian. „Vielleicht tut es dir ja mal wieder ganz gut, über ein paar hübsche Hexen zu quatschen.“

„Zum Beispiel Emerson Gilligan.“, zischte Gideon und pfiß durch die Vorderzähne. „Die ist vielleicht klasse. Süßer als zehn Pfund kandierte Himbeeren im Honigtopf.“

„Emerson gehört mir!“, sagte Fabian. „Ich will nichts hören. Du hast doch jetzt Albraum-Sian.“

„Ich hab dir gesagt, du sollst nicht so über sie sprechen.“, mahnte Gideon.

„Also, was ist Ted? Wer gefällt dir?“, fragte Fabian, obwohl er genau wusste, was als Antwort kommen würde.

„Verhalte dich nicht wie ein Fünfjähriger, Fabian.“, maulte Ted. „Du weißt es ganz genau. Ich habe keine Lust auf eure blöden Spielchen. Ich will Andromeda. Und keine Andere.“

„Aber sie will dich nicht, blickst du es denn nicht? Wie deutlich soll sie dir noch zeigen, dass das mit euch nichts wird? Du machst dich zum Troll.“, schimpfte Fabian.

Gideon hob prüfend beide Brauen. „Sieh mal, Ted, ich habe dir selbst dabei geholfen, das mit ihr

einzurenken, aber nach dem, was zuletzt passiert ist... Das war wirklich das Ende, glaub es mir.“

„Du hast es ja auch viel zu weit getrieben. Gleich ein Antrag...“ Fabian schüttelte den Kopf und kippte den letzten Rest Butterbier in einem Zug weg. „Da sieht man mal, wie weit es schon gekommen ist mit dir.“

„Es hat, denke ich, wirklich keinen Sinn mehr, zu warten.“, sagte Gideon leise.

Fabian fuhr fort: „Denkst du allen Ernstes, gleich schwingt die Tür auf, dein Mädchen kreuzt auf, fällt vor dir auf die Knie und sagt dir, dass sie dich doch heiraten will? Ted, wir sind zwar Zauberer, aber so magisch kann keine Welt sein, dass so etwas darin passiert.“

Gideon und Fabian nickten synchron und sahen sich furchtbar ähnlich. Ihre Worte verletzten Ted. Wie gerne hätte er sein Butterbier gehoben, hätte mit ihnen, wie früher, laut gröhrend angestoßen und sich in ein unbeschwertes Gespräch über Emerson oder Elody oder Annie und wie sie alle hießen, gestürzt, doch er konnte nicht. Er konnte nicht, weil er noch immer zu traurig war, er konnte nicht, weil er trotz allem und gegen jede Vernunft noch immer auf Andromeda wartete und vor allem konnte er nicht, weil selbige just in diesem Augenblick durch die Tür der Drei Besen stürzte.

„Ted?“, rief sie, vollkommen außer Atem.

Ted und seine beiden besten Freunde drehten im selben Moment die Köpfe Richtung Tür.

„Bei Merlins Bart...“, stammelte Fabian. „Das gibt's doch nicht.“

Alle Hexen und Zauberer im Drei Besen hatten aufgehört, sich zu unterhalten. Alle schauten sie auf das blasse, hübsche Mädchen an der Tür und den Jungen am anderen Ende des Raumes, der sich von seinem Platz erhoben hatte und sie ungläubig anstarrte.

„Ted, ich hab dich überall gesucht.“, keuchte Andromeda und lief auf ihn zu. Ein Raunen ging durchs Lokal.

„Küsst euch!“, brüllte ein dicker Hufflepuff, der nicht älter als zwölf sein konnte. Ted fragte sich unterschwellig, wie der es nach Hogsmeade geschafft hatte.

„Was ist passiert?“, fragte Ted. „Ist alles in Ordnung?“

Statt ihm zu antworten, fiel Andromeda ihm in die Arme. Ted hatte ihr angesehen, dass sie geweint hatte, und nun, da er sie schützend griff und an sich drückte, fing sie wieder damit an.

„Bei Merlins Bart...“, flüsterte Fabian immer wieder. „Das kann doch nicht wahr sein.“

„Jetzt halt doch mal den Mund.“, zischte Gideon.

„Ted, Ted, Ted...“, schluchzte Andromeda. „Ted, es tut mir Leid, ich habe dir wehgetan. Und mir selbst auch, mir selbst am allermeisten. Aber ich will nicht mehr. Ich will nicht mehr traurig sein und so tun, als würde es mir gut gehen. Ich will, dass es mir wirklich gut geht. Und du hast Recht. Wenn ich all das länger mit mir machen lasse, wird es mir nie gut gehen. Ted, mit dir geht es mir gut, glaube ich.“

Andromeda sprach leise, aber das gesamte Lokal hörte, was sie sagte. Auch, wenn nicht viele Schüler da waren, so würde man sich, natürlich mit dem, was noch danach und auch am folgenden Tage geschah, angereichert, schon nach kurzer Zeit im ganzen Schloss davon erzählen. Und während die Schüler eines Hauses es als eine der schrecklichsten Geschichten überhaupt totzuschweigen versuchen würden, würden die Schüler der übrigen Häuser es als ihre liebste Liebesgeschichte immer weitererzählen.

„Ich weiß, dass es dir mit mir gut geht. Du erzählst mir nichts neues.“ Ted lachte. Er war furchtbar aufgeregt, aber alles fühlte sich genau richtig an. Er hatte gewartet, ja, und lange hatte es sich vergebens angefühlt, doch nun wusste er, dass es sich gelohnt hatte. Das war es, worauf er gewartet hatte. Auf diesen Moment, in dem Andromeda in seinen Armen lag, die Frühlingssonne vor den Fenstern unterging und alles in ein orangerotes Licht, wie Feuer, tauchte, und er spürte, dass er Recht gehabt hatte, die ganze Zeit über. Ted war glücklich, ein anderes Wort konnte diese vielen Empfindungen nicht beschreiben.

„Ist mir egal, ob wir zu jung sind, oder zu leichtgläubig, oder ob das keiner außer uns für richtig hält.“, sagte Andromeda schließlich und löste sich von Ted. „Ja.“

„Ja, was?“, fragte Ted, obwohl er genau wusste, was Andromeda meinte.

„Ihr spinnt doch!“, brüllte Fabian.

„Nicht zu fassen!“, lachte Gideon. „Ihr seid vollkommen übergeschnappt!“

„Wenn du noch willst, meine Antwort lautet jedenfalls Ja.“ Andromeda lachte.

Ted sagte nichts. Das Lokal begann, zu johlen und zu applaudieren. Zum ersten Mal seit Ewigkeiten trat Farbe in Andromedas Gesicht und ihre Augen leuchteten so hell, dass man nicht glauben konnte, wie traurig sie noch vor einer halben Stunde ausgesehen hatten.

„Sag doch was, Ted.“, drängte sie und drückte seine Hände.

„Ich hab dich gefragt, also werd' ich wohl noch wollen, oder?“ Und dann lachten beide. Und sie lachten so laut und herzlich, wie nur zwei Menschen lachen konnten, die dies seit viel zu langer Zeit nicht getan hatten. Sie lachten und befreiten all das Glück, was ihre Trauer in einem Käfig aus Dunkelheit in ihnen gefangen gehalten hatte, aus ihrer Seele und das war der größte Zauber, der je in den Drei Besen stattgefunden hatte. Es bedurfte keinem Zauberspruch, keinem magischen Wesen und keinem großen Hexenmeister, sondern nur einem Jungen und einem Mädchen, die nach viel zu langer Zeit endlich das bekamen, wonach ihr Herz sich am meisten gesehnt hatte: Einander.

Wichtige Worte

Es war einer der leisen, leichten Tage, die im Flug vergingen. Wie ein kleiner Vogel, der am Fenster vorbeifliegt: Schön anzusehen, aber viel zu rasch wieder fort, um dass man seine vollkommene Pracht hätte erkennen können. Die Sonne stand hoch am Himmel, den ganzen Tag über, wenn sich auch einige weiße, wattegleiche Wolken ab und zu davorschoben. Der schwarze See ruhte friedlicher denn je und diejenigen, die am Abend den Ball besuchen würden, waren aufgeregt genug, um das ganze Schloss in eine erwartungsvolle, angespannte Stimmung zu versetzen. Waren die Mitglieder des Slug-Clubs bei den Anderen sonst als „Streber“ und „Schleimer“ bekannt, so beneidete man sie an jenem schönen Frühlingstag, den sie dazu nutzen, ihre schönsten Roben anzulegen, sich die Haare zu flechten und einige letzte Schritte zu proben, falls es zum Tanz mit dem oder der Angebeteten kam.

Sian konnte ihr Glück noch immer nicht fassen. Nach dem Mittagessen eilte sie in ihren Schlafsaal und suchte sich drei schöne Kleider, die sie sonst nie getragen hätte, um aus ihnen eines zu nähen. Mit Nadel und Faden bewaffnet breitete sie die glänzenden Stoffe auf dem Boden aus und begann, sich ans Werk zu machen. Wie immer kehrten ihre Gedanken zu den herannahenden Ereignissen zurück. Der Ball, auf den sie sich ohnehin gefreut hatte, und der jetzt noch viel, viel schöner zu werden schien, da sie mit Gideon hingehen würde. Und dann das Abenteuer in der Nacht, nachdem sie endgültig in die Geschichte von Hogwarts eingehen würde. Sie überlegte immer wieder, ob sie Dumbledore nicht schon vorher von der Sache mit Voldemort erzählen sollte. Aber stets kam sie zu dem Schluss, dass sie erstens ganz sicher gehen musste und dass es zweitens weitaus dramatischer wäre, die bösartigen Magier, von denen so viele die Flure von Hogwarts durchwanderten, als hätten sie nicht dieses eine, dunkle Geheimnis, auf frischer Tat zu ertappen.

Sian stach sich mit der Nadel in den Finger, ein kurzer Schmerz durchzuckte sie. Sie leckte das Blut aus der Wunde und nähte weiter. Fast drei Stunden brauchte sie, und die ganze Zeit über kam nicht eine Menschenseele hoch, um nach ihr zu sehen. Aber das machte Sian nicht wirklich etwas. Als sie das fertige Kleid schließlich anlegte, freute sie sich, sich ihren Mitschülern so verändert zeigen zu können. Sie erkannte sich selbst kaum wieder. Das war kein Alptraum, was dort aus dem Spiegel schien, dies war der schönste, wahrgewordene Traum, den Sian sich denken konnte. Und es war sie selbst.

Sie hatte sich das Haar kunstvoll hochgesteckt und aus zwei hellblauen und einem lindgrünen Kleid einen Traum in Pastell genäht, der wie ein Wasserfall aus Stoff an ihrer Haut hinabfloss. Man konnte ihre Figur unter dem leichten Kleid erahnen, und Sian fühlte sich so frei darin, als trüge sie gar nichts. Die Schuhe ließ sie aus.

War sie sonst auch so abenteuerlustig, so zögerte sie, bevor sie die Tür zur Treppe in den Gemeinschaftsraum öffnete. Was, wenn es den Anderen nicht gefiel? Was, wenn überhaupt niemand da war? Und wie genau hatte Gideon es sich eigentlich vorgestellt, mit ihr zum Ball zu gehen? Mit einem Mal wurde ihr ganz schwindelig und die Gedanken wurden ihr zu viel. Doch sie schüttelte sich, blickte noch einmal in den Spiegel und lächelte.

„Das wird ein wunderschöner Abend.“, sagte sie sich selbst.

„Du gehst zum Ball?“ Es waren die ersten Worte, die Bellatrix seit einer Zeit, die sich lang wie ein Leben angefühlt hatte, an ihre Schwester Andromeda richtete.

Andromedas Magen zog sich augenblicklich zusammen, sie schloss die Augen und musste einige Male tief durchatmen, ehe sie antworten konnte. „Ja.“ Kurz und knapp. Mehr brachte sie nicht heraus.

„Schön.“, zischte Bellatrix. „Auch, wenn es ein bisschen traurig ist.“

Andromeda wirbelte herum. Bellatrix zog sich gerade mühevoll die Korsage ihres nachtblauen Kleides zu. Früher hätte Andromeda ihr dabei geholfen.

„Was meinst du?“, presste Andromeda hervor. Sie selbst trug ein schlichtes hellrosa Kleid. Es bedurfte keinem sonderlichen Schmuck, und wie sie es bereits vor Narzissa gesagt hatte, besaß sie sowieso kein anders passendes Kleid für diesen Anlass.

„Ich meine, dass es traurig ist, alleine auf einem Ball aufzukreuzen. Ohne Begleitung. In einem Kleid wie

diesem.“ Bellatrix musterte ihre Schwester abwertend. Ob sie wohl inzwischen fand, dass sie hässlich war? Wo sie ihr selbst doch so ähnlich sah? Ihr Blick jedenfalls sah ganz danach aus.

„Oh, ich komme nicht ohne Begleitung.“, sagte Andromeda mit einem plötzlichen Anflug von Selbstsicherheit in der Stimme. „Ich habe jemanden bei mir.“

„Schön.“, bellte Bellatrix. „Wer ist es, dein Muggel-Freund?“

Andromeda sagte nichts.

Bellatrix kicherte. „Also ja. Das Schlammb Blut. Andromeda, dass du es nicht merkst.“

„Dass ich was nicht merke, Bellatrix?“ Andromeda fühlte mit einem Mal alle angestaute Wut der vergangenen Monate in sich aufkochen. All die Worte, die sie geschluckt hatte, statt sie Bellatrix wie Flüche auf den Hals zu jagen, all die Unhöflichkeiten und Qualen, die sie über sich hatte ergehen lassen. Sie bebte.

„Was du mit dir anstellst. Was hier passiert.“, säuselte Bellatrix. Sie hatte die Corsage inzwischen so enger gezogen, als dass man als gewöhnliches Mädchen noch darin hätte atmen können.

„Oh, glaub mir, ich weiß sehr wohl, was hier passiert.“, lachte Andromeda. „Endlich weiß ich es. Du drehst vollkommen ab, Bellatrix. Du belügst, betrügst und bespuckst diejenigen, die dir einst vertrauten, mit jeder deiner Worte, Gesten und Blicke. Um deinen Willen, den du als den der Familie verkaufst, durchzusetzen, bist du zu einem mir nicht länger vertrauten Monster geworden. Du, und der Rest unserer sogenannten Familie, ist vollkommen krank. Und ich habe es endlich begriffen. Du bist wie vergiftet! Sei es von den längst veralteten Werten einer griesgrämigen Zaubererdynastie, zu der ich nicht länger gehören will, oder von deinem Dunklen Lord. Du bist ein Monster, Bellatrix!“ Andromeda weinte. Nie zuvor hatte ihr Herz so schnell geschlagen, die letzten Worte waren kaum mehr als ein in Tränen ersticktes Krächzen gewesen. Doch sie fühlte sich frei, und mutig, und klug, und zum ersten Mal seit viel zu langer Zeit fühlte sie sich, als täte sie das Richtige. Wie gestern Abend im Drei Besen, traf sie nun auch hier eine richtige Entscheidung, indem sie endlich das sagte, was ihr auf der Seele brannte.

„Du wagst es, so mit mir zu sprechen?“, schrie Bellatrix. Mit einem Satz war sie auf der anderen Seite des Schlafsaales angelangt. Den Zauberstab augenblicklich gezückt drückte sie ihn nun an Andromedas Kehle, welche sie mit der freien Hand fest umschloss.

„Und du wagst es, mich zu bedrohen?“, würgte Andromeda unter Bellatrix' Klammergriff hervor.

„Spreche nie wieder so über den Dunklen Lord, über die Familie, oder über mich.“, zischte Bellatrix. „Du bist dumm, kleine Schwester, furchtbar dumm, weißt du das?“

Sie ließ Andromeda los. Ihre schwarzen Augen funkelten voller Abscheu.

„Ich bin nicht deine Schwester.“, sagte Andromeda trocken.

Bellatrix sagte nichts, doch ihr Blick wurde unstedt. Sie sah zu Boden, dann wieder hoch.

„Du hast es mir selbst oft genug bewiesen, gesagt, gezeigt.“, fuhr Andromeda fort. „Das, was uns zu Schwestern gemacht hat, ist fort. Das Band, was einst zwischen uns gewebt war, du hast es zerrissen.“

„Ich?“, polterte Bellatrix los. Andromeda hätte nicht erwartet, dass ihre Worte sie derartig hart trafen. Vielleicht ruhte tief in der wahnsinnigen Bellatrix noch die verkümmerte, kleine Bellatrix von damals, die jetzt nicht hören wollte, dass ihre Schwester sie verließ. Ihre liebe kleine Schwester. Doch sie selbst hatte sie weggestoßen. „Ich habe es zerissen? Du bist doch diejenige, die ein Schlammb Blut küsst!“

„Ich liebe, Bellatrix!“, sagte Andromeda überraschend ruhig. „Ich liebe. Ich weiß nicht, ob du dich erinnern kannst, wie es ist, zu lieben. Nicht auf diese besitzergreifende, fleischliche, obsessive und nahezu gewaltsame Art. Sondern auf die leise, reine und schöne Art, die dich vergessen lässt, dass du dich jemals schlecht, wertlos, kalt oder einsam gefühlt hast. Früher hast du mir gesagt, du willst, dass ich glücklich bin. Früher, als wir noch Schwestern waren. Jetzt bin ich glücklich. Und du willst es mit aller Kraft unterbinden und sprichst über meine Liebe, als wäre sie nichts wert?“

Bellatrix hatte Andromeda zugehört. Sie würde es nie zugeben, aber noch viele Jahre später, als sie kein Fünkchen von der Liebe, die sie einst für Andromeda empfunden hatte, mehr in ihrer schwarzen, vom Wahnsinn geschundenen Seele trug, dachte sie an diese Worte zurück. Und manchmal, besonders in ihrer kalten Zelle in Askaban, die sie in nicht allzu ferner Zukunft beziehen würde, wünschte sie sich, sie hätte einmal in ihrem Leben die Liebe empfunden, von der Andromeda gesprochen hat. In diesen stillen Momenten küsste sie ihr Dunkles Mal und wünschte sich, dass derjenige, dem sie ihr Leben verschrieben hatte, selbiges mit einem Hauch jener Liebe füllen könnte. Doch das würde nie geschehen. Und auch, wenn Bellatrix später viele der Dinge, die sie sich vorgenommen hatte, was allgemein sehr schlechte, brutale und böartige Dinge waren, erreichte, konnte sie all das nie annähernd so glücklich machen, wie Andromeda trotz Tränen und Wut

im Gesicht ausgesehen hatte, als sie vor ihr stand und von der Liebe sprach.

„Halt deine dämliche Schlammblytschnauze.“, keifte Bellatrix. „Ich will das nicht hören.“

„Es ist vorbei, Bellatrix.“, sagte Andromeda. „Es tut mir Leid.“

„Was tut dir Leid?“, schrie Bellatrix. „Dass du mich verlässt? Andromeda, du warst nie da. Sobald du mir und der Familie endgültig den Rücken kehrst- und das tust du, wenn du nun wirklich mit diesem Schlammblyt zum Ball gehst – bist du für mich gestorben. Wenn wir dein dämliches Gesicht aus dem Stammbaum gebrannt haben, habe ich schon vergessen, wie du aussiehst.“

„Das wirst du nie vergessen.“, lachte Andromeda und fühlte sich stark. So musste sich Bellatrix immerzu gefühlt haben. Die große Schwester, die, die immer Recht hatte. Aber nun, da sie keine wirklichen Schwestern mehr waren, nun, da sie sich durch das gerissene Band der Schwesternschaft nichts mehr zu schulden schienen, war es auf einmal Andromeda, die stark war.

„Oh doch.“, keifte Bellatrix.

„Jedes Mal, wenn du in den Spiegel guckst, wirst du mich sehen. Wir sehen uns viel zu ähnlich, Bellatrix. Aber glücklicherweise bin ich nicht ein Stück weit wie du.“

Und mit diesen Worten drehte sich Andromeda um und verließ den Schlafsaal. Sie raubte Bellatrix den Abgang, denn auch sie hatte geplant, nach dem nächsten treffenden Satz einfach die Szene zu verlassen und zu vergessen, was vorgefallen war.

Aber Bellatrix blieb, schnürte sich die Corsage doch noch um einiges enger und stampfte schließlich wutentbrannt in die Kerkerflure.

Hoffentlich ging dieser Ball schnell um, damit sie ihren Zorn an Schlammblytern auslassen konnte, und all die Dinge mit ihnen tun konnte, die sie perfiderweise in diesem Moment am liebsten mit dem Mädchen gemacht hätte, die einst ihre Schwester gewesen war.

Die Sonne ging unter. Sie tauchte das Schloss in ein orangerotes Licht, der Himmel war von rosafarbenen Streifen durchzogen und alle Vögel und andere Tierwesen des Himmels schienen im herrlichen Abendlicht um die Türme von Hogwarts zu kreisen. Wenn ein Muggel das Schloss so gesehen hätte, hätte er sofort erkannt, dass dies ein magischer Ort war.

Im Gemeinschaftsraum hatten sie alle geguckt. So, wie Sian es sich gewünscht hatte. Auch, wenn es furchtbar unangenehm gewesen war, besonders als Gregory Malkins gepfiffen hatte, so hatte sie es doch genossen, für einen Augenblick der Mittelpunkt alles Geschehens zu sein.

„Du siehst wunderschön aus.“, hatte Molly gesagt.

Arthur hatte sie mit großen Augen angesehen und genickt.

Gideon allerdings war nirgends zu sehen. Also beschloss Sian, einfach schon mal in die Kerker zu gehen.

Auf ihrem Weg durchs Schloss traf sie Professor Dumbledore. Er trug ein edles, silbernes Gewand und hatte seinen Bart in seltsame Zöpfe geflochten. Auf dem Kopf trug er einen spitzen, hellblauen Hut mit weißer Bommel. Er sah ein bisschen wie ein Einhorn aus.

„Professor.“, sagte Sian höflich. „Sind sie auch unterwegs zum Ball?“

„Nein, nein, Miss Somerset.“, sagte Dumbledore. „Sie jedoch schon, habe ich Recht?“

Sian nickte. „Ja, Sir.“

„Mit Verlaub, Miss Somerset, sie sehen hinreißend aus. Wer ist ihre Begleitung für den Abend, wenn ich fragen darf?“ Dumbledore lächelte ein freundliches Altherrenlächeln.

„Gideon Prewett, Sir.“, sagte Sian stolz. Sie konnte es selbst kaum glauben, und auch Dumbledore hob die Augenbrauen.

„Ein brillianter Jungzauberer.“, lobte er. „Es freut mich sehr, sie lächeln zu sehen.“

„Danke, Sir.“, sagte Sian.

„Verzeihen sie mir erneut meine forsche Art, aber sie wirkten doch oftmals so betrübt. Und nun strahlen sie wie die Frühlingssonne selbst. Das freut mich wirklich ungemein.“

„Danke.“, sagte Sian wieder.

Dumbledore nickte und machte Anstalten, zu gehen, da entschloss Sian plötzlich, ihm doch schon von Voldemort und dem Treffen in dieser Nacht zu erzählen. Es war schlauer, und sicherer.

Doch als sie sich umdrehte, um ihm nachzulaufen, war er verschwunden.

„Sir!“, rief sie noch einmal. „Professor Dumbledore!“

Doch niemand hörte sie und Sian schüttelte den Kopf, gebot sich, beim alten Plan zu bleiben und lief in Richtung Kerker weiter. Dort würde Gideon sicher schon auf sie warten.

Der Frühlingsball

Der Kerker war mit rosafarbenen und hellblauen Tüchern ausgehangen, leise Harfenmusik spielte im Hintergrund und diejenigen, die sich als freiwillige Helfer trotz Ausschluss vom Slug-Club am Ball beteiligen hatten wollen, trugen blumenbestickte Anzüge und Blütenkappen. Sowieso blühte es in jeder Ecke des sonst so dunklen Kerkers und die Luft duftete herrlich nach Rosen. Über dem Boden hingen zauberhafte Nebelschwaden, sodass man die eigenen Füße nicht mehr darin sehen konnte. Die wenigen Schüler, die jetzt schon tanzten, wirkten, als würden sie durch das Kellergewölbe fliegen. In silbrigen, von der Decke hängenden Käfigen schwebten glimmende Feen.

„Willkommen!“, lachte Slughorn, der selbst eine violette Blütenkappe trug. Er sah ein bisschen albern aus, aber er schien bereits nach kurzer Zeit so viel Erdbeerpunsch getrunken zu haben, um dass ihm dies nichts mehr ausmachen konnte. „Willkommen im Frühling!“

Sian lächelte ihn aus ganzem Herzen an.

„Sian Somerset, sie sehen wunderhübsch aus.“, lallte Slughorn. „Darf ich sie zum Tanz auffordern?“

Sian lachte los, doch da drang eine ruhige, klare Stimme an ihr Ohr.

„Tut mir Leid, Sir, aber dieses Mädchen ist heute Abend meine Begleitung.“

Da war er. Gideon. Schöner und anmutiger denn je, und Sian zweifelte wieder daran, ob dies wirklich geschah. Doch als er ihre Hand nahm, anstandshalber einen Kuss darauf nur andeutete und ihr schließlich ein lockeres Lächeln schenkte, wusste sie, dass es wahr war. So echt konnte sich kein Traum anfühlen. Und Gideon ließ ihre Hand nicht los.

„Oh je.“, lachte Slughorn. „Na dann möchte ich ihnen ihr Mädchen nicht streitig machen, Mr Prewett.“

„Es wäre zwecklos, Professor.“, scherzte Gideon.

Slughorn zog weiter in Richtung Buffet, sicher auf der Suche nach einem weiteren Kelch Punsch, und zurück blieben Sian und Gideon, als wären sie die Einzigen im Kerker. Gideon blickte Sian immer wieder von oben bis unten an und jeder seiner Blicke ließ einen wohligen Schauer über ihren Rücken laufen.

„Du bist wunderschön, Sian Somerset.“, sagte Gideon.

„Danke.“, sagte Sian mit einem ehrlichen Lächeln im Gesicht. Sie wollte erwidern, dass Gideon mindestens genau so schön war, aber sie schluckte die Worte hinunter. Heute Abend wollte sie alles richtig machen und nichts sollte an die verrückte und tollpatschige Sian erinnern, als die sie sonst bekannt war.

„Wollen wir uns erstmal einen Tisch suchen?“, fragte Gideon höflich.

„Ja, gerne.“, sagte Sian.

„Was magst du essen?“, fragte Gideon und führte Sian zu einem Tisch für Zwei ganz in der Nähe des Buffets, an dem sich Slughorn gerade wirklich schon wieder über den Punsch hermachte.

„Möglichst etwas ohne Fleisch, wenn es geht.“, sagte Sian leise.

„Ich bin gleich zurück.“, sagte Gideon, schob Sian noch den Stuhl zurück, um dass sie sich setzen konnte, und ging ans Buffet.

Sian, die mit dem Rücken zu dem kunstvoll dekorierten Tisch voller Essen saß, hatte für einen Augenblick Angst, er würde nicht wiederkehren, doch kaum hatte sie diesen Gedanken zu Ende geführt, stand Gideon auch schon wieder vor ihr und stellte ihr einen Teller voller Salat und Gemüse hin.

„Kein Fleisch für die Dame.“, sagte er und lächelte.

„Dankeschön.“, wisperte Sian. Das Essen sah furchtbar gut aus. Am liebsten hätten sie sofort losgeschlemmt, doch sie wartete auf Gideon, der mit einem ebenso grünen Teller ihr gegenüber Platz nahm.

„Lass es dir schmecken.“, sagte Gideon.

Sian nickte und steckte sich vorsichtig die erste Gabel voll Grünzeug in den Mund.

„Herrlich.“, sagte sie.

„Du sagst es.“, erwiderte Gideon.

„Also isst du auch kein Fleisch?“, fragte Sian vorsichtig.

„Doch, eigentlich schon.“, sagte Gideon, nachdem er den Mund leergekaut und ihn sich mit einer Serviette abgetupft hatte. „Aber ich weiß, wie unangenehm das für diejenigen riecht, die es nicht essen. Deswegen

dachte ich, wenn ich schon mal das Glück habe, mit dir zu essen, dann kann ich mich auch anpassen.“

Sian konnte nicht glauben, was sie dort hörte. Wann war das letzte Mal jemand so freundlich und höflich und zuvorkommend zu ihr gewesen? Sie trat sich unter dem Tisch selbst gegen das Schienbein, um sich zu vergewissern, dass sie nicht doch träumte. Doch außer dass der Tisch erbebt, geschah nichts. Sie wachte nicht auf, noch immer saß sie gegenüber von Gideon Prewett, der sie nun verwundert ansah.

„Hast du dich gerade getreten?“, fragte er mit hochgezogenen Augenbrauen.

Sian spürte, wie sie rot wurde. „Ja.“, gab sie zu.

„Wieso?“ Gideon lachte.

„Du denkst jetzt bestimmt, ich bin komisch.“, flüsterte Sian. Das dachten doch alle.

„Ach, nein.“, sagte Gideon. „Aber wieso trittst du dich?“

Sian überlegte fieberhaft, wie sie das erklären sollte. „Ach, zum Flubberwurm!“, stöhnte sie schließlich. „Ich will ehrlich sein. Ich kann nicht fassen, dass ich wirklich hier sitze. Mit dir.“

Gideon lächelte.

„Bitte versteh das nicht falsch, Gideon. Das soll nicht klingen, als würde ich dir hier Komplimente machen wollen, um-“

„Heißt das, ich habe keine Komplimente verdient?“, neckte Gideon sie und lächelte breit, sodass er wieder an einen Löwen erinnerte.

„Doch, doch.“, stammelte Sian. Inzwischen musste sie die Farbe einer Tomate angenommen haben. Gut, dass sie Puder aufgelegt hatte, vielleicht sah Gideon nicht, wie ihr alles übrige Blut zusätzlich ins Gesicht schoss, als sie sagte: „Aber das alles ist so schön und aufregend und gut, dass ich einfach nicht fassen kann, dass ich das verdient habe.“

Gideon lächelte. Er mochte Sian. Auch, wenn er wusste, dass er nach diesem Ball nicht weiterhin mit ihr gehen wollte, einfach, weil er spürte, dass er keine tiefer gehenden Gefühle als Freundschaft für sie empfinden konnte, so gehörte sein Herz für diesen Abend ihr allein, denn sie war ein wirklich interessantes und liebenswertes Mädchen.

„Doch, das hast du verdient.“, sagte er schließlich ganz ehrlich. „Du bist lieb, Sian.“

Sian lächelte. „Danke, Gideon.“, sagte sie.

„Aber jetzt iss auf.“, lachte Gideon. „Und stärke dich. Wir müssen noch tanzen.“

Während auf dem letzten Ball auch einige Schüler alleine gekommen waren, oder als Freunde, so war der Frühlingsball ein Zusammenkommen von frisch verliebten Pärchen, und die Stimmung, in die die liebeskummergeplagten Junghexen und Zauberer den Kerker legten, erfasste selbst das hochnäsige, kalte Herz von Lucius Malfoy.

Besonders, wenn er sich darüber im Klaren wurde, dass er den Ball zusammen mit Narzissa besuchte, die zwar auch bloß seine beste Freundin war, in seinen Vorstellungen einer perfekten Zukunft allerdings an seiner Seite stand und ihm diese Gefühle verlieh, die alle in den pastellfarbenen Kellergewölben zu haben schienen.

„Frühlingsgefühle.“, sagte er mit gespielt abwertender Stimme. „Mir wird schlecht.“

„Mir erst.“, entgegnete Narzissa.

„Wehe, du zwingst mich, mit dir zu tanzen.“, frotzelte Malfoy.

„Als ob ich das möchte, du Idiot.“, neckte ihn Narzissa. Dann nahmen beide, bemüht, nicht auch wie ein Pärchen zu wirken, an einem großen Tisch gegenüber voneinander Platz und starrten ins Nichts.

Narzissa suchte den Raum nach Andromeda ab, doch sie konnte sie nicht finden. Also war sie wirklich nicht zum Entschluss gekommen, doch zum Ball zu gehen. Narzissa war enttäuscht. Bellatrix hingegen war da.

Sie Rodolphus und Rabastan hatten sich am Rande des Raumes eingefunden. Während die Brüder sich über ihre prall gefüllten Teller voller Gemüsespieße und Hackbällchen hermachten, biss sich Bellatrix, noch immer von der Wut gepackt, auf der Lippe herum.

„Mein Schatz, was ist denn los?“, fragte Rodolphus.

„Bist du bescheuert? Nenn mich nicht Schatz.“, keifte Bellatrix, knallte mit der Faust auf den Tisch und fegte versehentlich Rabastans Krug um.

„Na prima.“, maulte der. „Herzlichen Dank, Bellatrix. So viel Punsch wird man mir heute Abend bestimmt

nicht mehr ausschenken.“

„Du musst sowieso nüchtern bleiben.“, zischte Bellatrix. „Denk an nachher.“

„Oh ja.“, zischte Rabastan. Und dann sagte er laut: „Nachher wird Geschichte geschrieben.“

„Sei doch leise!“, fauchte Bellatrix und presste ihm die kühle Hand auf den Mund. Sie ließ den Blick durch den Kerker huschen. Niemand schien Rabastan gehört zu haben. Bis auf das Somerset-Mädchen, das weit weg von Bellatrix an einem Tisch mit Gideon Prewett saß und mit großen Augen zu den Todessern hinüberstarrte. Bellatrix fletschte die Zähne wie ein Raubtier und Sian sah weg.

„Dieses kleine Miststück.“, sagte Bellatrix leise und griff Rodolphus' Krug, um ihn in einem Zug zu leeren. „Ich zerfetze sie in der Luft, wenn sie uns verrät.“

„Wieso sollte sie uns verraten, sie weiß doch gar nichts.“, sagte Rodolphus, Er gab sich alle Mühe, ruhig zu bleiben, wie so oft. Er merkte, dass Bellatrix wütend war und wollte auf keinen Fall riskieren, dass er ihre schlechte Laune noch ins Unermessliche steigerte.

„Sagst du.“, keifte Bellatrix. „Die ist schlauer, als sie tut.“

„Ach ja.“, sagte Rodolphus. „Gut, wenn du meinst.“

„Guck sie dir doch an...“, flüsterte Bellatrix. Sian hatte wieder aufgesehen, blickte unsicher zu Bellatrix. Ihre großen Augen waren gleichermaßen unstill wie auch von einer wilden Entschlossenheit gepackt. „Die Kleine wartet doch nur darauf, dass wir uns verraten, und dann will sie es Dumbledore petzen oder so. Darauf verwerfe ich meinen Zauberstab.“

„Pass auf, was du sagst.“, mahnte Rabastan.

„Pass du mal lieber auf, ob du überhaupt was sagst.“, fauchte Bellatrix.

„Du bist paranoid.“, sagte Rabastan. „Du bildest dir Dinge ein, die nicht da sind.“

„Das werden wir ja noch sehen.“, keifte Bellatrix. „Dich möchte ich erleben, wenn dich das Miststück von den Potters verraten hat.“

„Sie ist mit den Potters verwandt?“, fragte Rodolphus.

„Ja, und somit auch irgendwie mit mir.“, brachte Bellatrix hervor. „Keine Ahnung. Aber auf Verwandtschaft gibt hier niemand mehr was. Ist ja auch egal.“

Sie leerte ihren eigenen Krug noch schneller als den von Rodolphus und suchte den Raum kurz nach Andromeda ab. Noch immer kein Zeichen von ihr. Vielleicht hatte sie geblufft, um den Streit herbeizuführen.

„Mach dir jetzt bitte keine Sorgen und genieße den Ball.“, sagte Rodolphus und legte sein Besteck beiseite. „Möchtest du nichts essen?“

„Nein.“, sagte Bellatrix, und dann, mit süßlicher Stimme: „Sehe ich aus, als ob ich in diesem Kleid essen, geschweige denn überhaupt gescheit atmen kann?“

Die Brüder schwiegen.

„Willst du tanzen?“, fragte Rodolphus nach einer Weile.

„Du Idiot.“, sagte Bellatrix. „Natürlich nicht.“

„Liebend gerne.“, antwortete Sian, als Gideon sie endlich fragte, ob sie denn nun tanzen wolle. Er nahm ihre Hand und führte sie auf die Tanzfläche. Kaum begannen sie, sich im Takt der leisen Harfenmusik zu wiegen, schien diese lauter zu werden und bald gab es nur noch den Klang der magischen Saiten und sie, wie sie sich langsam im Nebel dazu bewegten.

Sie flogen, so fühlte es sich an, und ihr leichtes Kleid umspielte Sian wie nichts als eine Frühlingsbrise. Gideon war ein guter Tänzer. Er führte sie, doch gab ihr genug Spielraum, um sich zu drehen, einmal mit und einmal ohne ihn, und dann hob er sie hoch und drehte sich mit ihr in den Armen. Sian fühlte ihr Herz erblühen wie die farbenfrohen Blüten die als besonderer Zauber von der Decke rieselten.

Einige andere Paare hatten sich neben ihnen eingefunden, doch keines schien so schwerelos dahinzugleiten wie Gideon und Sian. Er wirbelte Sian herum, beugte sie nach hinten und zog sie wie an einer Perlenschnur wieder zu sich, während die Musik immer lauter und schneller wurde.

Bald schon waren die beiden vollkommen außer Puste und ihr Herzschlag hallte wie der Rhythmus des Liedes in Sians Kopf nach.

Sie war so in den Tanz vertieft, dass sie nicht bemerkte, wie Andromeda den Raum betrat. Zusammen mit Ted.

Ein Raunen ging durch die Menge.

Es war, als stünde ein Totgeglaubter plötzlich mitten im Raum. Andromeda, die in den letzten Monaten bloß ein Schatten ihrer selbst gewesen war, glühte schöner als die Sonne, die im selben Moment, als sie und Ted den Ballsaal betraten, im schwarzen See versank.

Ihre Wangen hatten eine rosige Farbe angenommen und sie wirkte noch schöner, als sie es getan hatte, bevor sie so traurig und still geworden war.

„Andromeda!“, riefen einige Gäste. „Hier!“

Alle wollten mit Andromeda sprechen, alle wollten sie aus der Nähe betrachten. Da war sie wieder, die schöne Black-Schwester. Mit einem Jungen an ihrer Seite, der unsicher, aber stolzer als jeder andere Junge, der an diesem Abend ein Mädchen bei sich hatte, neben ihr stand und ihre Hand hielt. Die Slytherins schauten ihn mit Empörung an. Sie wussten, was für Konsequenzen das gemeinsame Auftreten von Andromeda und Ted hatte, und sie steckten die Köpfe zusammen, um sich darüber die Mäuler zu zerreißen. Alle Anderen, die keinen Grund gesehen hätten, sich über dieses Paar andere Gedanken zu machen wie diese, in denen sie befanden, dass sie wohl das schönste Paar des Abends waren, freuten sich, Andromeda endlich wieder lächeln und Ted so durch und durch glücklich zu sehen.

Fabian klatschte Beifall, als Ted und Andromeda die wenigen Treppen zur Tanzfläche hinabschritten, als sei dies schon ihre Vermählung.

„Oh Mann.“, lachte er. „Ihr zwei.“

Andromeda und Ted lachten auch.

Ein unsicherer Seitenblick von Andromeda ließ sie kurz aufschrecken. Bellatrix, die eben noch schräg gegenüber von ihr gesessen hatte, war verschwunden. Aber darüber wollte Andromeda jetzt nicht nachdenken. Sie drückte Teds Hand ganz fest und schaute sich im hübsch geschmückten Ballsaal um.

Auf der Tanzfläche entdeckte sie Sian und Gideon. Sie sahen furchtbar schön und furchtbar glücklich aus.

„Sieh nur!“, sagte Andromeda und wies Ted auf das schwebende Paar auf der Tanzfläche hin.

„Oh ja!“, sagte Ted. „Sie sehen toll aus zusammen.“

„Aber nicht so toll wie ihr.“, lachte Fabian. „Ohne Mist, Freunde, ihr seid fantastisch. Tut mir Leid, dass ich je an euch gezweifelt habe, Teddy.“

Wie aus dem Nichts hatte Fabian drei Kelche erscheinen lassen, randvoll mit Erdbeerpunsch gefüllt. Lächelnd reichte er sie seinen Freunden.

„Stoßen wir an.“, sagte er feierlich. „Auf Andromeda und Ted Tonks.“

Küsse

Fabian lachte und Ted und Andromeda küssten sich. Sie küssten sich knapp und als wären sie längst daran gewöhnt, einander so nah zu sein, aber beide erzitterten jedes Mal unter der Heftigkeit ihrer Gefühle und der Tatsache, dass all dies wirklich geschah, wenn ihre Lippen aufeinander trafen. Andromeda schob sich schüchtern das lange, dunkle Haare hinter die Ohren und lächelte Ted an, mit einem Lächeln, das sie ihm noch Jahre später schenken würde. Er beugte sich abermals zu ihr hinab, dieses Mal, um sie auf die Stirn zu küssen.

„Oh Mann. Wenn ich mal ein Mädchen finde, das mich so anguckt.“, witzelte Fabian. „Wieso zur Hölle ist Emerson Gilligan nicht im Slug-Club?“

„In erster Linie, weil sie eine Dummtorte ist.“, scherzte Andromeda. Sie fühlte sich so unglaublich befreit, als hätten Herz und Lunge jahrelang in edlen Ketten, mit dem Familienwappen der Blacks versiegelt, gelegen und könnten nun zum ersten Mal richtig schlagen und atmen. Wenn sie jetzt lachte, dann fühlte es sich echt an. Sie war früher ohne Frage glücklich gewesen, als Schwester, als kleines Mädchen wohlbehütet im fürnehmen und gar alten Haus der Blacks, aber diese Art von Glück, die sie nun erfuhr, da sie auf ihr befreites Herz hörte, war eine völlig andere und vielleicht sogar viel schönere.

„Das zählt doch nicht.“, sagte Fabian. „Sie sieht brilliant aus.“

„Und du bist ein Idiot.“, lachte Ted.

„Aber was für einer.“, lachte Andromeda.

„Hey.“, sagte plötzlich eine leise, aber fest entschlossene Mädchenstimme. Andromeda sah neben sich und blickte in die Augen ihrer kleinen Schwester. Narzissa. Über den Streit mit Bellatrix und all ihr Glück mit Ted hatte sie Narzissa zwar nicht vergessen, schlichtweg aber in den Konsequenzen ihrer Entscheidung gegen die Familie und für ein freies Leben nicht bedacht. Plötzlich erschauerte sie. Ted spürte, dass sie angespannt war und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Zissy.“, brachte sie hervor.

„Wie ich sehe hast du dich doch dafür entschieden.“, sagte Narzissa mit einer ungewohnten Kälte in der Stimme. Andromeda wusste nicht, ob sie hier bloß davon sprach, dass sie nun doch auf dem Ball war, oder auch davon, dass sie mit Ted hier war.

„Ja.“, sagte Andromeda schließlich. „Ja, und das ist auch gut so.“

„Wie du meinst.“, zischte Narzissa. Und auch wenn sie sonst kaum an Bellatrix erinnerte, glommen ihre Augen für einen Augenblick ähnlich dunkel. „Deine Sache.“

Die gespielte Ernsthaftigkeit und der kalte Unterton passten nicht zu dem kleinen Mädchen. Andromedas Magen meldete sich wieder, sie fühlte sich mit einem Mal ganz unwohl hier und zweifelte an, dass es gut gewesen war, hierher zu kommen und der ganzen Welt zu zeigen, dass sie sich gegen all das entschied, was einst ihr Leben ausgemacht hatte.

Aber sie würde nicht länger schwach sein, das hatte sie sich geschworen, und sie würde zu ihren Worten und ihren Entscheidungen stehen. Und zu den Jungs, die sie küsste, und sie wollte, dass dies bis ans Ende ihrer Tage nur noch Ted war.

„Ja, da hast du Recht. Das ist meine Sache.“, sagte sie, zwar viel zu sanft, aber dennoch bestimmend. Narzissa hob die hellen Brauen.

„Du machst einen Fehler.“, flüsterte Narzissa. Ted tat so, als hätte er das nicht gehört, doch seine Hand schloss sich augenblicklich fester um Andromedas Schulterknochen.

„Zissy, hör zu.“, sagte Andromeda. „Versuch doch wenigstens ein bisschen, mich zu verstehen.“

Narzissas Augen wurden weich und füllten sich mit Tränen. Sofort keimten altbekannte, zärtliche Gefühle in Andromeda auf und sie beugte sich hinab, um ihrer Schwester über die Wange zu streicheln.

Doch Narzissa schlug Andromedas Hand weg.

„Tut mir Leid.“, sagte sie mit tränenerstickter Kinderstimme. „Ich kann dich nicht länger verstehen.“

Und dann drehte sie sich um und ging. So leichtfüßig und leise, dass sie nicht einmal eine Spur im Nebel hinterließ.

Andromeda fühlte ihr Herz rasen. Ihr war eiskalt. Wenn sie nicht sofort von hier verschwand, würde sie in

Ohnmacht fallen, das wusste sie.

Sie wand sich aus Teds Griff und lief Richtung Ausgang, doch Ted hielt sie zurück.

„Dromeda, bitte.“, sagte er. „Komm her.“

Er zog sie an sich und sie ließ zu, dass er sie umarmte, doch schließlich stieß sie ihn wieder von sich und stürmte aus dem Kerker.

„Na prima.“, sagte Fabian.

„Meinst du, ich soll hinterher?“, fragte Ted.

„Frag mich das nicht. Ich habe keine Ahnung von Beziehungen.“, entgegnete Fabian trocken. „Frag doch Gideon. Guck dir an, wie er Alptraum-Sian übers Parkett wirbelt.“

„Fabian, tu mir einen Gefallen und sei für einen Abend mal kein Idiot.“, schimpfte Ted.

„Tut mir ja Leid.“, maulte Fabian und hob die Arme. „Also wenn ich du wäre, würde ich glaube ich hinterhergehen.“

„Aber wenn sie nun ihre Ruhe will. Sonst hätte sie mich doch nicht weggestoßen.“, sagte Ted. „Ich will es ihr doch nur Recht machen.“

„Frauen kannst du es nicht Recht machen.“, sagte Fabian und leerte seinen Kelch. „Nie.“

Ted biss sich unsicher auf die Lippen.

„Na los!“, brüllte Fabian schließlich. „Hinterher!“

Andromeda erkannte kaum, wo sie hinstolperte. Die Tränen nahmen ihr die Sicht und außerdem war es längst dunkel draußen geworden. Sie stützte sich an der kalten Außenmauer des Schlosses. Ihr Kleid verfang sich in einem Dornenbusch, sie hörte den dünnen Stoff reißen und fluchte.

„Auch das noch.“, zischte sie. Sie befreite sich aus den spitzen Ranken und lief weiter, immer weiter, bis sie schließlich an den schwarzen See kam.

Hier wollte sie sitzen, wie so oft in letzter Zeit, hier wollte sie alleine sein. Auch, wenn ihr Herz danach schrie, zurückzukehren, Ted in die Arme zu fallen und das zu genießen, was sie endlich hatte, so zwang sie sich und alle Stimmen in ihr nun zu vollkommener Stille und legte sich schließlich an das Ufer.

Es war eine lauwarmer Nacht und das Wasser war regungslos. Der Vollmond spiegelte sich darin, es sah aus, als läge am Grund des Sees eine herrliche, große Kristallkugel.

Schließlich ebten Andromedas Tränen ab und sie konnte wieder klar sehen und denken. Sie wollte sich gerade umdrehen und doch zum Schloss zurückkehren, als sie eine Gestalt ganz in ihrer Nähe sah, die sie erst für eine Spiegelung ihrer selbst im Wasser hielt, dann aber als Bellatrix erkannte. Da also war sie. Am Rande des Verbotenen Waldes, schon bereit für das Treffen, was in kurzer Zeit darin stattfinden würde. Die treueste Todesserin aller Zeiten. Andromeda wurde schlecht.

Sie wollte so tun, als ob sie Bellatrix nicht gesehen hatte, doch schließlich rief diese nach ihr. Andromeda ging trotzdem weiter, doch egal wie schnell sie bald lief, Bellatrix' Stimme kam immer näher und schließlich gruben sich spitze Nägel in ihr nacktes Rückenfleisch und sie wurde zu Boden gedrückt.

Andromeda drehte sich unter dem Körper, der auf ihr lag, und blickte Bellatrix in die Augen. In ihnen spiegelte sich Andromedas eigenes Gesicht. Es war dem von Bellatrix so ähnlich.

Sie fürchtete sich vor ihr, sie wollte, dass sie verschwand, sie in Ruhe ließ. Sie konnte sich keinen Reim darauf machen, weswegen sie nun doch mit ihr reden, oder was auch immer mit ihr anstellen wollte.

Bellatrix bewegte sich kein Stück. Sie lag auf Andromeda, nur der dünne Stoff ihrer beider Gewänder trennte die gleich blasse Haut der Schwestern voneinander. Andromeda konnte sich nicht daran erinnern, dass sie Bellatrix je so nah gewesen war. Nicht einmal früher. Es war beinahe albern, dass all dies nun geschah, da sie sich damit abgefunden hatte, in ihr nicht länger eine Schwester zu haben.

Einen ewig zu wahren scheinenden Augenblick lagen sie einfach stumm da. Bellatrix sah Andromeda in die Augen und diese schnappte noch immer nach Luft. Dann sagte Bellatrix:

„Ich liebe dich, Andromeda. Lass mich nicht im Stich. Ich liebe dich.“

Andromeda fühlte sich, als hätte ihr jemand vor den Kopf geschlagen.

„Ich liebe dich.“, sagte Bellatrix wieder und aus ihrem Mund tropfte Blut auf Andromedas Wange. Bellatrix beugte sich zu Andromeda hinab und küsste sie.

Auf den Mund. Wie sie es noch nie zuvor getan hatte. Ganz sanft und lieb, aber gleichzeitig kalt und distanziert. Andromeda traute sich nicht, zu atmen. Sie hatte Angst.

„Ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich.“

Immer und immer wieder sagte Bellatrix diese drei Worte, immer ein wenig anders betont, als versuche sie, herauszufinden, wie sie am Besten klangen. Sie spielte mit den Worten, sie spie sie Andromeda ins Gesicht wie das Blut aus ihrem Rachen, das vom vielen Schreien und Weinen kam, aber nicht ein einziges Mal meinte sie sie auch so. Sie log, und sie spürte das, und sie wünschte sich, dass sie nicht gewusst hätte, dass es so war. Doch sie log immer und immer wieder und natürlich durchschaute Andromeda sie. Und als Andromeda es schaffte, Bellatrix von sich zu schieben und nun stattdessen sie auf ihr lag und zu ihr hinab sah, da fragte sich Bellatrix, warum sie sich überhaupt die Mühe machte, Andromeda ein letztes Mal beschwören zu wollen, weil sowieso alles verloren war und am meisten sie selbst.

„Nein.“, sagte Andromeda plötzlich ganz stark und ihr Gesicht leuchtete silbern im Mondlicht. „Du liebst mich nicht. Nicht mich und auch niemanden sonst. Früher hätte ich gesagt, dass der einzige Mensch, den du wirklich liebst, du selbst bist, aber da bin ich mir nicht mehr sicher. Denn du hast dich und deine Seele verkauft, oder schlichtweg verloren. Und wenn man sich selbst liebt, dann wird man nicht so, wie du es bist.“

Dann stand Andromeda auf und ließ Bellatrix liegen. Es war bei weitem der seltsamste Moment, den die beiden Black-Mädchen je miteinander geteilt hatten. Bellatrix verdrängte die Erinnerung daran später, denn es war ihr peinlich. Andromeda dachte noch oft genug daran. Dass sie ihn das erste Mal wieder vor Augen sah, nachdem er wirklich geschehen war, lag nur wenige Stunden voraus.

Aber als sie von Bellatrix wegging und die letzten Tränen trocknete, um dass sie erhobenen Hauptes und als wäre nichts geschehen, auf den Ball zurückkehren konnte wünschte sie sich, dass auch sie vergessen und verdrängen könnte, wie krankhaft verzweifelt ihre einst so starke, stolze große Schwester diese drei Worte zu sagen und zu meinen versucht und in Wirklichkeit getötet hatte.

Fernab von der Fremdheit der Nacht wirbelten Sian und Gideon noch immer über die Tanzfläche. Alle anderen Paare hatten schon aufgegeben, die Gesichter, die zu der Melodie an Sian vorbeirauschten, waren längst Andere geworden, aber Sian tanzte und tanzte und wollte nie mehr aufhören. Gideon hatte sichtlich Spaß.

Er lächelte und lachte und Sian stimmte mit ein und beide vergaßen vollkommen, dass es irgendetwas anderes gab als Musik und Tanz und das Gesicht des jeweils anderen, das vor Anstrengung und Freude rosa glühend auf und ab sank.

„Das macht so Spaß!“, rief Sian schließlich.

„Und wie!“, sagte Gideon.

Sie wirbelten herum, doch plötzlich wurde die Musik langsamer. Der Zauber war gebrochen. Sian spürte, wie etwas in ihr zerbrach.

„Möchtest du dich setzen?“, fragte Gideon. Sian nickte.

„Schade.“, sagte sie, nachdem er sie zu einer weich ausgelegten Sitzbank in einer Wölbung der Wand geführt hatte. Als sie Platz genommen hatte, setzte sich auch Gideon neben sie.

„Du bist so höflich.“, bemerkte Sian. „Schon den ganzen Abend über.“

„Das habe ich so gelernt.“, erklärte Gideon. „Bei uns sind alle so. Nicht der Rede wert.“

„Oh doch.“, meinte Sian. „Das muss gelobt werden.“ Sie lächelte unsicher. Wehmütig dachte sie daran zurück, wie leicht alles noch vor wenigen Sekunden gewesen war. Jetzt saß sie hier, vollkommen beklemmt so dicht an einem Jungen, der ihr mit seiner ganzen Art den Atem raubte, und dachte wieder an all die Dinge, die in dieser Nacht noch geschehen würden. Und langsam bekam sie Angst. Unsicher schaute sie auf ihre Hände, die sich in den Stoff ihres Kleides gegraben hatten.

„Du bist nervös.“, bemerkte Gideon. „Wieso?“

„Ich bin nicht nervös.“, log Sian. „Es ist nur wieder... Na ja, ich habe es dir schon gesagt.“

Gideon lachte. „Ach so. Gut. Dann muss ich mir ja keine Sorgen machen.“

Sian schüttelte mit dem Kopf. „Nein.“

„Sian?“, fragte Gideon schließlich. „Du weißt, ich bin ein Gentleman.“

„Ja.“, sagte Sian. „Das habe ich den ganzen Abend über bemerkt. Wie gesagt.“

Sie schaute zu Gideon, der sie die ganze Zeit über ansah. Da lag etwas Fragendes in seinen goldschimmernden Augen.

„Deswegen möchte ich sichergehen, dass es in Ordnung ist, wenn ich es tue.“, fuhr er fort.

„Wenn du was tust?“ Sian packte die Aufregung. Was redete er da?

„Kann ich mir sicher sein, dass du nicht in Ohnmacht fällst, wenn ich dich jetzt küsse?“ Gideon grinste. Seine Selbstsicherheit, diese angenehme Kühnheit und die Höflichkeit zusammen machten aus ihm die Art von Junge, die sich wohl jedes Mädchen auf der Welt insgeheim zu küssen wünscht. Sian jedoch sagte: „Dafür kann ich leider keine Garantie geben.“

Sie zitterte. Gideon lachte wieder. Wie ein Löwe. „Das Risiko muss ich eingehen.“

Und dann küsste er sie. Er küsste sie ganz vorsichtig und zart. Sian konnte es kaum fassen, es war wunderschön. Dass ihr all dieses Glück vergönnt war, erschien ihr noch immer wie ein Traum. Aber jetzt war sie sich ganz sicher, dass dies kein Traum war. Gideons Lippen waren warm und weich und er küsste sie so lieb, dass sie keinen Gedanken daran verschwendete, ob sie denn gut zurückküsste, oder ob sie jemand beobachtete oder, oder, oder. Sian dachte nur an Gideon und daran, wie schön es sich anfühlte, ihn so zu spüren. Es war das erste Mal in ihrem Leben, dass Sian geküsst wurde. Das erste und letzte Mal.

Abschied

„Da bist du ja!“ Ehe Andromeda erkennen konnte, wer dort aus der Dunkelheit hervorsprang, hing diese Person ihr schon am Hals, küsste sie und drückte sie fester, als es ihr lieb war. Ted.

„Ich habe dich gesucht.“, sagte er. „Wo warst du?“

Einen Moment lang überlegte Andromeda, ob sie ihm von der fragwürdigen Begegnung mit ihrer Schwester auf den Länderein erzählen sollte, aber sie schüttelte den Kopf und sagte: „Bloß draußen. Nicht so wichtig.“

Ted hob prüfend die dichten Augenbrauen. „Geht es dir auch ganz sicher gut?“, fragte er.

„Ja.“, sagte sie. „Einigermaßen.“

„Ich kann verstehen, dass dich das alles mitnimmt. Ich will dich nicht anlügen. Wenn du doch lieber mit deinen Schwestern,-“

Statt ihn ausreden zu lassen, drückte Andromeda Ted einen innigen Kuss auf die Lippen.

„Nein.“, sagte sie, als sie sich wieder von ihm löste. „Das hier ist das, was ich will. Du. Und die Freiheit.“

Sie ignorierte das Ziehen ihres Magens und blinzelte die Tränen weg, die ihr in die Augen stiegen, wann immer das verzweifelte Gesicht von Bellatrix oder der kalte, leere Ausdruck im Gesicht von Narzissa vor ihrem inneren Auge aufleuchtete.

„Lass uns wieder auf den Ball gehen.“, sagte sie. „Und lass uns ein bisschen tanzen.“

Ted lächelte, griff Andromedas Hand und drückte sie ganz fest. „Ich liebe dich.“, sagte er. Und er meinte es so. Aus seinem Mund klangen jene Worte wie die Wahrheit und Andromeda senkte den Kopf, um zu verstecken, dass eine einzelne Träne es geschafft hatte, auszutreten und sich den Weg ihre Wange hinab zu bahnen.

Lucius wippte von einem Bein auf das andere. Die große Standuhr am Buffet verriet, dass es nicht mehr allzu lange bis Mitternacht war. Sein Blick huschte immer wieder zu den Lestrangle-Brüdern. Würden sie aufbrechen, würde auch er sich auf den Weg machen. Das heute Nacht würde etwas ganz großes, ganz besonderes werden. Wenn er sich auch ein wenig fürchtete.

„Mr Malfoy!“, lallte eine altbekannte Stimme.

Lucius wirbelte herum und sah Professor Slughorn auf sich zutorkeln.

„Professor.“, sagte er, bemüht, nicht allzu herablassend zu klingen.

„Mr Malfoy.“, wiederholte Slughorn wieder und ließ sich auf den freien Stuhl neben ihm fallen. Narzissa, die beiden gegenüber saß, konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

„Professor.“, wiederholte auch Lucius.

„Wieso schwingen sie nicht das Tanzbein, Mr Malfoy?“, fragte Slughorn. „Gefällt ihnen di Musik nicht? Soll ich vielleicht etwas anderes spielen lassen? Sie sollten sich amüsieren.“

„Das tue ich.“, log Lucius. „Und ohnehin tanze ich nicht sonderlich gerne.“

„Äußerst bedauerlich.“, bemerkte Slughorn. „Vor allem für ihre Begleitung.“

Er zwinkerte Narzissa zu.

„Oh, nein, Sir.“, sagte diese rasch. „Ich tanze ebenso wenig gern.“, log sie.

„Schade.“, seufzte Slughorn. „Als ich jung war... Ihr hättet mich sehen müssen. Ich war der beste Tänzer in ganz England, Schottland, Irland. Vielleicht auf der ganzen Welt, aber ich will nicht zu großspurig sein. Jedenfalls, da war dieses Mädchen, Georgia Singer. Und nie hat sie mit mir tanzen wollen. Bis auf das eine Mal, und dann habe ich sie über das Parkett gewirbelt, das hättet ihr sehen sollen, sag ich euch. Sie sah aus wie eine Veela. Ein bisschen wie sie, Miss Black.“

Narzissa lächelte Slughorn unsicher an. Weder sie noch Lucius hatten Lust auf seine Geschichten.

„Wieso so angespannt, Mr Malfoy?“, fragte Slughorn. „Sie sollten wirklich nicht so angespannt sein.“ Er zwirbelte seinen Walrossbart und stieß Lucius in die Seite.

„Sir.“, sagte Lucius drohend. Slughorn fiel ihm ungemein auf die Nerven. „Bitte, Sir.“

„Ich verstehe schon.“, sagte Slughorn und zwinkerte erst Lucius, dann Narzissa zu. „Ich bin schon wieder

weg.“

Lucius sah Slughorn nicht an, Narzissa jedoch lächelte entschuldigend. Slughorn war betrunken und würde sich am nächsten Tag nicht mehr an die Unfreundlichkeit erinnern. Selbst wenn, sobald Lucius ihm das nächste Mal kandierte Ananas brachte, wäre jede Unstimmigkeit vergessen.

„Wissen sie“, sagte Slughorn, nachdem er aufgestanden und sich eigentlich schon zum Gehen umgewandt hatte, „sie erinnern mich an einen Schüler, den ich vor langer Zeit hatte. Tom Riddle.“

Beim Klang seines Namens gefror Lucius das Blut in den Adern. Verglich Slughorn ihn gerade wirklich mit jenem unfassbar mächtigen, unbestreitbar starken Lord Voldemort? Ehrfürchtig sah Lucius in das alte, freundlich leuchtende Gesicht seines Zaubertränkelehrers.

„Er war genial. Klug, stark, mächtig.“, fuhr Slughorn fort. „Ein vielversprechender Jungzauberer.“

Wenn Lucius etwas mochte, dann war es Lob. Er setzte sich gerade hin und ließ Slughorns Worte über sich rieseln wie einen warmen Schauer.

„Ich mochte ihn.“, fügte Slughorn hinzu. „Ich mochte ihn wirklich. Und sie mag ich auch, Mr Malfoy.“

Lucius lächelte stolz. Narzissa kniff die Augen zusammen und zischte etwas unverständliches.

„Aber wissen sie was?“, fragte Slughorn. „Das ändert nichts daran, dass Mr Riddle ein hochnäsiger, unfreundlicher und blasierter Junge war. Genau wie sie, Mr Malfoy. Wenn sie nicht sogar noch schlimmer sind. Weil das, was Riddle an Mut und Kühnheit hatte, ihnen vollkommen fehlt und durch Eigenschaften wie unbegründeter Arroganz und einer ungesunden Portion Narzissmus ersetzt wird. Gute Nacht, Mr Malfoy. Bitte kommen sie nie wieder zu einem meiner Feste.“

Lucius blieben die Worte, die er Slughorn in diesem Moment zu gerne an den Kopf geworfen hätte, im Halse stecken. Er fühlte sich, als hätte ihn jemand mit der Ganzkörperklammer belegt. Er kochte vor Wut und gleichermaßen kam er sich bloßgestellt und verraten vor. Er wagte es nicht, Narzissa ins Gesicht zu schauen. Doch ganz sicher würde er jetzt nicht aufstehen und gehen. Er würde sitzen bleiben, bis es Zeit war, mit den Lestrage-Brüdern den jämmerlichen Schauplatz dieses idiotischen Balles zu verlassen um in den Wald zu ziehen und dem Idioten Slughorn, sowie dem Rest der Zaubererwelt zu beweisen, dass er, Lucius Malfoy sehr wohl mutig, kühn und vor allem mächtig war. An der Seite von Lord Voldemort würde er nach ganz oben in deiner Riege der Magier kommen und Männer wie Slughorn würden ihm die Füße küssen.

Noch immer ganz zittrig saß Sian den restlichen Abend gegenüber von Gideon an ihrem Tisch und redete mit ihm über die verschiedensten Dinge. Der Kuss benetzte ihre Lippen noch immer wie Zucker und sie ertappte sich dabei, wie sie ab und zu vorsichtig mit der Zunge darüber fuhr, als könne sie Gideon dort noch immer schmecken. Niemals hätte sie damit gerechnet, dass sie an jenem Abend so ein Glück haben würde.

Aber dann endete der Abend abrupt und es wurde ernst. Eine halbe Stunde vor Mitternacht verließen die Lestrage-Brüder von den übrigen Ballgästen unbemerkt den Saal. Lucius Malfoy folgte ihnen und nach und nach liefen noch andere Slytherins und sogar einige Schüler anderer Häuser hinter ihnen her aus dem Kerker. Es waren viele, doch nicht genug, um dass dem Rest der versammelten Gäste auffiel, dass jemand fehlte. Selbst Professor McGonagall, die inzwischen eingetroffen war und sich ausgelassen mit einem Geist unterhielt, den Sian noch nie gesehen hatte, bemerkte nichts von dem Verschwinden der Schüler.

„Ich muss gehen.“, sagte Sian plötzlich und stand auf.

Gideon sah sie fragend an. Gerade hatten sie über seinen letzten Urlaub in Rumänien gesprochen, wo er mit seiner Familie einen waschechten Vampir getroffen hatte.

„Was?“, fragte er. „Wieso?“

„Das erkläre ich dir später.“, sagte Sian. „Oder auch nicht... Ist auch egal.“

Gideon stand anstandshalber ebenfalls auf. „Ich will nicht, dass du gehst.“, sagte er.

„Ich muss.“, drängte Sian. „Es tut mir Leid, Gideon, wirklich. Aber ich kann nicht länger hierbleiben.“

Gideon nickte. „Gut. Ich will dich zu nichts zwingen, was du nicht willst, aber ich verstehe deinen plötzlichen Sinneswandel nicht. Gefällt dir der Abend nicht?“

Sians Brustkorb zerrte. „Doch...“, flüsterte sie gerührt. „Gideon glaub mir, das war der schönste Abend meines Lebens.“

„Wieso bleibst du dann nicht noch?“ Er griff ihre Hände. „Es könnte doch noch schöner werden.“

„Tut mir Leid. Es geht nun mal nicht. Es gibt da etwas, was ich tun muss. Du wirst noch davon erfahren, das verspreche ich dir.“ Sie lächelte ihn ermutigend an. Ihr Herz raste, der Brustkorb zernte noch immer und sie konnte ihren Worten selbst kaum Glauben schenken. Inzwischen hatte sie eine unglaubliche Angst vor dem, was sie nun im Stande war, zu tun.

„Was meinst du?“, fragte Gideon.

„Auf mich wartet ein Abenteuer.“, sagte Sian lächelnd. Dann löste sie sich aus Gideons Griff und lief, ohne sich noch einmal nach ihm umzudrehen, aus dem Kerker hinaus in die Dunkelheit.

Der Portschlüssel

Sian hatte ihren langen, dunklen Umhang die ganze Zeit über in einer kleinen, seidenen Tasche bei sich getragen. Nun, da sie in den leeren Flur trat, warf sie ihn sich über, knotete ihn fest unter ihrem Kinn zu und rauschte hinaus in die Nacht. Obgleich ihre schwarzen Umhänge mit dem Nachthimmel über und dem dunklen Gras unter ihnen verschwommen, konnte Sian die Lestrage-Brüder und andere Slytherins einige Meter vor sich erkennen.

Sian musste sich beeilen, um Schritt halten zu können, und bald war sie vollkommen außer Atem. Doch sie lief weiter, immer weiter, hinter den verummten Gestalten her, als gehöre sie zu ihnen. Am Waldesrand angelangt begrüßten die Brüder Bellatrix, die, noch immer in ihrem Ballkleid, aber weitaus weniger glanzlos als bei den Festlichkeiten, dort gewartet hatte. Aus der Entfernung meinte Sian, Blut an ihrem Mundwinkel zu erkennen, und ihre Augen waren merkwürdig glasig. Nichts an ihr erinnerte jetzt noch an die Schönheit, mit welcher sie gewöhnlich erstrahlte.

Sian hoffte, dass niemand sie sah. Bellatrix Blick schweifte prüfend über die Länderein und Sian schaffte es gerade noch, sich hinter einen Felsen nahe Hagrids Hütte zu schmeißen, bevor Bellatrix sie entdecken konnte. Dann nickten die Kapuzengestalten einander zu und verschwanden im Dickicht des Waldes.

Sian überlegte, ob sie schon jetzt zum Schloss zurückrennen und Dumbledore alarmieren sollte, doch ihre Neugierde war zu groß. Zur Not würde sie einfach Lichtzeichen senden. Sie musste wissen, was dort im Wald geschah.

Bemüht, keinen Ton von sich zu geben, stieg sie über Stöcke und Wurzeln, drückte sich an Baumstämme, wenn die Gruppe sich umsah, und warf sich auf den feuchten Waldboden, wenn es sein musste. Schließlich gelangte sie mit der Gruppe auf eine Lichtung, an deren gegenüberliegendem Ende sie schon die angsteinflößende Gestalt jenes Mannes erkennen konnte, wegen dem sich die Schüler hier versammelt hatten. Das also war er. Lord Voldemort.

Er, der einst ein so stattlicher Schüler gewesen war, war nun kaum mehr als ein Schatten seiner selbst. Vollkommen verzerrt war sein schlangengleiches Leichengesicht, er war dürr und groß und glich einem spärlich mit Haut überzogenem Skelett. Sian gefror das Blut in den Adern. Alleine in anzusehen, machte ihr Angst.

„Willkommen!“, hörte sie ihn aus sicherer Entfernung rufen. Seine Anhänger beugten die Köpfe. Selbstgefällig ließ er die roten Augen über ihre gesenkten Häupter wandern. Das hier war eine Hierarchie, die vollkommen außerhalb der Norm lag. Sian konnte sich gut vorstellen, dass seine Anhänger alles, aber auch wirklich alles für Voldemort getan hätten. Sie spürte ihr Herz bis in den Hals schlagen und alles in ihr drängte danach, sich umzudrehen, wegzurennen, Dumbledore zur Hilfe zu rufen und das unheimliche Treiben in dieser Nacht zu beenden. Sie zitterte vor Angst.

„Ihr wisst, weswegen ihr heute Nacht hier seid.“, verkündete Voldemort und seine Anhänger erhoben sich.

„Heute wird Geschichte geschrieben!“, jaulte eine Stimme, die Sian als die von Lucius Malfoy erkannte.

Voldemort bedachte ihn mit einem mitleidigen Blick. „Ja, Lucius. Die erste große Tat als Gruppe. Freut ihr euch?“

Ein perfides Lächeln, das an das Grinsen einer Hyäne vor dem Angriff erinnerte, breitete sich auf Voldemorts Totengesicht aus.

Seine Anhänger johlten los und klatschten vor Begeisterung in die Hände.

„Hier ist der Portschlüssel.“, sagte Voldemort und deutete auf einen langen, weißen Gegenstand zu seinen Füßen, den Sian als einen riesigen, schmutzigen Knochen, vielleicht von einem Pferd, identifizieren konnte. Wieder lief es ihr eiskalt den Rücken hinunter.

„Ihr werdet ihn auf mein Kommando hin greifen. Und dann finden wir uns am Waisenhaus wieder. Dort gebe ich euch die nächsten Anweisungen.“, erklärte Voldemort. „Das Dunkle Mal wird heute Nacht über England schweben und alle in Angst und Schrecken versetzen. Und sie werden wissen, da braut sich etwas zusammen. Eine Macht, die keiner von ihnen kontrollieren kann.“

Er lachte ein spitzes, viel zu hohes Lachen. Nie hatte Sian ein schrecklicheres Geräusch vernommen. Sie drückte sich reflexartig die Hände auf die Ohren und verstand folglich die nächsten Worte des bösen Magiers nicht. Aber nach ihnen lachte er wieder, weswegen Sian annahm, dass sie bloß eine weitere, verheißungsvolle

Lobeshymne seiner selbst gewesen waren.

Dann wand er sich um. Sian trat einen Schritt nach vorne, um zu erkennen, was er tat, als sie plötzlich etwas warmes, schweres am Fuß spürte. Sie stolperte. Mit aller Kraft krallte sie sich in die Rinde des Baumes, an dem sie sich versteckt gehalten hatte, doch sie brach sich bloß die Nägel ab und rutschte unter Schmerzen auf den wurzelüberdeckten Boden.

Als sie dort lag, erkannte sie, über was sie gestolpert war. Direkt neben ihr ruhte der Kopf einer unfassbar großen Schlange.

Sians Herz blieb für den Bruchteil einer Sekunde stehen. Das Schlangenmonster blickte sie an. Mit ihren hässlichen Augen schaute sie Sian direkt ins Gesicht. Dann streckte sie die gespaltene Zunge aus, zischelte, und glitt davon, schneller als Sian darüber nachdenken konnte, welche Konsequenzen dies für sie haben würde. Sie griff noch nach der Schwanzspitze des Monstrums, doch die rauen Schuppen entglitten ihren kalten Händen und sie musste zusehen, wie das Tier in die Mitte der Lichtung auf Lord Voldemort zuschlich.

Als Voldemort die Anwesenheit seiner Schlange bemerkte, beugte er sich zu ihr hinunter. Sian konnte sich nicht bewegen. Sie hatte sich die Beine verstaут, als sie gefallen war, und die Finger brannten vom kläglichen Versuch, sich an der Rinde festzuhalten.

„Hört, hört.“, lachte Voldemort in die Stille. „Nagini hat gerade Bekanntschaft mit einer Fremden gemacht!“

Sian wurde blitzschnell heiß, als wäre sie in einen köchelnden Zaubersaft gefallen. Mit aller Kraft schaffte sie es nun doch, sich auf die Beine zu heben. Sie musste weg von hier. Die Schlange hatte sie entdeckt, enttarnt. Was für eine Schlange war das?

Sian blickte panisch auf die Lichtung. Voldemort sah sie direkt an. Und dann tat er einen Schritt nach vorne.

Sian packte die nackte Angst. Unter Höllenschmerzen begann sie, davonzurennen. Sie musste Dumbledore rufen. Sie musste Hilfe holen. Nie, nie, nie zuvor in ihrem Leben hatte sie eine solche Angst gehabt. Sie rannte und rannte und rannte.

„Oh, warte doch!“, rief Voldemort. Und egal, wie weit Sian bereits gelaufen war, seine Stimme war auf einmal ganz dicht an ihrem Ohr.

Sie rannte weiter, kalter Schweiß rann ihr an der hitzigen Stirn hinab und es stach ihr in die Seite. Die verstauchten Beine rannten um ihr Leben, die Finger bluteten inzwischen, aber Sian gab nicht auf.

Weg hier, weg, einfach weg. Sie wollte nach Hilfe schreien, aber dann könnte Voldemort leichter ausmachen, wo sie war. Falls er ihre Spur verloren hatte. Sian wagte es nicht, sich umzudrehen.

„Warte doch auf mich!“, lachte Voldemort. Seine Stimme war laut und nahe und tat weh.

Sian bemerkte, dass sie weinte. Die Tränen nahmen ihr das letzte bisschen Sicht und sie rannte durch dorniges Gestrüpp, das ihr den Umhang zerriss und in die Haut schnitt, aber sie schwor sich, nie aufzuhören, zu rennen, ehe sie in Sicherheit war.

Doch dann wurde sie zu Boden geschleudert und alles war endgültig schwarz.

Als sie wieder aufwachte, hing die grässliche Fratze Voltdeomorts direkt über ihrem Gesicht. Und neben ihm das blasse, abwertende Gesicht von Bellatrix.

„Hallo, Sian.“, sagte Voldeomort. „Das ist doch dein Name, oder?“

Sian nickte. Diese kleine Bewegung alleine jagte einen Höllenschmerz durch ihren Körper. Sie lag inmitten der Lichtung, umringt von Voltdeomorts Anhängern, und er und Bellatrix standen direkt über ihr.

„Ich habe es doch gesagt.“, zischte Bellatrix. „Das ist dieses kleine Miststück aus Gryffindor. Sie hat mir schon eine ganze Weile hinterherspioniert.“

„Spioniert?“ Voldemort schüttelte mit gespielter Enttäuschung den kahlen Kopf. „Und ich dachte, du bist heute Nacht hierhergekommen, um dich uns anzuschließen.“

Sian wusste nicht, woher sie den Mut und die Frechheit nahm, dies zu sagen, aber sie zischte: „Ganz bestimmt nicht.“

Voltdeomorts Augen weiteten sich. „Was für ein Großmaul du doch bist.“, sagte er und lachte.

Sian kniff die Augen zusammen, als könne sie damit auch das Geräusch ausblenden.

„Sie ist ein dreckiger, kleiner Kobold.“, knurrte Bellatrix. Mit einem Mal kniete sie sich neben Sian und packte ihren Hals.

„Sag schon! Hast du jemandem gesagt, dass du jetzt hier bist? Sollen sie kommen und uns aufhalten, oder wie stellst du dir das vor?“ Bellatrix lachte, aber Sian spürte, dass sie unsicher war.

„Ja.“, log Sian. „Dumbledore wird jeden Moment hier sein.“

„Dumbledore!“, lachte Voldemort, aber Sian hörte in seiner Stimme die gleiche Unsicherheit wie bei Bellatrix. „Dass ich nicht lache.“

„Er wird hier sein und er wird euch alle kriegen. Und egal was ihr vorhattet, er wird es unterbinden. Und euer brutales, krankes Treiben wird beendet.“, sagte Sian mit fester Stimme.

Voldemort schüttelte fortwährend den Kopf.

„Aber Schätzchen.“, flüsterte Bellatrix und ließ endlich Sians Hals los. „Es fängt doch gerade erst an.“

„Sei nicht albern, Sian.“, sagte Voldemort. „Sieh mich an. Hast du eine Ahnung, wer ich bin?“

„Ich weiß nicht.“, sagte Sian und schaffte es, sich auf die Arme zu stützen. Sie zögerte einen Moment. Was hatte sie schon zu verlieren? Sie grinste und zischte: „Ein ziemlicher Idiot, würde ich sagen.“

Der Schmerz traf Sian härter als erwartet. Sie fiel zurück zu Boden, ihre Schläfe pochte. Bellatrix hatte laut aufschreiend ausgeholt und ihr mit der Faust direkt ins Gesicht geschlagen.

„Du wagst es, so mit dem Dunklen Lord zu reden...“, sagte sie mit vor Zorn ganz rauer Stimme. „Du dreckiges Miststück!“

Sian schmeckte Blut und lächelte trotzdem. Auch, wenn die Tatsache, dass Dumbledore auf dem Weg war, ihr zu helfen, eine Lüge war, so wollte sie doch ganz fest daran glauben, dass alles gut werden würde. Wenn sie innerlich hoffte und flehte, dass irgendjemand im Schloss nach ihr suchte, vielleicht Gideon... Irgendwie wurde doch immer alles gut, oder?

„Na, na, na. Bellatrix, nimm dich zurück.“, sagte Voldemort mit kalter Stimme. „Wir wollen unsere kleine Spionin doch nicht umbringen.“

„Oh, wie gerne würde ich das.“, knurrte Bellatrix und drehte sich von Sian weg.

„Sie hat sich so eine Mühe gemacht. Hat uns verfolgt. Und nun stellt sie sich uns. Und sie ist so frech. Ein ganz und gar mutiges Mädchen.“ Voldemort lächelte Sian mit wütenden Augen an. Sie konnte nicht anders, als die Augen zuzukneifen.

„Es ist schade“, sagte Voldemort, „dass du, liebe Sian, so sehr gegen das strebst, was hier geschieht. Wir könnten mutige Mädchen wie dich wirklich in unseren Reihen gebrauchen.“

„Ha!“ Sian riss die Augen auf. „Nie im Leben werde ich mich euch anschließen. Ihr seid krank. Ihr alle.“

„Nenn uns, wie du willst.“, lachte Voldemort. „Aber eines sind wir ganz bestimmt auch: Mächtig. Und zwar mächtiger als du. Und mächtiger als all deine kleinen Schlammblutfreunde aus Hogwarts. Und mächtiger als überhaupt jeder, der sich uns in den Weg stellt. Und glaub mir, du wirst Zeugin des größten Krieges werden, den die Zaubererwelt je gesehen hat. Noch kannst du dich für eine Seite entscheiden.“

„Herr, ihr wollt doch nicht wirklich, dass-“ Lucius Malfoy war aus den Reihen der Kapuzengestalten hervorgetreten und blickte nun abwertend auf Sian hinab. Im Schloss hatte er sie so gut wie nie angeschaut. Sian fühlte sich mit einem Mal bloßgestellt, wie sie dort blutend auf dem Waldboden lag, inmitten von Mitschülern, die sich am nächsten Tag das Maul über ihren kläglichen Versuch, etwas gegen deren Herrn auszurichten, zerreißen würden. Sie hatte sich selbst überschätzt. Wäre sie doch bloß früher zu Dumbledore gegangen. Warum musste sie immer die Heldin spielen?

„Schweig.“, herrschte Voldemort Lucius an. „Ich erkenne eine gute Hexe, wenn ich sie sehe.“

Sian sah, wie Bellatrix die Nase rümpfte. „Ich muss Lucius Recht geben, Herr.“, sagte sie mit beleidigter Stimme. „Sian Somerset ist absolut unbrauchbar. Dumm, kindisch und vor allem ist sie nicht mehr ganz bei sich. Sonst wäre sie ja nicht hier.“

Voldemort sah Bellatrix prüfend an. „Wie du meinst, Bella.“, sagte er und Sian erkannte an dem Klang seiner Stimme, dass zwischen ihm und Bellatrix eine besondere Bindung bestand.

„Dennoch möchte ich dir noch eine Chance geben. Komm mit uns, Sian.“ Voldemort streckte die knochige Hand nach Sian aus. „Komm mit uns und sieh, was wir tun können. Komm mit uns und werde Zeuge einer Macht, wie du sie noch nie erlebt hast. Das wolltest du doch, oder?“

Sians Kopf surrte, ihr war schwindelig. Sie sah das grässliche Schlangengesicht des schwarzen Magiers

doppelt vor sich, seine knochige Hand langte in zweifacher Ausführung nach ihr.

„Deswegen bist du heute Nacht hierhergekommen. Du wolltest wissen, wie es ist.“

Die Versammelten begannen, zu tuscheln. Keiner von ihnen schien zu verstehen, weswegen Voldemort Sian anbot, mit ihm und seinen Anhängern dorthin zu gehen, wo sie ihre grausamen Taten begehen würden.

„Wieso, Herr?“, fragte Bellatrix und sprach für die Gruppe. „Wollen wir sie nicht lieber einfach töten?“

Töten? Sians Magen zog sich zusammen. Ihre Angst steigerte sich ins Unermessliche. Voldemort, der nicht auf Bellatrix' Worte hörte, hatte die Hand noch immer nach ihr ausgestreckt. Vielleicht war es die Hoffnung, doch noch etwas gegen ihn ausrichten zu können, vielleicht auch einfach der natürliche Überlebensdrang, den jeder Mensch und jedes Tier von Geburt an in sich trug. Sian wusste nicht genau, weswegen sie schließlich die kalte Leichenhand Lord Voldemorts nahm. Ein unheimlicher Schauer überkam sie und erneut fühlte sie sich, als hätte ihr jemand ins Gesicht geschlagen. Sie wollte sich aus dem Griff des Dunklen Lords winden, doch er hielt sie ganz fest.

„Kluges Mädchen.“, flüsterte er. „Und jetzt komm.“

Mit einem Satz war er beim Portschlüssel angelangt. Als würde sie nichts wiegen, zog er Sian mit sich. Neben dem verzauberten Knochen hatte sich die gigantische Schlange zusammengerollt. Wegen ihr alleine war Sian in dieses Unglück geraten.

„Kommt her!“, bellte Voldemort und sofort reihten sich seine Anhänger um den großen Knochen. „Ich werde nun hinunter zählen. Bei Null greift ihr den Portschlüssel. Weitere Anweisungen gibt es vor Ort.“

„Ja, Herr.“, sagte die Gruppe im Einklang.

„Gute Reise, Sian.“, sagte Voldemort und fletschte die Zähne. Nie hatte Sian mehr Hass in einem Augenpaar gesehen. Sie spürte, wie die Angst ihr den Atem raubte.

„Drei,... Zwei,... Eins,... Null.“

Sian wollte loslassen, wollte zurück ins Schloss rennen und Dumbledore rufen, sie wollte flüchten, einfach weg von hier, nicht mit dem Bösen davonreisen, an einen Ort, von dem sie wahrscheinlich nie wieder zurückkehren würde. Doch sie konnte nicht. Voldemort presste ihre Hand fest auf den Portschlüssel und kaum hatten die Todesser zugegriffen, wirbelte Sian durch die Dunkelheit. Jeder Versuch, sich zu wehren, war zu spät. Sie war verloren.

Avada Kedavra

Als Sian wieder Boden unter den Füßen spürte, sah sie vor sich ein im dämmrigen Licht rostiger Straßenlaternen leuchtendes, großes, altes Haus.

„Wo sind wir?“, hörte sie Lucius Malfoy fragen.

„Das ist das St. Peters Waisenhaus in East London.“, sagte Rodolphus Lestrage. „Ein jeder weiß, dass es für Muggel unsichtbar ist. Denn es ist ein Waisenhaus für Schlammbutkinder. Und außerdem gibt es einen Zugang zur Winkelgasse im Hinterhof.“

„Ein beliebter Treffpunkt für Zauberer. Und die Muggelfreunde unter ihnen. Seht euch um. Tür an Tür mit dem Abschaum.“ Voldemort deutete hämisch grinsend auf die Muggelhäuser neben dem stattlichen alten Gebäude. „Widerlich.“

Die Todesser jubelten. Sian wurde schlecht. Sie konnte nicht verstehen, wie man Menschen aufgrund ihres Blutstatutes so verabscheuen konnte, wie Voldemort und seine Anhänger es taten. Sie sah sich hastig um, überlegte fieberhaft, ob sie es wagen sollte, einfach umzudrehen und davonzulaufen. Aber im Wald hatte sie bereits versucht, zu flüchten, und Voldemort hatte sie problemlos eingeholt. Es machte keinen Sinn, es wieder zu probieren.

„Stellt euch nur vor, wie schön das Dunkle Mal aussehen wird, wenn es gleich über den brennenden Ruinen dieses Schandhauses leuchten wird.“, sinnierte Voldemort. „Wir werden-“

„Was?“ Sian konnte sich nicht zurückhalten. „Also wollt ihr tatsächlich das Haus mit allen Bewohnern in Brand setzen? Habt ihr gar keine Skrupel?“

„Wir haben ein Ziel.“, zischte Bellatrix. „Und dieses zu erreichen ist alles, was zählt.“

„Aber das ist grausam! Bellatrix, willst du ihm wirklich dabei helfen, Menschen zu ermorden?“ Sian deutete verzweifelt auf Voldemort. „Was ist aus dir geworden?“

„Du kennst mich doch kein Stück, Sian.“, knurrte Bellatrix. „Du hast kein Recht über meine Entscheidungen und meinen Werdegang zu urteilen. Also halt dein dreckiges Maul.“

„Und so was nennt sich reinblütig!“, spottete Rabastan Lestrage.

„Du bist eine Schande für jeden reinblütigen Zauberer!“, johlte ein Slytherin, an dessen Namen Sian sich nicht mehr erinnern konnte.

„Sei froh, dass du hier stehst und ich dich noch nicht kalt gemacht habe.“, warnte Bellatrix. „Und unterbreche nie wieder den Dunklen Lord.“

„Ist schon gut. Ich bin stolz auf dich, Bella.“, sagte Voldemort und tätschelte ungeschickt den zersausten Lockenkopf seiner engsten Verbündeten. „Und enttäuscht von dir, Sian. Ich hätte ein bisschen mehr Respekt von dir erwartet. Schließlich hat Bellatrix Recht.“

„Ich kann es nicht fassen.“ Sian brach in Tränen aus. „Wie kann man so grausam sein?“

„Wie kann man so dumm sein?“, sagte Bellatrix stattdessen. „Wärst du bloß im Schloss geblieben, mit dem Schlammbutfreund Gideon.“

Sian wusste, dass Bellatrix Recht hatte. Der Gedanke an Gideons Gesicht versetzte ihr einen stechenden Schmerz in der Brust. Sie weinte umso heftiger.

„Hör auf, zu heulen!“, knurrte Bellatrix.

„Sieh lieber zu.“, flüsterte Voldemort. „Auf, auf. Rein mit euch.“

Und auf sein Wort stürmten die Todesser laut brüllend das Waisenhaus. Sie ließen die Fenster mit Flüchen in tausende Scherben zerbrechen und kaum waren sie drinnen, züngelten die ersten Flammen aus dem Haus hinaus. Sian stand vor dem Gebäude und weinte und sah zu, wie in den oberen Stockwerken das Licht ansprang und kleine Schatten an den Fenstern vorbeihuschten.

Bellatrix war neben ihr stehen geblieben, genau so wie Voldemort.

„Sieh genau hin.“, sagte Voldemort und deutete auf ein erleuchtetes Fenster im Dachgeschoss des Hauses, an dem plötzlich ein kleiner, rothaariger Junge stand. Er klopfte mit aller Kraft gegen die Fensterscheibe, wollte sie zerbrechen und fliehen, aber es war zu spät. Sian sah dabei zu, wie hinter ihm die verummte Gestalt eines Todessers auftauchte und die langen Arme um ihn schlang. Der Todesser zog den Jungen vom Fenster, Sian warf einen letzten Blick auf das verzweifelt schreiende Kindergesicht. Das nächste, was sie am Fenster sah, waren plötzliche rote Spritzer auf dem Glas. Blut. Inzwischen stand das ganze Haus in Flammen.

„Hört auf damit!“, brüllte sie. „Ihr tötet Kinder, völlig ohne Grund!“

„Wir statuieren ein Exempel.“, erklärte Voldemort seelenruhig. „Wir ebnen den Weg für eine veränderte Zukunft.“

„Du...“, sagte Sian und blickte Voldemort fest in das von den Flammen des Hauses erleuchtete Gesicht. „Du wirst die Zukunft nicht erleben! Du dreckiger, mieser Bastard!“

Sie griff in ihre Umhanttasche und zückte ihren Zauberstab. Wieso hatte sie nicht früher daran gedacht?

„Avada Kedavra!“, schrie sie. Der grüne Blitz des unverzeihlichen Fluches entwich ihrem Zauberstab, doch Voldemort schleuderte ihn mit einem Gegenfluch von sich. Sian unterschätzte seine Macht in jeglicher Hinsicht. Und ihre eigene Macht hatte sie ganz klar überschätzt. Sie fiel zu Boden. Bellatrix rauschte herbei und trat sie mit voller Wucht in die Seite.

„Du dummes Ding! Weißt du denn nicht, dass dieser Fluch heute Nacht nur für eine Person bestimmt ist?“, brüllte Voldemort.

Sian sah im Augenwinkel eine junge Frau mit zwei Kindern aus dem Haus stürmen. Ihr Kleid stand in Flammen. Ehe sie das Tor des Gartens erreichte, streckten die Flammen sie zu Boden. Sian wünschte sich, das alles nicht sehen zu müssen. Sie wollte nichts mehr sehen und hören und fühlen, sie wollte nur noch weg. Ihre Angst hatte sich in nackte Wut verwandelt, zu viel Wut um sie jemals wieder auslassen zu können.

Bellatrix trat sie noch einmal, aber Sian spürte keinen Schmerz mehr. Alles, was sie fühlte, war Wut.

„Morsmorde!“, brüllte Voldemort unterdessen. Über dem Waisenhaus erleuchtete das grässliche Dunkle Mal. Ein Zeichen des Todes und der Verwüstung.

„Hilfe!“, schrie die junge Frau, die sich noch immer in den Flammen wand. Die Kinder in ihren Armen schrien um ihr Leben.

Bellatrix lachte spitz. Sian wusste, es war ein Fehler gewesen, heute Nacht eine Heldin sein zu wollen. Manchmal war Mut keine Tugend. Aber Sian hatte stets dieses eine Ziel verfolgt. Alles, was sie jemals gewollt hatte war, das Richtige zu tun. Und nun hatte sie einen Fehler begangen, gut. Das passierte den Besten. Auch, wenn sie keine Kraft mehr hatte, sie würde es wieder gutmachen. Sie würde das Richtige tun, und wenn es das letzte war, was sie tat.

Mit allerletzter Kraft rappelte sie sich hoch und stürzte durch das Tor in den Vorgarten des Waisenhauses. Als wären sie leicht wie Federn hob sie die Kinder aus den Armen der sterbenden Frau und trug sie hinaus. Bellatrix stürmte herbei, doch sie konnte Sian nicht kriegen. Mit einem Sprung von unmenschlicher Weite erreichte Sian den Portschlüssel und schleuderte sich und die Kinder direkt zurück in den Verbotenen Wald. Sie waren gerettet. Vorerst.

„Lauft!“, schrie Sian. Die plötzliche Dunkelheit hatte sie blind gemacht. Die gerade mal drei Jahre alten Kinder schrien noch immer, doch sie schienen zu begreifen, was zu tun war. Sie lösten sich von Sian und liefen in das Dunkel des Waldes hinein. Egal, welche Gefahren im Dickicht auf sie lauerten, sie würden weniger todbringend sein als die Todesser und Sian glaubte und hoffte, dass sie bald in Sicherheit sein würden. Sie selbst allerdings konnte sich nicht von der Stelle rühren. Bellatrix hatte ihr mit den Tritten wohl einige Rippen gebrochen und nun schmerzten ihre überanstrengten Beine auch noch.

Sie hob den Zauberstab, um einige Funken in den Nachthimmel zu senden, in der Hoffnung, das man sie im Schloss sehen würde.

„Hilfe...“, wisperte sie.

Plötzlich hörte sie einen lauten Knall. Ihr Herz setzte aus. Hatte man die Funken tatsächlich gesehen? Wer konnte so schnell hier her apparieren? Und das auf dem Gelände des Schlosses? Sian spürte Hoffnung in sich aufkeimen, als sie den Kopf nach dem Geräusch drehte. Doch es war nicht Dumbledore, der dort stand. Hatte sie denn auch wirklich erwartet, Voldemort würde sie gehen lassen? Dort stand er, Seite an Seite mit Bellatrix, und beide sahen wütend aus. Was am schlimmsten war, war die Tatsache, dass sie trotz des kalten Grolls in ihren Augen lächelten.

„Dachtest du wirklich, du könntest entkommen?“, fragte Bellatrix. „Tolle Vorstellung mit den Schlammbhutkindern. Wir kriegen sie trotzdem.“

Sian schüttelte den Kopf. „Nein.“, sagte sie. „Ihr werdet sie nicht kriegen. Die Kinder, die ihr heute Nacht in dem Waisenhaus getötet habt, das werden eure letzten Opfer bleiben. Dumbledore ist auf dem Weg.“

„Ach, versuchst du schon wieder, zu lügen?“ Voldemort lachte. „Gib es auf. Es ist vorbei.“

„Es ist erst vorbei, wenn du und dein Pack tot sind.“, knurrte Sian. Sie schaffte es tatsächlich noch einmal, sich hinzustellen. Und jetzt wusste sie es. Auch, wenn heute Nacht keine Nacht für Helden war, so war sie doch sehr wohl eine Heldin. Sie hatte ihren eigenen Plan verfolgt und auch wenn er anders verlaufen war als gehofft, so hatte sie doch bewiesen, dass Mut und Willenskraft sich auszahlten. Sie lächelte.

Das irritierte Voldemort und Bellatrix sichtlich.

„Weißt du“, sagte Voldemort schließlich. „Dein Lächeln überrascht mich. Du bist dir im Klaren darüber, dass du sterben wirst, oder?“

Sian wollte den Kopf schütteln, wollte sagen, dass Dumbledore die Funken gesehen und sich auf den Weg, ihr zu helfen, gemacht hatte. Aber sie konnte nicht. Denn tief in ihrem Inneren wusste sie, dass die Antwort auf Voldemorts Frage Ja lautete. Sie würde sterben und vielleicht hatte sie dies vom Moment an, in dem ihr Kopf neben dem der monströsen Schlange auf dem Boden gelandet war, gewusst. Doch nun lächelte sie, denn sie war eine Heldin und sie würde als solche sterben. Sie hatte zwei Leben gerettet und alles daran gesetzt, das eigene auch noch zu retten. Sie hatte sich dem schrecklichsten aller Zauberer gestellt und hatte versucht, ihn zu töten. Mehr konnte sie nicht tun.

„Dummes, kleines Mädchen.“, sagte Bellatrix mit zarter Stimme.

„Von dem Moment an, als Nagini dich gesehen hat, war dein Schicksal besiegelt. Ich wollte nur sichergehen, dass du dir im Klaren darüber bist, was nach deinem Tod mit der Zaubererwelt geschehen wird.“, erklärte Voldemort. „Das Waisenhaus bleibt nicht das Letzte, das brennt. Die Kinder nicht die Letzten, die sterben. Aber wir, wir bleiben, was wird sind.“

„Die mächtigste Allianz, die man in allen Zeiten je gesehen hat.“, sagte Bellatrix triumphierend.

„Hast du wirklich geglaubt, ich hätte dich aus Gnade mit zu dem Waisenhaus genommen?“, fragte Voldemort. „Nein. Ich habe mir bloß einen Spaß daraus gemacht, dafür zu sorgen, dass du mit dem Wissen stirbst, dass dein Tod genau so sinnlos war, wie die Tode der Waisen es deiner Meinung nach sind.“

Sian wollte das alles nicht hören. Sie wollte, dass Voldemort schwieg. Also brüllte sie: „Halt's Maul!“

Wieder sah sie Irritation in dem stolzen Gesicht Voldemorts. Er hatte nicht erwartet, dass sie im Angesicht ihres eigenen Todes noch so vorlaut sein würde. Sian nutzte dies voll aus.

„Warum tötest du mich nicht endlich? Deine zahlreichen Worte zählen nicht. Ich höre dir nicht zu. Genau wie der Rest deiner Anhänger. Glaub mir, die hören dir alle nicht richtig zu. Die sind genau so machtversessen wie du und mehr nicht.“

„Sei still!“, donnerte Bellatrix.

„Sei du doch still, Black.“, knurrte Sian. „Du bist die Schlimmste von allen. Du suchst dir in deinem Dunklen Lord einen Ersatz für die Liebe, die dir die Familie nicht länger geben kann. Du hast alle im Stich gelassen. Ich bin froh, dass deine Schwester endlich den richtigen Weg eingeschlagen hat. Den Weg fort von dir!“

„Wage es ja nicht-“ Bellatrix hob den Zauberstab.

„Was meint sie?“, fragte Voldemort.

Sian rechnete damit, dass Bellatrix Andromeda nun an Voldemort verkaufen würde. Doch sie schüttelte den Lockenkopf und sagte: „Nichts. Ich weiß nicht, was das dumme Ding redet.“

Das verwunderte Sian. Nun wusste sie nichts mehr zu sagen. Es gab nichts mehr zu sagen und nichts mehr zu tun.

„Komm schon.“, sagte sie also. „Komm schon, Tom, töte mich.“

Voldemorts Gesicht verzog sich zu einer hasserfüllten Miene, doch er rührte sich nicht. Sians Augen huschten unsicher umher. Und da... Konnte es sein? Nicht weit von ihr näherte sich eine große, breite Gestalt der Lichtung. Mit einem Mal bereute sie ihre Worte. Rettung nahte. Sie machte Anstalten, der Gestalt entgegen zu rennen. Doch Bellatrix sprang ihr entgegen und schleuderte sie zu Boden.

„Hilfe!“, schrie Sian, in der Hoffnung, die Gestalt würde sie hören.

Sie beugte sich hinab, legte die weichen Lippen an ihr Ohr und flüsterte: „Du kennst mich nicht, Sian Somerset. Du hast kein Recht, über mich zu urteilen.“

„Es hat dich verletzt, was ich über dich und deine Schwester gesagt habe.“, stellte Sian fest.

„Bella!“, rief Voldemort im Hintergrund, doch die Mädchen achteten nicht auf ihn.

„Es ist mir egal, was du sagst.“, log Bellatrix. „Du bist eine Spinnerin.“

„Und du bist wahnsinnig.“, zischte Sian. „Du lässt deine eigene Familie im Stich. Du lügst und betrügst und tötest.“

„Ich habe noch nie einen Menschen getötet.“, knurrte Bellatrix. „Aber das wird sich jetzt ändern.“

Sian schnappte nach Luft.

„Wieso tust du das alles?“, fragte sie flehend. „Denkst du, du gewinnst Anerkennung? Von ihm?“ Sie deutete auf Voldemort.

Bellatrix' schwarze Augen, die so dicht über Sian hingen, huschten unsicher hin und her.

„Ich habe bereits seine Anerkennung gewonnen.“, sagte sie, doch sie klang nicht überzeugt.

„Spiel dir nichts vor, Bellatrix.“, sagte Sian. „Hör lieber auf dein Herz.“

„Halt die Klappe.“, raunte Bellatrix. „Ich weiß, was mein Herz mir sagt.“

„Ja?“ Sian lachte leise. „Dein Herz sagt dir, diesem grausamen Mann zu folgen und dein Leben und all deine Güte für ihn aufzugeben?“

Bellatrix nickte. Sie wusste nicht, wieso sie sich dem Mädchen so offenbarte. Vielleicht, weil sie wusste, dass sie ohnehin in wenigen Augenblicken tot sein würde.

„Ja.“, sagte Bellatrix.

„Das klingt wie Liebe.“, sagte Sian spöttisch. „Nur dass es niemals Liebe sein wird. Du scheinst mir vergessen zu haben, was Liebe ist.“

Bellatrix lachte spitz. Wieder rief Voldemort ihren Namen.

„Und du weißt es?“, zischelte sie Sian ins Ohr.

Sian dachte daran, dass sie heute Nacht gegen jede Annahme doch noch zur Heldin geworden war. Sie dachte daran, dass sich im Dickicht eine Gestalt näherte, die sie vielleicht doch noch retten würde. Und wenn nicht sie, dann wenigstens die Kinder, die sie zuvor aus den Flammen befreit hatte. Sie dachte an den Ball. Und sie dachte an Gideon. Sie dachte an das Gefühl seiner Lippen auf ihren und sie dachten an den Tanz, der nie zu enden geschienen hatte. Sie dachte an Myrte und an das Schloss, an all die schönen Momente und die Abenteuer, die sie in den Gemäuern erlebt hatte. Dann dachte sie wieder an Gideon und an das, was sie für ihn hätte empfinden können, wenn sie die Chance dafür bekommen hätte. Und dann sagte sie:

„Ja.“

„Avada Kedavra!“, flüsterte Bellatrix.

Ihr Zauberstab, der die ganze Zeit auf Sians Brustkorb geruht hatte, schickte die grünen Strahlen direkt in ihr Herz. Es hörte augenblicklich auf, zu schlagen.

Voldemort lachte laut auf. „Na endlich!“, johlte er.

Bellatrix wich zurück und blickte mit ängstlichen Augen auf das tote Mädchen.

Sie hatte soeben ihren ersten Mord begangen.

Bellatrix Black hatte Sian Somerset ermordet.

„Das ist meine Bella.“, lobte Voldemort. Bellatrix sagte nichts. Sie fühlte nichts. Und sie wusste auch nichts mehr. Wie von einer fremden Macht gesteuert, fing sie trotz allem an, zu lachen. Kalt, fremd, hohl. Und wahnsinnig. Eine leise Stimme in ihrem schmerzenden Kopf sagte ihr, dass sie lachen musste, um nicht in Tränen auszubrechen.

Keiner weiß, was nach dem Tod mit unseren Seelen geschieht. Man kann nicht sehen, wohin sie reisen, wenn sie unseren leblosen Körper verlassen, man weiß nicht, wohin sie der Weg durch die Unendlichkeit führt. Sian hatte immer daran geglaubt, dass die Seelen nach dem Tod in ihre eigene, kleine Welt reisten, die gefüllt war mit Dingen, welche die Seele schon im lebendigen Körper geliebt hatte. In ihrem Fall wäre das eine Welt voller Tanz, schöner Musik und zahlreicher Abenteuer gewesen. Manche Seelen kehrten als Geist in die Welt der Lebenden zurück. Doch der Gedanke daran, auf ewig mit Myrte in der Mädchentoilette festzusitzen, hatte Sian bereits zu Lebzeiten Angst gemacht.

Der Tod ist der letzte und größte aller Zauber. Eine Magie, die weder Zauberer noch Muggel je verstehen werden.

Einige Wochen nach ihrem Tod noch dachte Gideon an das Mädchen, das er für nur einen Abend an seiner Seite gehabt hatte. Und wie sie getanzt hatten. Nie hatte Gideon sich so leicht gefühlt. Und er hatte gewusst, dass auch Sian das Gefühl gehabt hatte, zu fliegen.

Sie war ein sonderbares, rätselhaftes Mädchen gewesen. Wie auch ihr Tod für immer ein Rätsel sein würde. Gideon wusste nichts, und er glaubte nichts, aber über eine Sache wollte er sich ganz sicher sein: Sians Seele, wo immer sie hingeflog, tanzte.

Eine furchtbare Nacht

„Hast du das gesehen?“, hatte Ted den Wildhüter gefragt.

„Was?“, hatte der grobe Mann geantwortet.

„Das Licht, über dem Wald.“, hatte Ted erklärt.

„Da war doch nichts.“, hatte Andromeda mit merkwürdig beklommener Stimme geantwortet. „Wer sollte jetzt schon im Wald sein. Ich bitte dich, Ted.“

„Nein, ich bin mir ganz sicher. Ich werde nachsehen.“, hatte Ted beschlossen und war vom großen Tisch in der Mitte der Hütte aufgestanden.

„Halt, halt!“, hatte Hagrid gesagt. „Bestimmt gehst du nicht alleine in den Wald. Um diese Uhrzeit. Und sowieso. 'n Schaden hast du!“

„Aber da waren rote Funken! Vielleicht braucht jemand Hilfe!“ Ted hatte verzweifelt auf den Tisch gehauen und schließlich hatte Hagrid seine Armbrust genommen und sich bereit erklärt, selbst nachzusehen, was im Wald vor sich ging.

Andromeda hatte verzweifelt versucht, ihn aufzuhalten, was keiner so richtig verstanden hatte, obwohl Ted schon ahnte, was ihre Gründe dafür waren. Doch er hatte geschwiegen, denn Hagrid hatte sich längst auf den Weg gemacht.

Hagrid kämpfte sich durch das Dickicht. Er hatte keine Angst. Den Verbotenen Wald kannte er inzwischen wie seine Westentasche. Aber je näher der Lichtung kam, auf welcher in letzter Zeit häufig Fußspuren gesehen hatte, umso unwohler wurde ihm zumute. Er bekam ein Gefühl, als drohe ihm Gefahr.

Er beschleunigte seinen Schritt und erkannte tatsächlich die schmenenhaften Umrisse zweier Gestalten in der Nacht, oder vielleicht sogar drei. Er ging noch schneller, doch dann nahm ihm ein grüner Blitz die Sicht und ehe er wieder ganz bei Sinnen war, knallte es und die Schatten waren von der Lichtung verschwunden. Nun rannte Hagrid.

Völlig außer Atem entdeckte er auf der Lichtung dann, was ihm vollkommen die Luft nahm. Am Boden lag der leblose Körper eines Mädchens, einer Schülerin aus dem Schloss, und Hagrid hatte sie oft genug gesehen.

„Oh nein!“, seufzte Hagrid und spürte Tränen in seine Augen treten. Er war augenblicklich von einer tiefen, verzweifelten Traurigkeit befallen.

Völlig starr und blass lag das Mädchen dort, das Haar wie ein sanfter Webteppich um ihr kindliches Gesicht ausgebreitet. Unter dem Umhang trug sie ein Ballkleid, das stark zerschlissen und voller Ascheflecken war.

„Oh nein...“, murmelte Hagrid wieder und ging in die Knie. „Nein, nein, nein. Du armes Ding. Was ist dir nur zugestoßen?“

Er legte die Hände an den Hals des Mädchens, um zu prüfen, ob vielleicht doch noch Puls da war, aber der grüne Blitz, der ihn zuvor geblendet hatte, war Beweis genug dafür, dass dieses Mädchen längst tot war.

Der Wildhüter überlegte nicht lange. Er hob den federleichten Mädchenkörper vom schmutzigen Boden auf, wickelte ihn fest in den wärmenden Stoff des Umhangs und trug ihn, fest an die breite Brust gepresst, aus dem Wald hinaus nach Hause.

„Hagrid!“, rief Ted. „Hagrid, was ist passiert?“

Schon vom weiten und trotz der Dunkelheit konnte Ted erkennen, dass etwas nicht stimmte mit dem Wildhüter, als er gesenkten Hauptes aus dem Wald zurückkam. Und dann sah Ted das Bündel in Hagrids Armen. Ihm drehte sich der Magen um.

„Hagrid, bei Merlins Bart, was ist geschehen?“ Ohne weiter nachzudenken lief Ted dem Wildhüter entgegen. Erst sah er ihm in das traurige Gesicht. Seine Käferaugen waren wässrig und leer. Dann blickte er voller Angst auf das Bündel an seiner Brust. Es war die Leiche von Sian Somerset. Ted wich zurück und

stolperte über eine aus dem Boden ragende Wurzel.

„Oh nein, nein, nein, nein.“, stotterte er. „Das darf nicht wahr sein. Das kann nicht wahr sein.“

„Was ist da los?“, fragte Andromeda, die im Türrahmen von Hagrids Hütte stand. Wie gerne wäre Ted aufgestanden und zu ihr gelaufen, um ihr zu sagen, dass alles in Ordnung war und sie sich keine Sorgen zu machen brauchte. Aber er schaffte es nicht einmal, sich nach ihr umzudrehen.

„Was ist los?“, fragte Andromeda nun eindringlicher. Ted hörte, wie sie die Tür hinter sich zuwarf und auf ihn und Hagrid zugestürmt kam. „Hagrid, was hast du da?“

Für einen kurzen Moment war alles leise. Totenstill eben. Doch dann durchbrach ein verzweifertes, schmerz erfülltes Schluchzen den vermeintlichen Frieden. Andromeda fiel auf die Knie.

„Wo hast du sie gefunden?“, weinte sie. „Wo?!“

„Im Wald. Auf der Lichtung.“, erklärte Hagrid. „Da waren noch Andere. Sie haben sie getötet. Ich habe den grünen Blitz gesehen, aber ich war nicht schnell genug, ich-... Sie sind disappariert, bevor ich mehr erkennen konnte. Wer kann überhaupt auf dem Gelände apparieren?“

„Oh Nein.“, brüllte Andromeda. „Nein!“

Sie hielt sich den schmerzenden, pochenden Kopf und schloss die Augen. Das durfte nicht wahr sein. Es konnte nicht wahr sein. Es war zu viel für ihren Kopf zu verstehen und für ihr Herz zu fühlen. Sie spürte, wie die Macht über ihren Körper aus selbigem wich. Bevor sie in Ohnmacht fiel, flammte Bellatrix' Gesicht vor ihrem inneren Auge auf. Wahnsinnig, kalt, tödlich. Und neben ihr Voldemort, wie er auf der Lichtung stand und Sian im Licht des Vollmondes tötete. Andromeda musste sich nicht einbilden, dass irgendeine andere Macht als die der Todesser hinter dem Tod ihrer Mitschülerin stand.

Nie würde Andromeda erfahren, dass es ihre eigene Schwester gewesen war, die Sian letztendlich hingerichtet hatte. Vielleicht hätte sie es mit diesem Wissen geschafft, Bellatrix zu hassen. Doch weil sie dies nicht tat- und niemals tun würde- tat ihr der Gedanke daran, dass Bellatrix den Mord hatte geschehen lassen, umso mehr weh. Und egal, wie glücklich sie in Teds Armen war. Egal, wie stark sie sich fühlte, nun, da sie den richtigen Weg, nämlich den Weg fort von ihrer berechnenden Familie, gewählt hatte. Egal, wie schön Andromedas Leben nur kurze Zeit nach jener Nacht werden würde. Für immer würde sie die Risse ihres gebrochenen Herzens spüren und nichts in der Welt, kein Zauber, und auch nicht Teds schützende Hände, die sich unter ihre Arme gruben, als sie in Ohnmacht fiel, konnte diesen Schmerz betäuben.

Die Nachricht verbreitete sich im Schloss wie Lauffeuer. Dumbledore stand im Nachthemd und mit vor Trauer zerfurchtem Gesicht in der verschlossenen großen Halle und beugte sich kopfschüttelnd über den leblosen Körper des Mädchens.

„Ich habe sie vor dem Frühlingsball gesehen.“, murmelte er.

Minerva McGonagall legte eine Hand auf den Rücken des Schulleiters.

„Albus, wieso musste das Mädchen sterben?“, fragte sie mit belegter Stimme. Die gesamte Lehrerschaft von Hogwarts, sowie der Wildhüter, der das Mädchen gefunden hatte, und seine Begleitung Ted Tonks, standen stillschweigend um Sian Somersets aufgebaarte Leiche.

„Ich habe keine Ahnung. Hagrid, haben Sie wirklich nicht mehr gesehen als den grünen Blitz und verummte Gestalten?“ Albus Dumbledore sah Hagrid mit festem, aber unterschwellig flehenden Blick an.

Hagrid schüttelte den Kopf. „Tut mir Leid, Professor. Nichts, nein, gar nichts.“

Albus Dumbledore nickte und wandte sich wieder dem Mädchen zu.

„Das ist der erste Tod im Schloss seit Miss Peck.“, wisperte Professor McGonagall.

„Soweit ich weiß, waren der Geist von Miss Peck und Miss Somerset Freundinnen.“, erklärte Professor Binns.

„Falls sie mit Miss Peck die Maulende Myrte meinen-“, wagte Ted zu sagen, „dann kann ich das bestätigen.“

„Glauben sie, es besteht ein Zusammenhang?“, fragte Professor McGonagall mit zittriger Stimme.

Dumbledore schüttelte den Kopf. „Miss Peck fiel dem Erbe Slytherins zu Opfer. Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, dass dieser zurückgekehrt ist.“

Einige der Professoren strafte Hagrid mit einem vernichtenden Seitenblick, was er glücklicherweise nicht mitbekam.

„Allerdings...“, sagte Dumbledore leise. „Gibt es für mich keine plausible Erklärung für den willkürlichen Mord an einer Schülerin, in dieser Nacht, im Wald. Und dies von einer Person ausgeführt, welche offensichtlich mächtig genug ist, um trotz des Bannes auf dem Schulgelände zu apparieren.“

„Es waren zwei Gestalten!“, sagte Hagrid.

„Man kann auch zu zweit apparieren.“, sagte Professor Handerson spitzfindig.

„Ich weiß das doch.“, grummelte Hagrid. Er konnte es nicht ausstehen, dass man ihn in der Lehrerschaft nicht ernst nahm. Wenigstens das Vertrauen von Dumbledore hatte er.

„Doch wer ist mächtig genug, um dies auf dem Schulgelände zu tun?“, fragte Professor Binns. „Und wer ist so grausam und tötet ein junges Mädchen in der Blüte seines Lebens?“

Dumbledore schüttelte langsam den Kopf. „Es tut mir Leid. Ich weiß es nicht. Doch es muss jemand sein, der keinerlei Skrupel besitzt. Und wir alle müssen gewarnt sein. Wer auch immer das Mädchen getötet hat, ist noch immer dort draußen. Vielleicht war sie das erste Opfer. Vielleicht beginnen jetzt weitere Morde. Die Tatsache, dass dort mehrere Gestalten auf der Lichtung waren, wirft auch den Verdacht auf, dass es sich um eine gefährliche Gruppierung handelt. Wir müssen wachsam sein und Acht auf uns geben.“

„Professor!“, flehte Minerva McGonagall. „Sie werden doch etwas dagegen unternehmen?“

Albus Dumbledore schaute sie über den Rand seiner Halbmondbrille an. „Alles, was in meiner Macht steht. Was immer dort draußen vor sich geht. Ich werde alles tun, um es zu unterbinden.“

Mit diesen Worten drehte er sich um und ging aus der großen Halle.

Niemals

Als die Sonne aufging, erreichten sie das Schloss. Völlig außer Atem und ängstlich wie noch nie in ihren kurzen Leben zuvor, öffneten sie mit aller Kraft das schwere Tor und traten ein.

„Hilfe!“, rief das ältere Mädchen, so laut es konnte. Und zu ihrem Glück eilte gleich eine in weiß gekleidete Dame herbei.

„Mein Gott, Kinder, wie seht ihr nur aus?“, fragte sie. „Wo kommt ihr her?“

„Bitte helfen sie uns.“, sagte das Mädchen nur. Das kleine Mädchen, gerade einmal zwei Jahre alt, hatte in seinem bisherigen Leben noch nicht ein Wort gesprochen.

„Ja, ja, natürlich helfe ich euch.“, sagte die Dame in Weiß. „Kommt erstmal mit mir.“

Sie nahm die Kinder bei der Hand und führte sie in den Krankenflügel.

„Habt ihr ein Glück, dass ihr mir begegnet seid.“, sagte sie. „Hier arbeite ich.“

Sie richtete im Handumdrehen zwei Betten für die Kinder her. „Aber erst einmal wascht ihr euch. Ihr seid ja voller Asche.“

Sie führte die Kinder in den Waschsaal des Krankenflügels und bereitete eine Zinkwanne voll heißem Wasser vor.

„Nun sagt schon, wo kommt ihr her?“, fragte sie.

„Ich kann es nicht genau sagen, Madam.“, gab das ältere Mädchen zu. „Ich weiß nicht, wie ich das, was heute Nacht geschehen ist, erklären soll.“

Die Krankenschwester hob prüfend die Augenbrauen. „Wie meinst du das?“

„Nun, Madam.“, sagte das ältere Mädchen zögerlich. „Gwenog und ich wohnen eigentlich in einem Waisenhaus in East London.“

Erschrocken sog die Krankenschwester die Luft ein. „Ihr seid Muggel?“, entwich es ihr.

„Nein!“, sagte das Mädchen schnell. „Wir sind Hexen, wir beide. Wie alle im Waisenhaus. Gwenog und ich allerdings stammen von Muggeln ab.“

„Ich verstehe.“, sagte die Krankenschwester. „Aber wie seid ihr hierher gekommen?“

„Heute Nacht wurden wir von Feuer geweckt. Miss Smith hat versucht, uns zu retten, aber da waren eine Menge verummter Zauberer. Die haben sie getötet.“

„Nicht wahr!“, rief die Krankenschwester. „Schon wieder ein Angriff auf ein Waisenhaus?“

Das Mädchen zuckte mit den Schultern. „Ich weiß nicht.“

„Gut, gut. Mein Kind, was ist dann passiert?“, hakte die Krankenschwester nach.

„Eine von den verummten Gestalten hat uns gepackt und dann zu diesem riesigen Knochen geschleift und ehe ich mich versehen konnte, waren Gwenog und ich in diesem Wald. Die Hexe sagte, wir sollten laufen, also liefen wir. Ich hatte furchtbare Angst und Gwenog hat nicht mehr aufgehört, zu weinen.“

Besorgt strich die Krankenschwester dem noch immer schluchzenden kleinen Mädchen über den Schopf dunkler Haare.

„Ihr armen Dinger.“, sagte sie. „Wo ist die Hexe, die euch gerettet hat, jetzt?“

Wieder zuckte das ältere Mädchen mit den Schultern. „Sie blieb im Wald. Sie war ziemlich verletzt, glaube ich. Ich weiß nicht, ob sie überhaupt zu den Bösen gehört hat.“

Die Krankenschwester hob erneut prüfend die Brauen. „Wie sah sie aus?“, fragte sie. „Braune, lockige Haare? Ein trauriges Kindergesicht?“

„Tut mir Leid, Madam, ich weiß es nicht mehr. Aber das kann sein.“

Die Krankenschwester sog scharf die Luft ein. „Unfassbar.“, sagte sie. „Bitte, bade Gwenog und dann dich selbst. Dann geht in die Betten, die ich für euch bereitet habe. Ich bin bald wieder da.“

Bevor sie ging, bat sie ihre junge Gehilfin Poppy Pomfrey, Acht auf die Kinder zu geben. Dann machte sie sich auf den Weg in Dumbledores Büro.

Als sie eintrat, sah sie, dass Dumbledore nicht alleine war. Vor ihm saßen zwei Erwachsene, der Mann hielt seine weinende Frau im Arm.

„Madam Patterson.“, begrüßte Dumbledore die Krankenschwester. An seinem Blick konnte die Krankenschwester erkennen, dass sie zum falschen Zeitpunkt erscheinen war. Dennoch bat sie ihm um ein kurzes Gespräch und Dumbledore willigte ein.

„Entschuldigen sie mich, Mr und Mrs Somerset.“, sagte er höflich und ging mit Madam Patterson in einen vollgestellten Nebenraum.

„Was gibt es, Eve?“, fragte er. „Die Eltern des Mädchens sind da, wie du vielleicht siehst. Ich habe eigentlich keine Zeit. Es ist schrecklich. Sie sind am Boden zerstört. Ich kann immer noch nicht fassen, dass das Mädchen tot ist. Also, was gibt es?“

„Es geht um das Mädchen!“, sagte Madam Patterson. „Um das verstorbene Mädchen. Haben sie schon den Tagespropheten empfangen?“

Dumbledore nickte. „Wieso?“

„Das Waisenhaus in East London.“, sagte Madam Patterson. „Es wurde in Brand gesteckt.“

Dumbledore nickte erneut. „Ja, das stimmt. Grauensvolle, rassistische Tat. Wenn ich nur wüsste, wer dahintersteckt.“

„Es sind die Selben, die Schuld an Miss Somersets Tod haben.“, wisperte Madam Patterson.

„Woher wollen sie das wissen?“, fragte Dumbledore.

„Eben fand ich im Flur zwei kleine Mädchen aus dem Waisenhaus. Ja, ich weiß, verrückte Vorstellung. Aber eines von ihnen sagte mir, dass sie in der Nacht vom Feuer geweckt wurden und das eine Hexe sie gerettet und in den Wald gebracht hat.“

„Aber Miss Somerset konnte unmöglich apparieren.“, stellte Dumbledore fest.

„Ein Portschlüssel, Sir.“, sagte Madam Patterson. „In Form eines Knochens.“

„Wie kommt Miss Somerset in den Besitz eines Portschlüssels, der sie zu einem Waisenhaus führt, welches von einer Bande rassistischer Zauberer in Brand gesetzt wird?“ Dumbledore, der sonst immer gefasst und klar eine Antwort auf alle Fragen wusste, war mit all diesen Informationen und Verdächtigungen vollkommen überfordert.

„Das weiß ich nicht, Sir, aber offensichtlich brachte Miss Somerset die Kinder damit in Sicherheit und blieb dann im Wald zurück, während die Kinder davonrannten.“, erklärte Miss Patterson. „Sie können mit den Kindern sprechen, sie liegen im Krankenflügel.“

Dumbledore nickte wieder. „Später, ja. Lassen sie mich vorerst nur kombinieren. Heute Nacht wurde ein Waisenhaus verbrannt. Miss Somerset verließ mithilfe eines Portschlüssels das Schulgelände, gelangte zum Schauplatz und rettete zwei Kinder. Dann kehrte sie mit ihnen in den Wald zurück- von wo aus sie auch verschwunden ist- und kurze Zeit darauf wurde sie am selben Ort getötet. Vermutlich von den Brandstiftern. Und diese waren mächtig genug, zu apparieren.“

Madam Patterson nickte.

„Das heißt...“, fuhr Dumbledore fort. „Wir haben es mit einer Gruppierung rassistischer Zauberer zu tun, die nicht davor zurückschrecken, Unschuldige zu töten. Und mindestens einer von ihnen ist mächtig genug, auf dem Schulgelände von Hogwarts zu apparieren.“

Madam Patterson sah zu Boden. „Das ist nicht gut, oder?“, fragte sie unsicher.

„Das ist wirklich nicht gut.“, bestätigte Dumbledore. „Aber wie passt Miss Somerset in die Geschichte?“

„Nun. Ich kann es mir nur so erklären. Oft habe ich sie gesund pflegen müssen, weil sie sich Hals über Kopf in ein Abenteuer gestürzt hat.“, sagte Madam Patterson mit trauriger Stimme. Die Erinnerungen an das übermütige Mädchen, das sie zu Lebzeiten nicht selten ziemlich genervt hatte, machten sie wehmütig. „Sie wird einen Verdacht gehabt haben. Sie hat irgendetwas über diese Gruppe gewusst und wahrscheinlich wollte sie verhindern, dass sie das Waisenhaus in Brand setzen. Sie wollte ein Abenteuer erleben.“

„Ihr letztes Abenteuer.“, sagte Dumbledore leise. „Doch sie starb als eine Heldin.“

Es folgten viele Gespräche mit allen möglichen Freunden und Bekannten aus Sians Umfeld, und schließlich kam Dumbledore zu dem Schluss, dass seine Vermutung der Wahrheit entsprach. Gideon Prewett bestätigte, dass Sian in Eile den Ball verlassen hatte, was wiederum die Bestätigung dafür war, dass sie mehr gewusst hatte als alle Anderen und verhindern hatte wollen, dass die Gräueltat von der gefährlichen Gruppe schwarzer Magier begangen wurde.

Das traurigste an jener Geschichte war allerdings, dass Sian zwar als Heldin starb, aber nach kurzer Zeit trotz allem in Vergessenheit geriet. Bald schon kamen mehr Gräueltaten besagter Gruppe ans Tageslicht und Voldemort offenbarte der Zaubererwelt sein grässliches Gesicht, scharte mehr und mehr Zauberer um sich und stieg zu der Macht an, die er schon damals erstrebt hatte. Da wusste jeder, dass er es gewesen sein musste, der damals das Mädchen im Wald ermordet hatte. Selbst, wenn es in Wirklichkeit seine Gehilfin Bellatrix Black, später dann Lestrage, gewesen war. Aber wie das so ist, mit Menschen, die sterben, so verblassten die Erinnerungen an Sian Somerset so schnell und unbemerkt wie der Wind, der sich an diesem Morgen über die Ländereien von Hogwarts trieb. Im Aufstieg Voldemorts war sie bloß eines der frühen Opfer seiner Macht. Niemand wusste es und niemand dachte an Sian, als diejenigen, die sich später dann gegen Voldemort verschworen hatten, genau wie sie schon viel früher für das Gute kämpften.

Auch nicht der Enkelsohn ihres Onkels: Harry James Potter.

Aber wo immer auch Sians Seele trieb. Der Tag, an dem Voldemort durch die Hand ihres Großcousins starb, war der, an dem sie endgültig ihren Frieden fand.

Mr und Mrs Somerset hatten beschlossen, Sian in ihrem Heimatort nahe Manchester zu beerdigen. Als sie ihre tote Tochter am Abend des windigen Frühlingstages in einem hellen Sarg mit sich nahmen, stand Andromeda auf einem hohen Turm und blickte hinab. Die Schuld, die sie fühlte, als sie auf die trauernden Eltern hinabsah, die bald ihre eigene Tochter unter die Erde bringen mussten, würgte sie wie ein enger Strick. Aber sie brachte es nicht über sich, ihnen von Voldemort zu erzählen. Sie brachte es nicht über sich, ihr eigenes Blut noch mehr zu verraten, als sie es ohnehin schon getan hatte. Und sie brachte es nicht über sich, den Eltern des Mädchens ins Gesicht zu sehen, dass sie vielleicht hätte retten können. Als sie sich die Tränen aus den Augen gewischt hatte, wand sie den Kopf und entdeckte am Fenster eines gegenüberliegenden Turmes eine Gestalt, die sie zunächst als ihre Spiegelung im Glas und dann als Bellatrix erkannte.

Auch sie starrte hinab auf das Geschehen vor dem Schloss. Doch dann entdeckte sie Andromeda. Eine Weile sahen sich die Schwestern nur an. Der Wind zerrte an Andromedas Haaren und neue Tränen trübten die Sicht. Doch sie konnte im Gesicht ihrer großen Schwester etwas erkennen, das sie überraschte. Etwas, das sie stark an die eigene Trauer erinnerte.

Doch dann lächelte Bellatrix. Es war keines der herablassenden, wahnsinnigen Lächeln, die sie in letzter Zeit so oft zeigte. Es war ein Lächeln, das voller Enttäuschung und Resignation war. Andromeda wusste, dass sie Bellatrix mit genau dem selben Ausdruck im Gesicht ansah.

Wie Zwillinge.

Dann formten Bellatrix rote Lippen ein Wort. „Niemals.“

Andromeda spürte die kalte Luft von außen in ihren Körper strömen. Niemals. Niemals.

Niemals würde es werden, wie es früher gewesen war.

Niemals würde Sian wieder lebendig sein.

Niemals würde sie die Schuld begleichen können, denn niemals würde sie es wagen, die Wahrheit zu sagen.

Niemals würde sie so stark sein, wie sie tat.

Niemals würde sie die ganze Wahrheit kennen, und niemals würde sie dies wollen.

Niemals würde ihr gebrochenes Herz heilen.

Niemals würde sie in den Schoß ihrer Familie zurückkehren, ihr Bild war wahrscheinlich schon aus dem Teppich gebrannt.

Doch vor allem würde sie trotz allem, trotz dem Bruch und dem Verrat, trotz all der Worte und der vergessenen Liebe, trotz der Fremde und der Abneigung, trotz der Erkenntnis und der Wut- niemals aufhören, Bellatrix' Schwester zu sein. Allein, weil in dieser Sekunde das gleiche Blut durch die Adern der Mädchen rauschte und weil sie sich aus den gleichen dunklen Augen mit der gleichen Verzweiflung ansahen. Durch eine Glasscheibe, die sich wie die Welt anfühlte.

Zeit heilt keine Wunden

Es war grausam, wie strahlend hell die Sonne Morgen für Morgen aufging, wie jeder tat, was er immer getan hatte, und wie sogar diejenigen, die um Sian getrauert hatten, schließlich wieder lächelten, als wäre sie nie gestorben, und nicht nur das- als hätte sie nie gelebt.

Andromeda und Ted hatten einander, und obgleich Andromeda nicht einen Tag ohne schmerzliche Gedanken an Sian und diejenigen, die ihren Tod unbestraft verschuldet hatten, verbringen konnte, lächelte auch sie. Aus vollem Herzen, denn wann immer sie in Kummer zu vergehen drohte, waren dort die schützenden Arme von Ted. Und selbst wenn er ihren Schmerz nicht betäuben und sie nicht vergessen lassen konnte, so war sie doch Tag für Tag dankbar dafür, in sein Gesicht sehen und Liebe spüren zu können. Mit einer Seele, die ohne Ted nur Kälte, Trauer und Schuld gefühlt hätte. Sie fragte sie, ob Bellatrix sich annähernd so schuldig fühlte wie sie selbst. Schließlich war sie viel mehr am Tod Sians beteiligt gewesen. Mehr, als Andromeda je erfahren würde. Aber bis auf die Tatsache, dass die Todesser beschlossen hatten, ihre Treffen nicht mehr im Wald stattfinden zu lassen, aus Angst davor, erwischt zu werden, und stattdessen jedes Mal einen Portschlüssel nutzen würden, um an einen anderen, vor Dumbledore und Leute wie Sian sicheren Ort zu gelangen, trugen Bellatrix und ihre Freunde keinen Schaden vom Mord davon. Im Gegenteil. Nun, da Andromeda sich offiziell von der Familie und ihren Verbündeten abgegrenzt hatte, schien sich Bellatrix besonders viel Mühe zu geben, die dunkle Seite herrlich verlockend erscheinen zu lassen, als wolle sie ihrer Schwester zeigen, was sie verpasste. Sie lachte mehr als sonst, wenn auch gestellt und wahnsinnig, und inzwischen konnte sie ihre Finger gar nicht mehr von Rodolphus lassen. Dieser war natürlich perplex, aber nahm es dankend hin.

Narzissa hatte all das, was sich um den Tod des Mädchens zugetragen hatte, aufmerksam aus dem Hintergrund beobachtet. Und schließlich hatte Lucius ihr alles erzählt. Nach einem weiteren Treffen beim nächsten Vollmond hatte der Dunkle Lord seinen Anhängern vom Mord Bellatrix' an Sian Somerset berichtet und seitdem wurde Bellatrix von den anderen Todessern auf der einen Seite als eine Art Heldin gefeiert, schließlich hatte sie Stärke bewiesen ohne Konsequenzen davonzutragen, auf der Anderen aber mit weitaus vorsichtigeren und ängstlicheren Blicken als vorher bedacht.

Narzissa war schockiert gewesen. Ihre große Schwester war eine Mörderin. Sie ahnte ja nichts von ihrer Intrige gegen Alphard, aber hätte sie auch davon gewusst, hätte sie sich vielleicht erlaubt, zu fühlen, was bei dem Gedanken an Bellatrix' Vergehen leise in ihr aufkeimte: Abneigung. Aus Prinzip. Aber natürlich konnte sie ein solches Gefühl ihrem eigenen Fleisch und Blut gegenüber nicht zulassen. Schließlich wollte sie nicht wie Andromeda sein. Und in der herrlichen Sonne, die schon den Sommer versprach, wollte sie nicht über Dinge nachdenken, die ihr wehtaten und Sorgen machten. Vielleicht war Narzissa, abgeschnitten von allen anderen, alleine und betäubt, doch am glücklichsten.

Es war nicht leicht, in einem Schloss mit der verlorenen Schwester zu leben, aber Bellatrix machte sich einen Spaß daraus, die guten Seiten an dem Verlust des Familienmitgliedes zu sehen. Sie hegte eine perfide Vorfreude auf das Ausbrennen Andromedas Gesichtes aus dem Wandteppich und außerdem fühlte sie sich keiner Schuld bewusst, was Andromedas Bruch mit der Familie betraf. Nein, die Böse in dem ganzen Spiel war ganz klar ihre kleine Schwester, oder das Mädchen, das eben mal ihre kleine Schwester gewesen war. Wenn Bellatrix noch zarte, aufrichtige Gefühle hätte verspüren können, hätte sie sich vielleicht schuldig gefühlt, ängstlich, sehnsüchtig. Schuldig wegen dem Mord an Sian und der Tatsache, dass ihr eigener Onkel wegen ihr gestorben war. Ängstlich, weil Dumbledore den Machenschaften ihres Herrn auf der Spur war und dieser, ganz gleich wie mächtig er war, jetzt noch nicht für seinen angestrebten Krieg bereit war. Sehnsüchtig, weil sie die Zeiten, in denen sie sich mit Andromeda hätte ablenken können vermisste. Aber schon lange konnte Bellatrix Gefühle wie diese nicht mehr verspüren, und alles, was ihren Körper beherrschte, war der Wahnsinn, den Voldemort wie ein Feuer in ihr gelegt hatte.

Menschen ändern sich, und so war es auch mit Bellatrix. Sie hatte sich verändert, und vielleicht war sie schon immer ein bisschen so gewesen. Mit der Zeit passieren solche Dinge. Sie vergeht wie im Flug, es ist wie

in den Sprichwörtern. Nur ein Sprichwort wollte für die Schwestern in all den Jahren ihres Lebens nie wirklich wahr werden: Zeit heilt alle Wunden. Denn egal, wie lange die Zeit verstrich, dort, wo einst das Band zwischen ihren Herzen gewebt war, klaffte für immer eine Wunde.

Selbst Narzissa fühlte sich ihrer ältesten Schwester entfremdet. Während sie akzeptiert hatte, ihr Leben in Zukunft ohne Andromeda fristen zu müssen- und dies hatte sie zahlreiche Tränen und schlaflose Nächte gekostet, wo Andromeda doch stets für sie da gewesen war, wenn niemand sonst bei ihrer Seite gestanden hatte- , fiel es ihr schwer, hinzunehmen, dass Bellatrix ihrem Wahn um den Dunklen Lord und das, was er mit ihr und den anderen Todesser vorhatte, vollkommen verfallen war. Narzissa war stets eine Einzelgängerin gewesen und nach wie vor zog sie das Alleinsein jeglicher Gesellschaft vor, aber seitdem sie durch Lucius die schönen Seiten einer zwischenmenschlichen Bindungen kennengelernt hatte, vermisste sie die seltenen Momente purer Vertrautheit zwischen Bellatrix und ihr. Alles, was Bellatrix in der Zeit vor den Sommerferien interessierte, war der Beginn selbiger, welcher für sie die lang ersehnte Beendigung ihrer Zeit in Hogwarts bedeutete. Wenn Bellatrix weg war, würde Narzissa bis auf Malfoy wieder niemanden haben. Aber das war bei weitem nicht ihre größte Sorge. Sie fragte sich, wie sie es schaffen sollte, ohne den Bezug zu Bellatrix und die Stärke, die sie trotz allem aus jenem zog, Tag für Tag in einem Raum mit dem Mädchen zu schlafen, das einmal ihre liebste Schwester gewesen war, und nun verstoßen, weil sie jemanden liebte.

Dass sie wegen ihrer Beziehung zu Ted nicht mehr zur Familie gehören konnte, erschien Narzissa damals als ein plausibler Grund.

Später allerdings, als sie selbst zum ersten Mal richtig liebte, fragte sie sich, wie man einen Menschen für dieses herrliche Gefühl bestrafen konnte. Und sie dachte an ihre Kindheit zurück und fragte sich, ob sie sich nicht vielleicht für Andromeda hätte einsetzen sollen. Allerdings wäre sie dann niemals lange genug bei Lucius geblieben, um ihn und den Sohn, den er ihr schenkte, lieben zu lernen. Und somit kam Narzissa jedes Mal zu dem Schluss, dass Andromeda für den Fortlauf ihrer aller Zukunft einfach aus der Familie hatte scheiden müssen.

Denn so ist das auch mit der Zeit: Man weiß nie, was später passiert, aber manche Dinge scheinen tatsächlich vorgesehen zu sein.

Aber die Zeit gibt einem ständig neue Chancen. Und viele, viele Jahre später nutzte Narzissa diese.

Die Waisen, welche die Krankenschwester schließlich gesund gepflegt hatte, bleiben eine Weile in Hogwarts und wurden dann von angesehenen Zauberfamilien adoptiert. Gwenog wurde die Tochter des begeisterten Quidditch-Kommentators Heribert Jones, um später selbst einmal dem Sport nachzugehen, Rosmerta, so hieß das ältere Mädchen, zog nicht allzu weit weg von Hogwarts und lebte mit den Inhabern des Drei Besen über dem Pub, um es nicht allzu lange Zeit danach selbst zu übernehmen. Jeder ging seinen Weg.

Ewige Bindung

Der Sommer war sanft und warm über die Länderein gekommen. Was im Frühling gesprossen war, erblühte nun in allen herrlichen Farben, die Wiesen waren grüner denn je und der stahlblaue Himmel lag wie eine dicke Decke nah über den Spitzen der Türme von Hogwarts.

Der Sommer hatte sich ganz einfach eingeschlichen. War durch die Mauern gekrochen und hatte den Schülern erschöpfte Lächeln in die Gesichter gezaubert, nahm ihnen die Angst vor den Prüfungen und lockte sie hinaus, wo sie im Sonnenschein all ihre Sorgen vergessen konnten. Er war einfach so über sie gekommen, unbemerkt, genau so wie die nüchterne Akzeptanz ihrer Situation über die drei Schwestern gekommen war.

Obwohl es wehtat, Tag für Tag, hatte sich Andromeda damit abgefunden, eine grausame Wahnsinnige zur Blutsverwandten zu haben, sowie ein traurig dreinblickendes kleines Mädchen, in dessen Augen stets Sehnsucht, aber nie genug Mut, diese zu stillen, lag. Sie hatte auf ihr Herz gehört, wie Sian es ihr gesagt hatte, und um nichts in der Welt wollte sie Ted und das, was sie mit ihm erlebte, gegen die einengende Kälte in ihrer ehemaligen Familie eintauschen.

Obwohl sie es nicht wirklich verstand, hatte sich dieses traurige Mädchen, Narzissa, damit abgefunden, ein Leben ohne Andromeda und auf die Schulzeit begrenzt bald auch ohne Bellatrix führen zu müssen, was sie tiefer in die Arme von Lucius Malfoy trieb, in sie tatsächlich begann, sich auf eine ebenso schleichende, leise Art und Weise zu verlieben.

Obwohl sie anders hätte fühlen müssen, wäre sie fähig dazu gewesen, war Bellatrix vollauf zufrieden mit ihrer Situation und kümmerte sich weder um Andromeda, die sie, betäubt vom Wahnsinn, wie sie es die meiste Zeit über war, nicht einmal mehr annähernd als ihre Verwandte betrachtete, noch um Narzissa, von der sie fand, dass sie alleine sowieso am besten zurechtkam. Manchmal fragte sich Bellatrix, ob sich diejenigen Todesser, die wussten, dass Andromeda Blutsverrat begangen hatte, nicht wunderten, weshalb Bellatrix nicht auch noch sie zur Strecke gebracht hatte. Und ab und zu stellte sich Bellatrix diese Frage selbst. Aber dann fiel ihr ein, dass die meisten wohl annahmen, dass sie es nicht übers Herz brachte, ihre eigene Verwandtschaft zu töten. Dass sie das längst getan und auch später noch einmal tun würde, ahnten sie ja nicht. Und dass Bellatrix vielleicht gar nicht allzu viel Skrupel gehabt hätte, Andromeda wirklich zu töten, ahnten sie auch nicht. Zumindest glaubte Bellatrix, sie hätte kein Problem, der Verräterin das Leben auszuhauchen. Aber man weiß ja nie, was man fühlt bei etwas, was man zuvor noch nicht getan hat. Und hätte Bellatrix Andromeda tatsächlich getötet, hätte sie sich selbst mit umgebracht. Denn diese Tat hätte sie plötzlich wieder fühlen lassen. Und Gefühle verletzen. Hätte Bellatrix ihre ohnehin zerschundene Seele von derartigen Gefühlen weiter auseinanderreißen lassen, hätte sie nie lange genug überlebt, um dass das Prewett-Mädchen, das sie Tag für Tag mit verachtenden Blicken strafte, sie viele Jahre später hätte umbringen können.

„An was denkst du?“, fragte Ted Narzissa, als sie an einem der letzten Tage vor den Sommerferien auf den Wiesen am Verbotenen Wald lagen und in den wolkenlosen Himmel starrten.

„Was für eine dumme Frage.“, sagte Andromeda trocken.

„'tschuldigung.“, murmelte Ted. „Du bist ganz schön griesgrämig heute, weißt du das?“

„Lass mich doch.“, maulte Andromeda.

„Es hat doch nichts zu tun mit...“, fragte Ted zaghafte. Er meinte die Sache mit ihren Schwestern.

„Nein.“, sagte Andromeda rasch und ohne zu lügen. In Wahrheit hatte sie gerade einfach an nichts gedacht. An nichts als an diesen Moment, in dem sie sich vollkommen verlor.

„Ich bin nicht griesgrämig.“, fügte sie hinzu. „Um ehrlich zu sein, bin ich ziemlich glücklich.“ Sie langte nach Teds Hand und drückte sie fest.

„Ich auch.“, sagte Ted. „Ich auch.“

„Aber...“ Andromeda richtete sich auf. „Wenn wir schon dabei sind. Ich habe dir das nie gesagt, aber... Egal, wie sehr es wehtut... Das mit Bellatrix... Und du weißt, es gibt noch eine Menge Dinge, die mir zu schaffen machen, von denen ich dir nicht erzähle...“

„Und auch nicht musst.“, fiel ihr Ted ins Wort. „Es sei denn du willst. Ich meine, hör zu, Andromeda, wenn du reden willst. Du kannst mir alles erzählen. Ich sage es auch keinem und ich bin für dich da und ich

verspreche dir-“

Wie so oft musste Andromeda ihren Freund, oder, wie sie es kaum auszusprechen wagte, ihre Verlobten, mit einem Kuss zum Schweigen bringen. Er hatte lange bemerkt, dass Andromeda mehr mit sich herumtrug, als sie vor ihm zugeben würde. Und sie würde ihm auch später nicht davon erzählen. Er bat sie nie darum, aber ihr reichte es, zu wissen, dass er ihr jederzeit zuhören und alles tun würde, um dass sie sich nicht mehr schuldig und so sehr betrogen fühlte, um ihn so sehr zu lieben, dass es weh tat. Aber auf eine gute Art und Weise. Schmerz aus Liebe ist schön, irgendwie. Meistens zumindest.

„Was ich sagen wollte,“, fuhr Andromeda lächelnd fort. „Ich habe dir nie Danke dafür gesagt, dass du mich nicht aufgegeben hast. Auf mein Herz, und somit auf dich zu hören, war die beste Entscheidung meines bisherigen Lebens.“

Statt wieder loszuplappern wie gewohnt, war es nun Ted, der Andromeda küsste. Er beugte sich vor, nahm ihr Gesicht sanft in die Hände und küsste sie auf eine Art und Weise, wie er sie noch nie geküsst hatte. Andromeda wurde ganz schwindelig.

„Ted...“, flüsterte sie. „Ich liebe dich.“

„Ich liebe dich.“, erwiderte Ted und lachte. „Du hast keine Ahnung, wie sehr.“

„Ich liebe dich.“, sagte Rodolphus zu Bellatrix, als sie auf den Schulleiter zugehen um ihre Abschlusszeugnisse entgegenzunehmen. Bellatrix lächelte ihn an. Er wusste, dass sie diese Worte niemals erwidern könnte, zumindest nicht wirklich.

„Ich dich auch.“, brachte sie hervor, doch selbst Rabastan, der am Rande stand und den Schulabschluss seines Bruders feierte, konnte erkennen, dass ihre Augen und ihr Mund nicht die selbe Sprache sprachen.

„Mr Lestrage, Miss Black.“, verkündete Dumbledore feierlich. „Es war mir eine Ehre, sie beiden in ihren sieben Jahren auf unserer Schule begleiten zu dürfen. Möge ihre Zukunft all ihren Wünschen entsprechen und mögen sie es zu Großem bringen.“

Er überreichte ihnen die feinen Pergamentrollen, die den bestandenen Abschluss bestätigten, und Bellatrix kniffte Rodolphus in die Seite.

„Das hoffe ich auch, was?“, zischte sie und lächelte.

Rodolphus nickte. „Der wird sich umgucken.“, witzelte er, obwohl es ihn störte, dass seine Freundin selbst in diesem Moment wieder nur an Voldemort dachte.

Die große Halle applaudierte, als das Pärchen, die eine Hand mit der des Anderen verschlungen und die andere fest um die Pergamentrolle geschlungen, mit der sie nun stolz winkten, durch die Menge aus der großen Halle traten.

Andromeda klatschte ebenfalls Beifall. Und sie weinte, obwohl sie es nicht wollte.

Ebenso auch Narzissa, die am anderen Ende der großen Halle saß und zusammen mit Lucius eine Banderole mit Bellatrix Namen schwenkte.

Andromeda konnte Bellatrix durch die Menge der jubelnden Schüler kaum sehen, doch als sie die große Tür erreichte, hielt sie inne. Sie flüsterte Rodolphus etwas ins Ohr und drehte sich noch einmal zur Menge um. Sie blickte an die Decke der großen Halle und auch wenn sie sonst ganz bestimmt nicht der Typ für so etwas war, überkam sie in diesem Moment des Abschieds eine leichte Wehmut. Hogwarts war lange genug ihr zu Hause gewesen. Es nun zu verlassen, war seltsam. Bellatrix ahnte natürlich nicht, dass sie ein paar Jahre später genau hier sterben würde. Hier, in den Mauern, wo alles begonnen hatte. Im Schloss, auf dessen Gelände sie Voldemort kennengelernt und es zu seiner engsten Vertrauten geschafft hatte. Im Schloss, in dessen Gemäuern sie Geheimnissen auf die Spur gekommen und zu einer mächtigen Hexe herangewachsen war. Es gab keinen Ort wie Hogwarts.

Als sie sich dieses letzte Mal umdrehte, traf ihr Blick den von Andromeda. Es geschah, ohne dass sie es wollte. Sie lächelte. Und auch Andromeda schaffte es, durch die Tränen hindurch ein Lächeln zu erwidern. Es war das letzte Mal für viele Jahre, dass die Schwestern sich sahen.

Epilog- Drei Schwestern

35 Jahre später

Manchmal bildete sich Andromeda ein, im Gesicht des kleinen Jungen die Züge seines Großvaters zu erkennen. Er trug seinen Namen, und jedes Mal wenn Andromeda nach ihrem Enkelsohn rief, hoffte sie, ihr Mann würde mit seiner warmen, freundlichen Stimme antworten. Vielleicht würde er sie verstellen, um lustig zu sein, wie so oft, vielleicht würde er bloß ihren Namen erwidern. Dromeda, wie er sie stets genannt hatte.

„Du wirst einmal genau so ein guter Mann wie dein Großvater.“, flüsterte sie dem kleinen Jungen ins Ohr. „Und so mutig wie dein Vater. Und so wunderschön wie deine Mutter.“

Sie spürte eine einzelne Träne an ihrer Wange hinab rinnen.

„Nicht wieder weinen, Oma.“, sagte Teddy Lupin und strich seiner Großmutter eine Träne aus dem Gesicht. „Denk daran, was du mir gesagt hast.“

Andromeda nickte.

„Sie sind alle hier.“, flüsterte das kleine Kind und drückte die Handfläche auf Andromedas Brustkorb. „In deinem und in meinem Herzen.“

Andromeda nickte.

„Und eines Tages“, fuhr Teddy fort. „Werde ich das alles verstehen. Stimmt das, Oma?“

Wieder nickte Andromeda. „Das stimmt, Teddy. Du wirst verstehen, was passiert ist. Warum das alles passiert ist, kann ich dir bis heute nicht sagen. Aber ich verspreche dir eines, alles wird gut.“

„Aber es ist doch schon gut.“, sagte Teddy und kletterte vom Schoß seiner Großmutter. „Du hast gesagt, der Krieg ist längst vorbei. Mein Patenonkel Harry hat alle Bösen besiegt.“

„Das hat er.“, flüsterte Andromeda und stand auf. Sie strich ihrem Enkel über das vorübergehend blaue Haar. „Wir sollten nicht an den Krieg denken, er ist längst vorbei.“

„Aber du denkst jeden Tag an den Krieg.“, sagte Teddy mit bedrückter Stimme. „Richtig?“

„Richtig.“, gab Andromeda zu. „Aber wie ich es dir gesagt habe, eines Tages wirst du es verstehen.“

Sie wusste nicht, ob Teddy je fähig sein würde, zu akzeptieren, dass seine eigene Großtante seine Mutter ermordet hatte. Sie wusste nicht, ob sie selbst je fähig sein würde, ihm dies zu sagen. Wie sollte sie diese grausame, unglaubliche Wahrheit über die Lippen bringen? Als sie erfahren hatte, was mit ihrer Tochter geschehen war, waren all die Narben, die sie über so viele Jahre nicht gespürt hatte, wieder aufgerissen. Von der Hand der eigenen Tante ins Grab getragen. Sie hatte schon damals, als sie sich gegen die Familie gewandt hatte, gewusst, dass Bellatrix zu den schlimmsten Dingen fähig war. Dass sie allerdings so kalt und grausam war, hatte sie bis zu dem Tag der Schlacht von Hogwarts nicht glauben wollen. Der Schmerz über den Tod ihres Mannes alleine hatte sie in tausend Stücke zerrissen. Nun über den Verlust ihrer Tochter und deren Mann hinwegzukommen erschien Andromeda selbst sieben Jahre später wie ein unmögliches Unterfangen. Und die alte Schuld und die Frage, ob sie all das hätte verhindern können, wenn sie Bellatrix und die Machenschaften der Todesser bereits in ihrer Schulzeit an Dumbledore verraten hätte, keimten wieder in ihr auf.

Als sie erfahren hatte, dass auch Bellatrix in der Schlacht gestorben war, hatte sie bloß resignierend genickt. Es war abzusehen gewesen, dass sie in diesem Kampf, wenn das Gute sich tatsächlich durchsetzen konnte, ihr Leben lassen würde. Sie stand und fiel mit dem Dunklen Lord. All die Jahre über war sie ihm treu geblieben, und sie war für ihn gestorben. Wenigstens, das war der kleine, nicht einmal nötige Trost für Andromeda, die nicht eine Träne um ihre tote Schwester vergossen hatte und trotzdem nicht ohne einen ungewollten Schmerz um des Prinzips willen geblieben war.

Sie brauchte viel Trost nach dem Krieg.

Doch allein der Anblick ihres Enkelsohns, der es schaffte, trotz allem unbedarft glücklich zu sein, spendete Andromeda diesen.

„Gib dir selbst keine Schuld.“, hatte das Mädchen mit den wilden Locken gesagt. Hermine war ihr Name

gewesen, Hermine Granger. „Manchmal tun wir Dinge, weil wir es eben nicht besser wissen. Das beweist nicht, dass wir dumm sind, sondern, dass wir einfach bemüht sind, stets das Beste zu tun. Und egal, wie es jetzt ist, damals hast du das Beste getan. Du hast auf dein Herz gehört. Und das ist immer das Richtige.“

Ihre Worte hatten Andromeda an die flüchtige Bekanntschaft erinnert, die sie während der Zeit des Abbruchs mit ihrer Familie in Hogwarts kennengelernt hatte. Sian Somerset. Seitdem dachte sie wieder oft an das Mädchen, vielleicht als einzige Seele auf dieser Welt überhaupt. Auch das spendete ihr Hoffnung. Es gab überall Hoffnung, an jeder Ecke. Hoffnung in den Augen ihres Enkels, Hoffnung in den Augen von Hermine, als sie ihr dies kurz nach dem Krieg gesagt hatte. Als sie gesehen hatte, wie Hermine ihren Freund Ron Weasley ansah und er sie, hatte sie sich teils schmerzlich, teils von einem unbeschreiblichen Glück befallen an die ersten Jahre mit Ted erinnert gefühlt. Liebe war Hoffnung, Hoffnung war Liebe. Und obwohl sie innerlich endgültig zerbrochen war, stand Andromeda seit einiger Zeit wieder lächelnd auf. Einfach, weil sie stets hoffte, dass sie eines Tages wieder lächeln konnte und es auch wirklich so meinte, selbst wenn sie immer älter und die Tage kürzer wurden.

Auch an diesem Morgen war sie lächelnd aufgestanden. Wie immer hatte sie über die leere Seite des Bettes, wo sonst Ted gelegen und stets zu lange geschlafen hatte, gestrichen. Dann war sie in das Zimmer von Teddy gegangen, das über und über mit Bildern von Wölfen tapeziert war, hatte ihn geweckt und ihm ein herrliches Frühstück gezaubert. Dann hatte sie sich ins Wohnzimmer gesetzt und hatte genäht. Sie nähte jeden Tag und stellte zahlreiche, wunderschöne Kleider her, die sie an jene erinnerten, die sie in der Jugend getragen hatte. Sie wusste, dass Sian Somerset sich das Kleid, was sie am Abend ihres Todes getragen hatte, ebenfalls selbst genäht hatte. Andromedas Kleider waren ähnlich schön. Sie verkaufte oder verschenkte sie. Letzteres an Mädchen wie Hermine Granger, die ja inzwischen Weasley mit Nachnamen hieß, oder an deren Schwägerin Ginny Potter. Auf ihre alten Tage hatte sie sich mit ihren schönen Kleidern einen Namen in der Zaubererwelt gemacht. In der Winkelgasse hatte sie im letzten Jahr einen kleinen, schmucken Laden eröffnet, in den sie in der Regel gegen Mittag fuhr.

Dafür war es auch jetzt Zeit.

„Komm, wir müssen los.“, sagte Andromeda. Sie überprüfte Teddys Äußeres. Seine Haare waren inzwischen hellblond und ziemlich zersaust. „Steht dir.“, sagte sie. „Vielleicht solltest du bei dieser Farbe bleiben.“

„Mum ist auch nie bei einer Farbe geblieben.“, sagte Teddy trotzig.

„Das stimmt wohl. Du hättest sie sehen sollen.“, erwiderte sie mit einem traurigen Lächeln.

„Gehen wir zu Onkel Harry?“, fragte Teddy.

Andromeda nickte. Sie nahm den Jungen bei der Hand und stieg mit ihm in den Kamin.

„Das Haus der Potters!“, rief sie und schon wirbelte sie Hand in Hand mit ihrem Enkelsohn durch das Flohnetzwerk davon.

Das Wohnzimmer der Potters war schmuck und gemütlich eingerichtet. Die Wände waren hell gestrichen und über und über mit Bildern von all den Freunden behangen, die Harry in seinen Jahren auf Hogwarts gewonnen hatte. Auch das Foto von Andromeda, Nymphadora und Ted, was kurz vor dem Tod beider letzter aufgenommen worden war, hing in einem goldenen Rahmen dort.

Ginny erschrak nicht, als Andromeda im Kamin erschien.

„Auf die Minute genau!“, lobte sie. Sie setzte James von ihrem Schoß ab ins Sofa und lief Teddy entgegen. „Hey, Ted.“, grüßte sie ihn. „Magst du ein bisschen mit James spielen?“

Teddy nickte und lief lächelnd auf den kleinen James zu.

„Danke Ginny, wirklich.“, sagte Andromeda.

„Du weißt doch, dass ich gerne auf ihn aufpasse. Er gehört zur Familie.“ Ginny strich Andromeda über die Schultern. „Du musst dich nicht immer bedanken. Ist schon in Ordnung.“

Andromeda nickte. „Trotzdem.“

„Ich weiß doch, wie viel dir an dem Laden liegt.“, sagte Ginny. „Mein Bruder ist auch ständig nur bei George im Geschäft. Vielleicht siehst du ihn ja heute.“

„Ich grüße ihn, wenn.“, sagte Andromeda. „Jetzt muss ich aber los.“

„Gut. Dann viel Spaß heute.“ Ginny lächelte Andromeda herzlich an.

„Um sechs Uhr bin ich zurück. Alles wie immer.“, erklärte Andromeda, während sie zurück in den Kamin stieg.

„Alles wie immer.“, erwiderte Ginny.

Was Andromeda nicht wusste war, dass dieser Tag ganz und gar nicht wie immer sein würde.

Es war kein besonders schöner Frühlingstag, es regnete, und die Winkelgasse war wie leergefegt. Andromeda saß hinter dem Tresen ihres Geschäftes. Kein einziger Kunde hatte heute ein Kleid kaufen wollen. Andromeda seufzte. Gerade hatte sie die einzige Angestellte, Louise Dagger in den Feierabend geschickt und nun drohte die Stille mit all ihren schlimmen Gedanken wieder Besitz von ihr zu ergreifen. Andromeda strengte sich an, nicht wieder in schmerzliche Erinnerungen an die Vergangenheit zu versinken, doch sie schaffte es kaum. Sie dachte an Bellatrix, an den Mord an ihrer Tochter, und an Narzissa, von der sie gar nichts wusste. Das Gesicht ihrer kleinen, blassen Schwester zeichnete sie ganz deutlich vor ihrem Gesicht ab. Sie sah es so klar vor sich, dass sie es in der Frau, die soeben ihren Laden betrat, zu erkennen meinte.

„Guten Tag, Miss.“, sagte sie mechanisch und versuchte, den Gedanken abzuschütteln. Doch es ging nicht. Sie sah Narzissa förmlich vor sich stehen. Bis sie bemerkte, dass die Frau, die soeben ihren Laden betreten hatte, tatsächlich Narzissa Malfoy war.

Andromeda wich zurück. Sie wollte schreien, wollte Raus rufen, wollte Narzissa davon jagen, doch sie brachte kein Wort hervor. Da stand sie. Nach all den Jahren. Ihr helles Haar war kurz geschnitten, das stolze Gesicht von Sorgen zerfurcht und in ihren Augen standen Tränen. Andromeda konnte die Unglaublichkeit des Momentes wie Gift durch ihre Adern rauschen spüren. Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein. Sie fühlte sich, als habe man ihr ins Gesicht geschlagen.

„Hallo, Andromeda.“, sagte Narzissa mit leiser, aber gefasster Stimme.

Andromeda langte nach ihrem Zauberstab. Sie wünschte sich, sie könne ihrer Schwester einfach einen Fluch auf den Hals jagen. Nicht eine Sekunde lang hatte sie Narzissa für weniger schuldig befunden als Bellatrix. Zwar wusste sie, dass sie nie eine Töchterin gewesen war, so aber ihr Mann und ihr verzogener Sohn Draco. Und Narzissa hatte nichts dagegen getan. Allerdings hatte Andromeda damals auch nichts dagegen unternommen. Sie gab ihre hastige Suche nach dem Zauberstab auf und stellte sich stattdessen gerade vor ihre Schwester.

„Ich bitte dich, meinen Laden zu verlassen.“, brachte sie hervor.

Narzissa nickte. „Gut. Es war ohnehin dumm von mir, herzukommen“

Sie drehte sich um und machte Anstalten zu gehen, als Andromeda wie von selbst rief: „Warte! Warte. Bleib.“

Als Narzissa sie ansah, konnte Andromeda ehrliche Freude in ihren Augen lesen.

„Danke.“, sagte Narzissa demütig. „Ich will dich gar nicht lange stören.“

„Was willst du?“, fragte Andromeda forsch. Ihr Herz schlug ihr bis in den Hals. Sie konnte nicht fassen, was gerade geschah.

„Ich habe bloß eine Frage.“, sagte Narzissa kleinlaut. „Ich habe von deinen Kleidern gehört. Und ich bin oft genug an deinem Laden vorbeigelaufen.“

„Natürlich, ohne einmal hinein zu kommen.“, spottete Andromeda.

„Ich bitte dich. Du siehst doch, wie du reagierst.“, sagte Narzissa. „Und machen wir uns nichts vor. Uns beiden fehlte die Stärke, sich einander zu stellen.“

Andromeda wusste daraufhin nichts zu sagen.

„Aber jetzt habe ich ein Anliegen.“, sagte Narzissa. Andromeda spürte, wie schwer es ihr fiel, die Fassung zu bewahren.

„Was gibt es?“, fragte sie schroff.

„Draco wird heiraten.“, erklärte Narzissa und eine sanfte Röte stieg ihr in das Porzellangesicht.

„Und?“, zischte Andromeda. Sie ahnte schon, worauf das hinauslief.

„Ich habe mich gefragt, ob du das Kleid für seine Braut nähen möchtest.“, sagte Narzissa mit großer Mühe.

„Bitte?“, rief Andromeda empört. Sie schnappte nach Luft. Nach all den Jahren kreuzte Narzissa auf und

bat sie, ein Kleid für den Sohn eines Mannes zu nähen, der Mitschuld an all ihrem Unglück trug?

„Ich kann es verstehen, wenn du es nicht möchtest.“, sagte Narzissa kühl. Doch dann verlor sie die Fassung, brach in Tränen aus und schluchzte: „Vielleicht habe ich einfach nur einen Grund gesucht, um mit dir zu reden. Ich brauchte einen Antrieb, um mich dir zu stellen. Es tut mir so Leid, dass ich einfach hierhergekommen bin. Ich werde jetzt gehen.“

Wieder machte Narzissa Anstalten, den Laden zu verlassen, wieder rief Andromeda ihr hinterher.

„Wenn du jetzt gehst“, rief sie, „dann brauchst du erstrecht nie wieder zu kommen.“

Narzissa hielt inne. Dann sah sie Andromeda ins Gesicht und diese musste sich eingestehen, dass Narzissa bildschön war. Sie hatte noch immer den leicht verzweifelten und herablassenden Ausdruck im Gesicht, der sich über die Jahre mit dem ebenso blasierten Lucius Malfoy wohl noch gefestigt hatte, doch sie war von einer unverkennbaren Eleganz und Schönheit. Andromeda kam sich entblößt vor. Die Trauer und die Einsamkeit hatten ihr einstiges Bildergesicht in eine blasse Maske der Verletzung verwandelt. Selbst, wenn sie noch immer von einer gewissen Schönheit zeugte, so war diese kaum mehr als der verblasste Glanz längst vergangener Tage.

Eine Weile standen die Schwestern nur dort. Draußen hatte es angefangen zu regnen und die Wolken, die sich vor die Sonne geschoben hatten, ließen kaum noch Licht durch die Fensterscheiben des Geschäfts. Narzissa und Andromeda sahen sich an und keine von ihnen wusste so Recht, was sie sagen oder fühlen sollte.

„Hör zu...“, begann Narzissa schließlich. „Es tut mir Leid, was passiert ist.“

„Was meinst du?“, donnerte Andromeda los. Wenn sich Narzissa entschuldigen wollte, dann müsste sie dies für einen ganzen Stoß schrecklicher Dinge tun, die sie über all die Jahre getan und geschehen lassen hatte.

„In erster Linie, das, was mit deinem Mann passiert ist. Ted...“ Narzissa senkte den Blick.

„Du wagst es...!“ Mit einem Satz trat Andromeda ihr gegenüber. Wut kochte in ihr hoch, eine heiße, vernichtende Wut, wie sie sie schon seit Ewigkeiten nicht gefühlt hatte. Vielleicht noch nie. Vielleicht, schoss es ihr in diesem Moment durch den Kopf, hatte sich Bellatrix ständig so gefühlt. Sie spürte den Wahnsinn in ihren Adern pulsieren und die plötzliche Angst in den Augen ihrer kleinen Schwester waren wie eine Bestätigung ihrer Autorität. Doch sie fing sich wieder, erschrak sich vor sich selbst und nickte stattdessen resignierend, ehe sie sich in den Sessel vor der Theke fallen ließ.

„Herzlichen Dank auch.“, knurrte sie erschöpft. „Dein Beileid tröstet mich ungemein.“

„Ich weiß, ich habe nicht das Recht dazu, über deinen Mann zu reden. Oder über deine Tochter. Zumal Bella...“ Narzissa hielt inne.

Andromedas ballte die Hände zu Fäusten. „Wenn du über Bella reden willst, dann kannst du doch gehen. Und dann ist es mir egal, ob du wiederkommst oder nicht.“

„Andromeda, bitte. Wir wissen beide, dass Bella Fehler gemacht hat.“, sagte Narzissa. „Sehr viele, große, gravierende Fehler. Ich hätte es früher wissen müssen, hätte sie aufhalten sollen.“

„Oh ja, das hättest du.“, murmelte Andromeda, doch ein Stück weit sprach sie da auch zu sich selbst.

Narzissa nickte beschämt. „Ich bitte dich nicht um Verzeihung. Weder das was ich getan habe, noch was Bellatrix getan hat, ist zu verzeihen. Ich möchte nur, dass du weißt, dass es mir Leid tut. Und dass ich mir jetzt im Klaren darüber bin, dass ich mich lange Zeit falsch verhalten habe. Inzwischen kann ich mir nicht einmal mehr Recht erklären, wieso.“

„Tu nicht so, als ob du nicht gewusst hast, was vor sich ging. Spätestens als das Mädchen starb.“, zischte Andromeda. „Tu nicht so, als hättest du keine Wahl gehabt.“

„Du hast Recht.“, gab Narzissa zu und eine einzelne Träne fiel aus ihren Augen auf die dunklen Ladendielen.

„Wir haben immer eine Wahl.“, sagte Andromeda ruhig.

„Du hast die Richtige getroffen.“, stimmte ihr Narzissa zu. „Du hast auf dein Herz gehört.“

Andromeda nickte. Sie spürte, wie ihr Hals eng und die Augen feucht wurden. „Glaubst du nicht“, brach sie ungewollt los, „dass es wehgetan hat? All die Jahre? Und damals? Zu gehen? Dich und Bella einfach von

mir zu trennen? Glaubst du nicht, dass es schwer war? Nicht selten habe ich gedacht, ich zerbreche in tausend Teile. Es gab Abende, an denen ich mich fragte, wie ich überhaupt den Tag überlebt habe.“

Die Schwestern weinten bitterlich.

„Ich weiß...“, schluchzte Narzissa. „Ich weiß.“

„Und du hast gesehen, dass ich leide. Und du wusstest, dass es falsch ist, was du tust!“, schrie Andromeda. „Ich werfe dir keine Schuld vor. Ich selbst bin nicht frei von Schuld. Wir alle hätten etwas tun können dagegen.“

„Manche Dinge geschehen einfach, weil sie so vorgesehen sind.“, versuchte Narzissa zu sagen, doch Andromeda fiel ihr lauthals ins Wort.

„Vorgesehen? Du meinst, der Tod meines Mannes war vorgesehen? Du meinst, all diese Tode waren vorgesehen? Meine Tochter hatte gerade erst ein Kind bekommen! Und wer hat sie umgebracht? Unser eigen Fleisch und Blut!“ Nie in ihrem ganzen Leben hatte Andromeda so laut geschrien.

Narzissa weinte so bitterlich, dass es Andromeda beinahe wehtat. Vor langer, langer Zeit, hätte sie sie schützend in die Arme genommen und getröstet. Aber nicht jetzt.

„Nein, natürlich nicht.“, schluchzte Narzissa. „Aber es macht keinen Sinn, Schuld für etwas zu fühlen, was man nicht mehr begleichen kann. Und es macht wahrscheinlich auch keinen Sinn, zu versuchen, etwas zu retten, was lange schon verloren ist. Aber ich habe so oft an dich gedacht in letzter Zeit.“

„Sag mir nicht, dass du mich vermisst hast.“, drohte Andromeda. „Denn das hast du nicht.“

Narzissa schwieg. Natürlich hatte sie Andromeda vermisst. Vor allen Dingen seit der Krieg vorbei war und sie erkannt hatte, dass viele Dinge geschehen war, die nicht hätten geschehen müssen. Seitdem sie erkannt hatte dass das, wohinter sie all die Jahre gestanden hatte, falsch gewesen war, hatte sie ein Bedürfnis, alles richtig zu machen. Als sie damals im Wald Harry Potters Leben verleugnet hatte und er dank ihrer guten Tat überlebte, hatte sie zum ersten Mal erkannt, wie schön es ist, auf das eigene Herz zu hören. Und dieses hatte sie an jenem regnerischen Frühlingstag in den Laden ihrer Schwester geführt. Die Vernunft, der Verstand und die Logik hatten sie verlassen. Einzig und allein die Erinnerung an die schwesterliche Liebe und das klaffende Loch in ihrem sich nach Vergebung sehnenen Herzen waren ihre Begleiter, als sie dort stand und weinte.

„Ich bitte dich nicht um Vergebung.“, sagte sie.

Andromeda schwieg. Niemals wäre sie fähig, Narzissa zu vergeben. Doch sie war ihre Schwester. Trotz allem war sie ihre Schwester. Und Blut war dicker als Wasser, egal, was passierte. Dass Narzissa ihr Leid tat, wie sie dort weinen vor ihr stand, wollte sich Andromeda nicht eingestehen. Doch sie spürte in jeder Faser ihres Körpers die verblasste Erinnerung an damals. Und eine ganz bestimmte Szene aus ihrer Jugend drängte sich in ihre Gedanken.

Der ausklingende Abend auf einer von Slughorns Partys. Eine Band von Landstreichern die ein Lied spielten, dessen Text Andromeda längst vergessen hatte.

Ihre kleine Schwester, die mit einem traurigen Gesicht zu ihr aufsaß und mitsang. Sie hielten inne, als sie an der Strophe angelangten, an der Bellatrix stets eingesetzt hatte. Sie fehlte, schon damals.

„Ich weiß...“, hatte Narzissa gesagt. Ohne weitere Worte hatten sich die Schwestern verstanden.

Sie hatten hingegenommen, dass das Leben wehtat. Dass man Verluste erleiden und Entscheidungen treffen musste, die einen auseinanderreißen und verletzen. Um zu überleben. Und um glücklich zu sein.

In all den Jahren hatte sie es unabhängig voneinander geschafft, ihr Glück zu finden. Jede auf ihre ganz eigene Weise. Es war nicht an der Zeit, zu entscheiden, welche Weise die richtige gewesen war. Denn glücklich waren sie, ohne Frage.

Bellatrix, ohne es zu wissen. Sie war nicht fähig gewesen, ehrliche Freude zu empfinden, aber sie lebte das Leben, das sie sich gewünscht hatte. Zumindest war ihr Leben nahe an jenem dran. Narzissa war glücklich, solange sie den Schein wahrte. Und in dem Moment, in dem sie Harry Potters Leben gerettet hatte, war sie vielleicht zum ersten Mal in ihrem ganzen Leben durch und durch glücklich gewesen. Andromeda war über die längste Weile glücklich gewesen, denn sie hatte, wie oft in ihrer Geschichte erwähnt, auf ihr Herz gehört und sich für die wahre Liebe und das Leben mit dieser entschieden. Und auch, wenn sie litt und traurig war, so machte die Hoffnung auf das wahre Lächeln, auf das sie jeden Morgen wartete, sie immer noch glücklich.

Ja, an diesem Abend auf dem Fest bei Slughorn hatten die Schwestern zum ersten Mal hingegenommen, dass nicht immer alles so läuft, wie man es sich vorstellt, aber dass man trotzdem glücklich sein kann.

Dass Narzissa nun vor ihr stand war alles Andere als das, was Andromeda sich vorgestellt hatte. Sie hatte viel an die Vergangenheit mit ihren Schwestern gedacht, aber nie an die Zukunft mit der Überlebenden. Für sie hatte es schlichtweg keine gegeben. Aber da stand sie, und weinte, und egal wie fremd sie ihr war, sie war ihre Schwester. Und durch all die Wut und das Wissen, dass sie ihr nie verzeihen konnte hindurch, fühlte sich das Loch in ihrem Herzen, dort, wo vor einer Ewigkeit das Band zwischen den drei Schwestern gewebt war, ein wenig kleiner an.

Andromeda sah Narzissa eindringlich an. Und wie damals, auf Slughorns Fest, sagte Narzissa: „Ich weiß...“

Und ohne Worte verstanden die Schwestern, dass sie einander nie wieder so nahe sein würden, wie sie es einst gewesen waren. Andromeda würde Narzissa nie verzeihen können und diese würde ihre Schuldgefühle nie überwinden und sich auf eine engere Bindung mit ihrer Schwester einlassen können. Aber einst hatten sie einander geliebt. Liebe ist Ewigkeit. Und Liebe ist Hoffnung. Und ewige Hoffnung spendet Trost und Glück, auch, wenn sie nie erfüllt wird.

„Es ist besser, wenn du jetzt gehst.“, sagte Andromeda leise. Narzissa nickte.

„Es war schön, dich... Auf Wiedersehen.“, sagte Narzissa. Sie zog die Kapuze ihres hellen Regenmantels über das silbrige Haar und war für einen Moment wieder das gläserne Mädchen von früher. Mit Tränen in den Augen lächelte sie Andromeda an.

Dann öffnete sie die Tür und trat in den Regen hinaus.

„Narzissa!“, rief Andromeda.

„Ja?“ Narzissa sah sie fragend an.

„Schick...“, setzte Andromeda an. „Schick die Verlobte deines Sohnes doch mal zu mir in den Laden. Dann werde ich sehen, was ich tun kann.“

Narzissa lächelte. Ganz ehrlich und überraschend warm. „Ja. Ja, das werde ich tun.“

„Gut.“, sagte Andromeda.

„Weißt du“, erzählte Narzissa noch rasch. „Sie ist wunderschön. Draco heiratet eine ganz wunderschöne Frau. Sie hat herrliches, betörendes, langes Haar und...“ Sie hielt inne. „Sie sieht aus wie die Banshee, die in diesem... Lied...beschrieben ist.“

Andromeda spürte ihr Herz schlagen, spürte Worte auf den Lippen, die sie nicht sagen konnte. Stattdessen nickte sie nur.

„Auf Wiedersehen.“, sagte Narzissa schließlich.

„Auf Wiedersehen.“, erwiderte Andromeda.